CHARLOTTE BROICHER

JOHN RUSKIN UND SEIN WERK ◻ DRITTE REIHE

CHARLOTTE BROICHER
JOHN RUSKIN III. REIHE

JOHN RUSKIN
UND SEIN WERK

SOZIALREFORMER/PROFESSOR/PROPHET

DRITTE REIHE/ESSAYS VON

CHARLOTTE BROICHER



VERLEGT BEI EUGEN DIEDERICHS

JENA 1907

GEDRUCKT
IN DER OFFIZIN
BREITKOPF & HÄRTEL
IN LEIPZIG

VORWORT

Der Abschluß dieses Werkes ist wie der Abschied von einem Freunde, dessen Wesen sich einem mit den Jahren immer größer und schöner enthüllt hat. Ich bin mir der Mängel meiner Arbeit voll bewußt. Um Ruskins Lebenswerk darzustellen, hätte es der ästhetischen und nationalökonomischen Bildung des Fachgelehrten bedurft, wie der Anschauungskraft des Künstlers. Denn obwohl „Ruskin als Persönlichkeit über jeden Beruf hinauswuchs", sind seine Werke doch nur aus ästhetischen und nationalökonomischen Kenntnissen heraus voll zu würdigen, deren Mangel der Laie schmerzlich empfindet.

Wenn es mir aber gelingt, auf ihn aufmerksam zu machen als auf Einen, der uns viel zu sagen hat, Fachleute seiner Bedeutung näher treten und Laien den Zugang zu seinen Werken finden, dann ist der Zweck meiner Arbeit erfüllt.

Für seine nationalökonomische Bedeutung sei besonders auf J. A. Hobsons eingehendes Werk hingewiesen: *John Ruskin, Social-Reformer*, dem ich viel verdanke. Auch Collingwoods neue Bearbeitung seiner Ruskin-Biographie, teilt wertvolle persönliche Eindrücke und Briefe mit. Aber die Hauptgabe der letzten Zeit bilden doch Ruskins Briefe an Norton, die ich schon neulich erwähnt habe. Ferner seien Frederic Harrisons Ruskin-Biographie und von Schulze-Gae-

vernitz' Darstellung der sozialen Zustände des 19. Jahrhunderts in England dankbar hervorgehoben. Als Gaevernitz sein Werk verfaßte, war die englische Literatur aber noch arm an Werken über Ruskin. Er weiß daher mehr über Toynbee, dessen Biographie schon erschienen war, als über seinen großen Lehrer, und führt die Entwicklung „zum sozialen Frieden" nicht nach Gebühr auf Ruskins Einfluß zurück.

In Deutschland haben, wie schon früher gesagt, Sam Saenger und Paul Clemen sich zuerst eingehend mit Ruskins Bedeutung beschäftigt. Auch Christian Eckart hat eine nationalökonomische Studie über Ruskin in Schmollers Jahrbuch veröffentlicht. Ernst Sieper gibt eine von warmer Begeisterung getragene Darstellung seiner ästhetischen Lehren („Das Evangelium der Schönheit." Ruhfuß. Dortmund) Heitz & Mündel haben angefangen, die Übersetzung Ruskinscher Werke mehr im Zusammenhang zu bringen als zu Anfang. Diederichs hat neben andern nun auch die großen Werke „Moderne Maler", „Steine von Venedig", mit Ruskins eigenen schönen Illustrationen fast unverkürzt gebracht. Und es mehren sich die Anzeichen, daß man nach Ruskin verlangt. Erscheint doch *Fors Clavigera* jetzt in der *Tauchnitz-Edition*. Aphorismen aus seinen Werken sind von Marie Kühn übersetzt, unter dem Titel „Menschen untereinander". Und doch kann man Ruskin nur aus dem Zusammenhang seiner Werke kennen lernen. Tolstoj hat „Gedanken weiser Männer" (Langen, München 1904)

herausgegeben, deren Zitate zumeist den Werken Ruskins entnommen sind, mit denen er besonders Fühlung hat. Es wäre eine lockende Aufgabe gewesen, Ruskin in Vergleich mit Tolstoj zu stellen. In einen Vergleich, der sich von selbst aufdrängt, und ebensoviel Übereinstimmung wie Unterschiede aufweist. Unterschiede besonders in beider Männer Auffassung vom Krieg, worin Ruskin an Treitschke erinnert (vgl. „Der Kranz von Olivenzweigen“); von Gewalt der Obrigkeit, die Tolstoj verwirft, vom Adel der Menschennatur, an den Tolstoj nicht glaubt, und anderes mehr. Auch mit Nietzsche finden sich neben gewaltigen Unterschieden zahlreiche Berührungspunkte. Ebenso mit Ibsen. Da Ruskin Ibsen und Nietzsche aber nicht gekannt, und von Tolstoj erst gegen Ende seines Lebens gehört hat, ist seine vielfache Übereinstimmung mit anderen großen modernen Denkern nur ein Beweis für seine Fähigkeit, die Probleme der Zeit zu erfassen und nach neuen Lösungen zu ringen. Über Ruskins naturwissenschaftliche Werke zu reden, hielt ich mich nicht für kompetent. Aber es gibt in England Viele, die sie über alles stellen, was er sonst geschrieben hat. Auf Ruskins Gesamtbedeutung bin ich in diesem Bande nicht eingegangen. Es wäre nur eine Wiederholung meiner „Orientierenden Gesichtspunkte“ im ersten Band dieser Essays geworden.

November 1906 *Charlotte Broicher*

BERICHTIGUNGEN ZU BAND II

Seite 61. Zeile 7 von unten: der Satz „Die sogenannte — Zustimmung“ — ist zu streichen.

Seite 105. Zeile 11 von unten lies: *ancilla domini* statt *a. domine.*

Seite 162 lies: Daß Burne Jones Beziehungen nicht dauernd erschüttert werden konnten, — statt: Was Burne Jones Beziehungen.

Seite 197: In Zeile 2 des englischen Zitats lies: *about* statt *abont.*

Seite 214. Zeile 11 von unten lies: *Toynbee* statt *Toyubee.*

Seite 225. Zeile 5 und 6 von oben lies: für statt auf.

ZIELE DER NATIONALÖKONOMIE

Ruskins anscheinend plötzlicher Übergang vom Kunstkritiker zum Gesellschaftskritiker und sozialen Reformer ist dem großen Publikum auch in England immer unverständlich geblieben. Und doch bildet das, was seiner Kunstkritik ihre Besonderheit gab — die Natur zum Ausgang künstlerischer Darstellung zu nehmen — auch den charakteristischen Grundzug seiner Nationalökonomie. Ihm war das Leben ein Organismus vielverschlungener Kräfte. Wie er von seinem Widerspiel, dem Kunstwerk, in erster Linie organisches Leben verlangte, so auch von der Wirtschaftspolitik. Er betrachtete sie als ein Ganzes, dessen Gesundheit auf der Anwendung all seiner Kräfte beruhte. Darum suchte er auch bei der klassischen Nationalökonomie nach Erkenntnis der organischen Kräfte, die das wirtschaftliche Leben bedingen und tragen. Aber statt Brot fand er Steine. Der ganze Reichtum des Lebens war hier auf wenige abstrakte Formeln reduziert, und der Reichtum, in dessen Gewinn die Nationalökonomie den Lebenszweck schlechthin gesetzt, war „der Besitz eines großen Vorrats an nützlichen Dingen". Gleichgültig zu welchem Zweck sie verwandt würden und in wessen Hände sie gelangten. Und der Gewinn des Reichtums wurde einzig und allein durch das eherne Gesetz von

Angebot und Nachfrage bedingt und geregelt. Dem Arbeitgeber verlieh das eine unerhörte Gewalt über das Leben der von ihm abhängigen „Hände“, deren menschliche Bedürfnisse von der Wissenschaft ignoriert und von den Arbeitgebern zertreten wurden.

Da Ruskin den Kampf gegen diese Auffassung mit Waffen führte, die in einem andern Arsenal geschmiedet waren, betrachtete die klassische, oder wie sie in England heißt, die orthodoxe Nationalökonomie ihn als unbefugten Eindringling, der nicht ernst zu nehmen sei. Denn er ging ebensooft auf ihre Begriffe ein, wie er sie andererseits erweiterte, und damit ihren Sinn veränderte. Und doch schickte er sich an, das System, das die orthodoxe Wirtschaftslehre langsam Stein auf Stein schichtend aufgerichtet hatte, niederzureißen. Der oberflächliche Journalismus glaubte, ihn widerlegt zu haben, wenn er einzelne Stellen, die die öffentliche Meinung besonders empfindlich berührten, aus ihrem Zusammenhang hob, und von ihrer Voraussetzung gelöst, dem Hohn des Publikums als Wahnwitz preisgab. Er war außerstande, den Reichtum seiner Gedankenwelt in ihrem inneren Zusammenhang zu erfassen. Der Durchschnittsphilister aber, der sich nicht beunruhigen lassen wollte, glaubte um so eher berechtigt zu sein, Ruskins soziale Anklagen und Forderungen als Don Quichoterien abzuweisen, als sie sich gegen all

das wandten, worauf das moderne England so stolz war: das unaufhaltsame Aufhäufen des Kapitals, das Anwachsen der Fabrikstädte, der Spinnereien, Webereien und Eisengießereien, den Aufschwung der Industrie und des Handels schlechthin. Wie kam dieser Schriftsteller und Kunstkritiker dazu, das, worauf Englands Größe und Macht beruhte, zu schmähen, herabzusetzen und zu brandmarken? Die Zustände, wie sie in den Industriegebieten Englands noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts an der Tagesordnung waren, rechtfertigen Carlyles und Ruskins Anklagen, sie seien schlimmer als irgend eine Sklaverei des Altertums, und bildeten einen Schandfleck in der Entwicklungsgeschichte moderner Industrie. Siebzehnstündige Kinderarbeit war die Regel; dabei Hungerlöhne, ungenügende Ernährung und schlechte, ungesunde Wohnungsverhältnisse. Kingsleys soziale Romane haben diese Zustände nicht übertrieben. Gesetze gegen Ausbeutung der Arbeiter durch die Arbeitgeber wurden als sentimentale Forderungen verweigert, und recht- und schutzlos war der Arbeiter, der auch im Parlament keine Stimme besaß, der Gewinnsucht der Fabrikanten preisgegeben. Diese, ungebildet und roh, oft selbst aus dem Arbeiterstand hervorgegangen, besaßen keinen andern Ehrgeiz, als möglichst schnell reich zu werden. Jedes Mittel war dazu erlaubt; hatte doch Adam Smith nachgewiesen, daß Wirtschaftslehre und Moral nichts

miteinander gemein hatten. Die Entwicklung der einen beruhte ausschließlich auf dem menschlichen Eigennutz als allein wirksamer Triebfeder; die Moral dagegen kam ebenso ausschließlich im Altruismus zur Geltung und hatte mit Ausgestaltung sozialer Verhältnisse nichts zu tun. Denn die orthodoxe Nationalökonomie war ein Kind des Materialismus und der mechanischen Weltanschauung. Sie trennte, was Gott zusammengefügt hatte, und löste den Zusammenhang der Natur- und Moralgesetze mit der Wissenschaft, in verschiedene Gebiete blutloser Abstraktionen auf.*

Gegen diese Auffassung hatte sich Carlyle schon erhoben mit seiner wundervollen Definition der Moralität, als der Grundbedingung des Menschendaseins. Ohne Moralität kann man nach Carlyle weder fechten, singen, noch denken; denn die Moral des Menschen strömt unwillkürlich in all sein Tun und Lassen ein. Die klassische Nationalökonomie aber reduzierte den Menschen theoretisch ganz ebenso zur Maschine, wie die Praxis ihn zu bloßen „Händen“ degradierte. Ruskin mußten diese dem Leben abgewandten Konstruktionen unannehmbar sein. Er konnte die Dinge nicht isoliert betrachten. So waren ihm auch Moral und Wirtschaftslehre nicht feindliche Gewalten, verschiedenen Bereichen entstammend, sondern so eng verschwistert wie Ursache und Folge.

---

* von Schulze-Gaevernitz: „Zum sozialen Frieden.“

Die klassische Nationalökonomie ist von der deutschen Wissenschaft längst widerlegt worden. Viele ihrer Vertreter nähern sich in dem Verschmelzen der wirtschaftlichen und ethischen Grundzüge Ruskins Anschauungen. Was seine Schriften trotzdem so aktuell für uns macht, liegt in seiner Kunst, wissenschaftliche Formeln zu realem Leben zu erwecken, das nun in uns und um uns pulsiert.

Ruskins Übereinstimmung mit der deutschen Nationalökonomie ist dem englischen Publikum bis vor kurzem ebenso unbekannt geblieben, wie den Deutschen Ruskins nationalökonomische Bedeutung. Die deutsche Nationalökonomie und Ruskin haben vielfach dieselbe Kritik an den wirtschaftlichen Zuständen oder Mißständen geübt, die der Aufschwung der Industrie für den sogenannten vierten Stand mit diesem gezeitigt hat. Unter den deutschen Nationalökonomen weisen viele wie auch Ruskin auf die unausbleiblichen Gefahren hin, die das Übergewicht der Industrie und der Rückgang von Ackerbau und Viehzucht im Gefolge haben müssen. Es ist oft bedauernd ausgesprochen worden, wie sehr es Ruskins Einfluß vermindert habe, daß er keine Gelehrsamkeit besessen und seine Gedanken nicht an andere Systeme habe anknüpfen und von hier aus weiter führen können. Aber abgesehen von der Nutzlosigkeit solchen Bedauerns, liegt Ruskins Bedeutung gerade in der Unmittelbarkeit seiner Intuition auch auf diesem Gebiet. Seit es

Wissenschaft gibt, hat es Männer gegeben, deren Eingebung den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung vorausgeeilt ist, die die Wahrheit intuitiv erkannten, ohne sie durch exakte Beweise belegen zu können. Die Männer der Forschung sind ihnen später diese Beweise nicht schuldig geblieben. Eines der interessantesten Beispiele aus der Geistes- und Kulturgeschichte ist vielleicht der wissenschaftliche Beweis, den der geistvolle schottische Biologe Patrick Geddes für die am meisten angegriffenen Ruskinschen Theorien erbrachte, in dem er ihre Übereinstimmung mit biologischen Grundgesetzen nachgewiesen hat. *(John Ruskin, Economist. 1884.)* Er beruft sich dabei auf das höchste britische Forum der Wissenschaft, die *British Association*,* das der klassischen Nationalökonomie den Anspruch auf Wissenschaftlichkeit aberkennt (1878 und 1881), da sie die Ergebnisse der Naturwissenschaft und namentlich der Biologie, nicht in ihren Untersuchungen verwertet habe. Die Nationalökonomie operiere nach wie vor mit scholastischen Abstraktionen, die modernen Begriffe aber, die sie in ihre Untersuchungen habe aufnehmen müssen, — wie Entwicklung, Wettbewerb, Co-operation, — betrachte sie immer noch als feststehende Tatsachen einer geheiligten Tradition. Ihre Vorstellung von „Reichtum als in unvergänglichen Objekten verkörperte

* Entspricht der preußischen Akademie der Wissenschaften, mit Ausschluß der humanistischen Fakultäten.

nützliche Dinge“ entspricht der übernommenen naturwissenschaftlichen Definition von Organismen als Lebenskräften, verkörpert in unvergänglichen Objekten. So wenig nun der Biologe zweifelt, daß Organismen lebendig sind und Reichtum nützlich, so wenig bildet die Lebenskraft an sich den Inhalt seiner Forschung. Vielmehr wendet er sich dem Studium der einzelnen Organismen zu, und betrachtet sie in ihren veränderten Beziehungen zu Raum und Zeit.

Für die Pseudowissenschaft der klassischen Nationalökonomie bildet die Nachfrage nach der Quantität eines Artikels und des Angebots das Hauptproblem der Untersuchungen. Natur und Wesen des Objektes selbst erscheinen dagegen nebensächlich. Ihre Vertreter lassen in ihrem Studium materieller Güter die Art der Produktion, Verteilung und Verbrauch gänzlich außer acht. Ebenso die Bedürfnisse der Gesellschaft, für welche die Güter produziert und von der sie konsumiert werden. Dies aber bildet das Hauptproblem in Ruskins Untersuchungen. Er bekämpft die Nationalökonomie nicht, sofern sie Handelsökonomie ist, d. h. so lange sie die Zustände der modernen Gesellschaft lediglich vom kommerziellen Standpunkt aus untersucht. Die Interessen der Handelsökonomie kollidieren jedoch beständig mit den Interessen der National- oder Staatsökonomie, da sie lediglich selbstsüchtige und individualistische Ziele verfolgen.

Die wahre Nationalökonomie hat aber eine höhere und umfassendere Aufgabe. Sie muß den Nachweis erbringen, wie die Interessen der ganzen Nation am besten zu fördern sind; auf welche Weise die Energien des Kaufmanns der Lebensförderung und dem Glück des ganzen Volkes nutzbar zu machen sind. Deshalb stellt Ruskin es in Abrede, daß die Nationalökonomie lediglich die Lehre von den Gütern, ihrer Erzeugung, ihrem Umlauf, ihrer Verteilung, ihrem Verbrauch sei. Das, was die klassische Nationalökonomie aus dem Bereich ihrer Untersuchungen ausgeschaltet hatte, stellt er in den Mittelpunkt der Frage. Der Einfluß der Güterbewegung auf den Menschen ist ihm die Hauptsache, und zwar der Einfluß auf den ganzen Menschen. Ruskins Ideal ist nicht die Vervollkommnung der Produktion und Zirkulation der Güter, sondern die Vervollkommnung des Menschen. Sein Urteil über die Erscheinungen des Wirtschaftslebens ist abhängig von seiner Ansicht über die Rückwirkung dieser Erscheinungen auf den geistigen, körperlichen und sittlichen Zustand der Menschen. Für ihn gipfelt der Reichtum des Landes nicht in „nützlichen Dingen“, die in „dauernden Objekten“ verkörpert sind, sondern in „möglichst vielen, glücklichen, helläugigen, breitbrüstigen Menschen. . . .“* „Und die Hauptfrage für den Einzelnen wie für die ganze Nation ist niemals: Wieviel produzieren

* Diesem Letzten, § 40.

sie, sondern wofür geben sie ihr Geld aus?"* Dies sind die Angelpunkte in Ruskins Nationalökonomie. Er faßt sie zusammen in das Wort: *There is no Wealth but Life.*** Aus ihnen ergibt sich seine Definition der Güter, des Reichtums und des Geldes; auch dessen, was er unter Vorrat, Preis und Kosten versteht. Denn sein Bestreben geht überall dahin, die Formeln der Spezialwissenschaft zu erweitern und zu vertiefen, um das volle Leben ungehindert hindurchfluten zu lassen.

Ruskin trug sich mit einem viel umfassenderen Plan einer neuen, der „wahren" Nationalökonomie, als er schließlich ausgebildet hat. In *Unto this Last* will er die Grundlagen des orthodoxen nationalökonomischen Lehrgebäudes erschüttern. In *Munera Pulveris* arbeitet er in knapperer Form als es sonst seine Art ist, aber in großen Zügen, den Entwurf seiner Wirtschaftspolitik aus. Er stellt den Menschen fest auf die Erde, aus der er gemacht ist, auf der er arbeiten soll und aus der auch seine Freuden quellen. Von hier aus regelt er seine wirtschaftlichen Beziehungen und schaltet die blutlose Chimäre, des lediglich *economic man* aus. Die Wirkung seiner Prinzipien auf die wirtschaftliche Entwicklung und das Gesamtleben der Nation erhärtet er an fein ausgearbeiteten Gesetzen, Sitten und Institutionen.

---

* Diesem Letzten, § 72. ** § 77.

In *Time and Tide*, Zeit und Flut, entwickelt er aus seinen Prinzipien Vorschläge zu dem inneren Ausbau eines nicht auf kapitalistischer sondern sozialer Grundlage beruhenden Staatswesens. Doch steht er darin in vollem Gegensatz zu dem Marxistischen System.

Er beginnt seine Ausführungen mit dem Kampf wider die Hypothese, der Mensch werde in seinen wirtschaftlichen Interessen allein von selbstsüchtigen Motiven geleitet. Ist er doch eine Einheit seelischer, geistiger und leiblicher Kräfte, die nicht voneinander zu trennen sind. Da er in seinen menschlichen Beziehungen mehr von Neigungen und Sympathien als von Berechnungen bestimmt wird, ist die Annahme irrtümlich und verhängnisvoll, diese aus seinen wirtschaftlichen Beziehungen ausschalten zu können. Ruskin entwickelt seine Gedanken an mannigfaltigen, praktischen Beispielen. Eindringend erfaßt er die psychologischen Gesetze, die das Verhältnis der Arbeitgeber und -nehmer bestimmen. Er erörtert die Frage, wie weit die Löhne zu regeln seien, um keine Schwankungen durch Arbeitsnachfrage zu erleiden? und fragt ferner: wie weit ist es möglich, eine bestimmte Anzahl Arbeiter nach einem festen Lohnsatz zu beschäftigen, und sie, — wie auch der Stand des Marktes sei, — zu behalten, ohne ihre Zahl zu vermehren oder zu verringern? Aus den Beziehungen von Herrschaft und Dienstboten macht

er den Rückschluß auf das Verhältnis von Arbeitern und Arbeitgebern. Wie die Bediensteten alter Familien dem Haushalt, dem sie angehören, voll Interesse zugetan sind, wie Soldaten eines vornehmen Regiments Korpsgeist gewinnen, so müßten auch die Arbeiter sich mit den Interessen der Arbeitgeber solidarisch fühlen können.

Ruskin ist schon 1859 zum Anwalt der Lohnregelungen geworden, und wundert sich über nichts mehr, als daß die Nationalökonomie ihre Notwendigkeit nicht zugibt. Denn in den höheren Berufen, in allen wichtigen und auch unwichtigen Arbeiten, sind die Löhne längst derart geregelt. Niemand bietet hohe Ämter und Stellungen dem an, der das geringste Honorar verlangt. Weder der General noch der Bischof wird auf Grund seiner Mindestforderung ernannt. Ruskin fordert den gleichen Lohn für den guten und schlechten Arbeiter. Denn weit eher, als man dem guten und schlechten Arzt ein gleiches Honorar bezahlt, solle man dem guten und schlechten Maurer den gleichen Lohn geben. „Aber ich wähle doch meinen Arzt und gebe dadurch zu verstehen, daß ich mir Unterscheidungsvermögen für seine Zuverlässigkeit zutraue? — Wohlan, so wähle man auch den Maurer; denn der Lohn, der dem guten Arbeiter gebührt, liegt ja darin, daß man ihm den Vorzug gibt: Das naturgemäße, richtige Verfahren ist, daß jede Arbeit ihre bestimmte Taxe hat, der gute Arbeiter aber beschäftigt wird und

der schlechte keine Arbeit findet. Es ist ein unheilvolles, naturwidriges, falsches System, das dem Arbeiter gestattet, seine Arbeit zum halben Preise anzubieten, und dadurch entweder den guten Arbeiter zu verdrängen, oder ihn durch seinen Wettbewerb zu zwingen, für unzulänglichen Lohn zu arbeiten."*

Ruskin erklärt es freilich für ebenso unmöglich, absolute Gerechtigkeit zu finden, wie absolute Wahrheit. Doch will er den Versuch machen, eine Norm gerechter Lohnzahlung aufzustellen, der jedermann, nach bestem Gewissen sich in seinem Handeln annähern könne. Denn jeder weiß ganz genau, ob er anständig handelt oder nicht. Er stellt das Prinzip auf, daß nur Bezahlung in Anweisungen auf eine gleiche Menge Arbeit gerechten Lohn darstelle. In der Arbeit müsse aber die darauf verwandte Kunst *(skill)* mit in Berechnung gezogen werden, d. h. die darauf verwandte Zeit, der daran beteiligte Verstand, die Erfahrung, die dazu gehöre usf.** Darum bestehe eine völlig unparteiliche Lohnzahlung einzig und allein in der Hingabe von Zeit für Zeit, Verstand für Verstand, Erfahrung für Erfahrung usf. Mit einem Wort, im unbedingten Austausch aller menschlichen Kräfte. Doch sei dabei der Umstand zu berücksichtigen, daß die in Zahlung gegebene Anweisung allgemeiner Natur, die geleistete Arbeit hingegen individuell be-

* Diesem Letzten, § 14. ** § 149 Fußnote.

grenzt sei. Der Arbeiter müsse mindestens das gleiche Produkt seiner Arbeitsleistung vom Arbeitgeber als Lohn erhalten, ja, er könne sogar einen gewissen höheren Lohn beanspruchen. Einmal weil er mit seiner Arbeit im Vorschuß sei, während der Arbeitgeber mit der Lohnzahlung zögert und so den Gewinn des eingehaltenen Lohnes hat. Andrerseits, weil der Arbeitgeber, wenn die Lohnzahlung erst nach längerer Zeit erfolgt, die Zinsen des eingehaltenen Lohnes hat und verpflichtet ist, dem Arbeiter diese Zinsen mit seinem Lohn zu erstatten.

Man hat daraus schließen wollen, daß ein starker Einschlag sozialistischer Tendenzen Ruskins Sozialethik durchdringe. Und doch liegt schon in dem Ausschalten der Arbeitszeit als einziger Norm für gerechten Lohn ein ausschlaggebender Unterschied zu der Marxistischen Auffassung. Denn wenn Erfahrung, Intelligenz, ja Leidenschaft für die Arbeit bei der Lohnfrage mit in Berechnung gezogen werden müssen, so sinkt der Lohn bei mechanischer Arbeitsleistung einer Arbeitsleistung gegenüber, an der der ganze Mensch mit all seinen Kräften beteiligt ist. Wenn demnach die Arbeitszeit als solche nicht die Norm für den Wert der Arbeit bildet, so folgt daraus, daß gerechter Lohn nicht davon allein abhängig zu machen ist.

Ruskin erklärt ferner, daß diese Auffassung völlig unabhängig von der Menge der Arbeitsuchenden

sei: „Es mag richtig sein, die allgemeine Anweisung auf eine geringere Menge auszustellen, aber der gerechte Lohn ist an sich unabhängig von der Anzahl der Arbeitsuchenden. Die Ungerechtigkeit wird hineingetragen durch das sogenannte Gesetz von Angebot und Nachfrage. Treten zwei Arbeitnehmer in Wettbewerb um ein Stück Arbeit, dann geht die Tendenz dieses Gesetzes dahin, die Arbeit ungenügend zu bezahlen; suchen zwei Arbeitgeber nach einem Arbeitnehmer, dann ergibt sich die Tendenz übermäßiger Bezahlung. Würde in allen Fällen der gerechte Lohn gezahlt, so würde dies zu gleichmäßigerer Verteilung des Eigentums führen, und die Vormacht des Besitzes in Einzelhänden verringern." Doch verwahrt sich Ruskin gerade hierbei gegen den Vorwurf, sozialistische Tendenzen zu verfolgen. Er will nur erweisen, daß, so wenig die Armen ein Recht auf den Besitz der Reichen haben, so wenig haben die Reichen ein Recht auf den Besitz der Armen.

„Teilung des Eigentums aber wäre Zerstörung, und damit Zerstörung aller Hoffnung, allen Fleißes, aller Gerechtigkeit. Es wäre das Chaos. Der Reiche enthält dem Armen sein Fleisch nicht durch den Besitz seines Reichtums vor, sondern durch den niederen Verbrauch desselben."*

Die zweite von Ruskin aufgestellte Frage betraf

* Diesem Letzten, Fußnote § 78.

die Möglichkeit, das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu einem dauernden und ersprießlichen zu machen. Nach Ruskin ist diese Frage nur zu lösen, wenn der Arbeitgeber die Gier nach Gewinn aufgibt, die ihn zu rücksichtsloser Ausbeutung jeder vorübergehenden Konjunktur und dadurch zu Spekulationen veranlaßt. Und wenn der Arbeiter regelmäßige Arbeit und festen, wenn auch geringeren Lohn dem höheren, aber wechselnden und unsicheren Gewinn vorzieht. . . .

Wenn Ruskin im Anschluß hieran die Frage erörtert, warum selbst in einem Handelsstaat wie England der Beruf des Industriellen nicht dieselbe Schätzung in der öffentlichen Meinung genieße wie andere Berufe, so ist es, als ob er die Lebenswurzel der Dinge bloßlege. Er führt die Mißachtung des ganzen Standes auf die Annahme des Publikums zurück, daß der Kaufmann ausschließlich selbstsüchtige Ziele verfolgen müsse und vor allem suchen, sich selbst zu bereichern. Dies sei aber nicht Handel treiben, sondern Betrug üben. Der Arzt, der Geistliche und der Soldat seien bereit, nötigenfalls ihr Leben in ihrem Beruf zu lassen, und für ihre Mitmenschen dahinzugeben. Der Kaufmann aber verfolge nur das Ziel, auf anderer Kosten Geld zu verdienen. Wenn die Konjunktur ungünstig sei, entlasse der Fabrikant seine Arbeiter, und sie müßten zusehen, wo und wie sie anderweitig Arbeit fänden. Diesen Zu-

ständen gegenüber entwirft er ein Bild, wie anders es wäre, wenn der Kaufmannsstand einen Ehrenkodex besäße, der dem der anderen Stände entspräche; wenn er eine höhere Auffassung seines Berufes erlange; wenn es sein vornehmstes Bestreben wäre, wie er Land und Volk mit den besten Mitteln des Lebensunterhaltes versorge; wenn er z. B. nur gute Stoffe zu Nahrung und Kleidung beschaffe. Wenn der Fabrikant zum Pionier des guten Geschmacks würde und in der Industrie nicht quantitativ aber qualitativ das Höchste erstrebe. Wenn er das Bewußtsein erlange von der unabweislichen Verantwortung für das Wohlergehen der von ihm abhängigen Arbeiter, wie es den Feldherrn seinen Soldaten gegenüber beseelt, und den Kapitän auf einem sinkenden Schiff; dieser verläßt es nicht eher, als bis die ganze Mannschaft geborgen ist, und geht lieber unter, als daß er nur das eigne Leben rettet. Wenn die Fabrikherren von dieser Gesinnung ihren Arbeitern gegenüber erfüllt wären, wie hoch würde der Kaufmanns- und Industriestand an Ansehen steigen, und wie sehr eine solche Berufsauffassung die Wohlfahrt und den eigentlichen Wohlstand des Landes fördern. „Handel wahrhaft treiben ist ein Beruf, in dem Männer von vornehmer Gesinnung *(gentlemen)* heute notwendiger sind als in den Berufen des Wehr- und Lehrstandes. . . . Im wahren Handel muß man freiwillig auf gelegentlichen Ver-

lust gefaßt sein. Man muß verstehen, daß es ebensogut Pflicht sein kann, fünf Groschen zu verlieren als das Leben; daß der Markt ebensowohl sein Märtyrertum hat als die Kanzel, und der Handel ebensogut seine Heldentaten als der Krieg."* Und er sieht einer, wenn auch fernen Zeit entgegen, wo die Kaufleute des Staates die wahren Diener des Austausches sein werden, „seine Träger, in dem zwiefachen Sinn von Führern und Torhütern, die alle Lande in franke zuverlässige Verbindung miteinander bringen und Hermes, den Herold, als Gildemeister erwählen statt Merkur, den Schatzhüter."** „Und" — heißt es an anderer Stelle, „der Kaufmann hat die Forderungen des Marktes ebenso zu bilden wie zu erfüllen. Er könnte, wenn er die Geschmackstendenzen und Richtungen erkennte und mit dem Besten versorgte, mehr Einfluß zum Guten ausüben, als viele Lehrer der Kunst und Moral." Die andere Voraussetzung für einen höheren Ehrenkodex der Industrie bildet das Erwachen des Verantwortungsgefühls der Arbeitgeber für ihre Leute. „Der Fabrikant ist nicht nur in jeder Handelskrisis oder Notlage verpflichtet, mit seinen Leuten zu leiden, und mehr davon auf sich zu nehmen, als er ihnen zumutet —; auf ihn fällt auch zum großen Teil die Verantwortung des Lebens, das sie führen, und es erwächst ihm die Pflicht, die Arbeitsver-

* Diesem Letzten, § 20. ** *Munera Pulveris.* § 154.

teilung, die er in Händen hat, möglichst heilsam für die Arbeiter zu gestalten." *

Daß Ruskins hier aufgestellten Forderungen keineswegs chimärischer Natur, sondern ebensowohl zum Vorteil des Arbeitgebers wie Arbeitnehmers zu verwirklichen sind, ist aus dem Erfolg ersichtlich, den einige Firmen mit diesem Versuch gemacht haben. So bringt der *Spectator* vom 17. Februar 1900 den Bericht der Wollwarenfabrik von William Thomson & Sons aus Huddersfield in England, die ihm genauen Einblick in ihre Bücher verstattet hat. Die Fabrik ist seit 1886 nach Ruskins Prinzipien neu organisiert worden. Dies schließt freilich die Ansammlung großer Privatvermögen aus. Doch sieht der Chef des Hauses mit Ruskin gerade darin den Hauptvorteil des Systems. Erstrebte Ruskin doch nichts weniger, als Festsetzung der Maximalvermögen vonseiten des Staates. Die Geschäftsleiter haben indessen ein gutes und mehr als reichliches Einkommen, können und wollen aber keine Millionen sammeln. Denn es ist ihre Überzeugung, daß man nicht Gott und dem Mammon dienen könne. Die Fabrik beruht auf dem Prinzip gegenseitiger Beteiligung. Jeder einzelne setzt seine ganze Kraft ein, um die besten Artikel, die in dem Gewerbe möglich sind, zu erzielen. Die Firma hat seitdem nur Primaware verkauft, im Werte von £ 354,931 und stets 5 Proz. Zinsen gezahlt. Als

* Diesem Letzten, § 22.

dies bei zwei Gelegenheiten nicht voll zu ermöglichen schien, trat die Arbeiterschaft spontan dafür ein. Im Anschluß an die Gesamtverkäufe konnten die Gründungskosten abgeschrieben und ein Kranken-, Alters- und Invalidenfond gegründet werden. Erkrankte Arbeiter und alte, arbeitsunfähige Leute erhalten daraus die Hälfte ihres Lohnes.

Die Firma verwirklicht aber noch weitere nationalökonomische Vorschläge Ruskins. Sie hat nicht nur den Achtstundentag eingeführt, auch den festen Lohntarif sowohl für Arbeitnehmer wie Arbeitgeber, so daß das Geschäft tatsächlich eine industrielle Genossenschaft bildet. Die Stückarbeiter werden nach zweijähriger Probezeit nach der Durchschnittsleistung eingetragen und alle nach dem Durchschnitt ausgelohnt. Hinsichtlich des Profits werden den Arbeitern fünfprozentige Aktien kreditiert, und Mr. Thomsons Gewinnanteil wird genau ebenso nach der Höhe seines Gehaltes bemessen, wie der jeden Stückarbeiters. Der Achtstundentag hat den Erfolg gehabt, daß die Firma mit die gesundesten und besten Arbeiter Englands zu den ihren zählt. „All ihre Arbeiter sind zufrieden, und keiner verlangt in die unsicheren, unsittlichen Verhältnisse zurück, die gemeinhin in der Industrie herrschen.“ Der *Spectator* fügt hinzu: „Wenn wir zugeben müßten, daß Ruskins ethische Prinzipien, — die teilweise nur die Anwendung der Lehren eines

Höheren sind, — wenn sie im Geschäftsleben unmöglich wären, so hieße dies eingestehen, daß das furchtbare Problem von Kapital und Arbeit nie zu lösen sei; daß die Gesellschaft weiteren und viel furchtbareren Erschütterungen entgegengeht, die ihre Grundlagen zerstören müßten. . . .“

In den Mittelpunkt seiner Erörterungen stellt Ruskin die Erzeugung und Verwertung höchster Lebensgüter. Darin sieht er das wichtigste Problem, die eigentliche Aufgabe der National- oder Staatsökonomie. Er beginnt mit der Definition von Reichtum, Wohlstand und Geld, die häufig indentifiziert werden. Doch sind es ganz verschiedene Erscheinungsformen des Besitzes und ihr Studium fällt in verschiedene Gebiete der Wissenschaft. Das Studium des Reichtums gehört in das Gebiet der Moralwissenschaft. Denn es handelt von den menschlichen Verhältnissen, die sich auf den materiellen Besitz beziehen, und auf die Gesetze dieser Beziehungen, die die Arbeit regeln. Reichtum ist somit nur eine relative Bezeichnung für Besitz, für das Vermögen einer Person oder Gesellschaft im Verhältnis zu andern Personen oder Gesellschaften. Es ist durchaus irrtümlich, unter Reichtum nationalen Wohlstand zu verstehen, wie es die Handelswissenschaft oder die Wirtschaft des Lohnes zu tun pflegt. Die Handelswissenschaft befaßt sich ausschließlich mit der Vermögensansammlung in den Händen Einzelner, die rechtlichen Anspruch

oder moralische Gewalt über Anderer Arbeit besitzen. Aber Reichtum oder Rechtsanspruch auf der einen und Armut oder Verschuldung auf der andern Seite bedeutet noch keine Vermehrung des nationalen Wohlstandes als solchen. Vielmehr schaden die durch ungerecht erworbenen Reichtum erzielten Ungleichheiten der Nation schon während der Erwerbung; und noch mehr die in ungerechter Weise ausgenützten Ungleichheiten. . . .

„Der Kreislauf des Reichtums in einem Lande gleicht dem des Blutes im menschlichen Körper . . . . Es gibt eine Art der Erregung voll Wärme und Leben, und eine andere, die zur Zersetzung führt. . . .* Jede ungesunde lokale Ansammlung des Reichtums läßt die Hilfsquellen des nationalen Körpers versiegen. Eine bestimmte Ansammlung kommerzieller Reichtümer kann ebenso der Beweis wahrer Betriebsamkeit sein, wachsender Kraft und produktiven Scharfsinns, wie der Beweis von Schwelgerei, unbarmherziger Tyrannei und verderblicher Hinterlist. Manche Schätze sind von Tränen schwer, wie eine schlecht eingebrachte Ernte von unzeitigem Regen; manches Gold glänzt heller in der Sonne als es wirklich ist.“**

„Wer die moralische Seite des Geldgewinnes außer acht setzt und die Richtung, in der sich der Erwerb des Reichtums vollzieht, für gleichgültig hält; wer da glaubt, es gäbe eine erlernbare technische

* Diesem Letzten. § 32. ** Diesem Letzten. § 37.

Regel, um den Reichtum zu nationalem Vorteil zu verwerten, der wird innewerden, daß es nie einen schmachvolleren Selbstbetrug gegeben hat, als den modernen Wahn: Kaufe auf dem billigsten Markte und verkaufe auf dem teuersten. Denn was macht den Markt billig? Vielleicht nur Unglück und Mißgeschick, das Feuer und Wasser angerichtet haben. Aber ist das nationaler Gewinn? Und was den Markt teuer macht, ist vielleicht durch die Not Anderer bedingt."* Die Ursachen sind uns im einzelnen meist verborgen. Nur das können wir wissen, ob wir redlich und anständig handeln. „Nur dann bist du sicher, etwas dazu beigetragen zu haben, daß Zustände herbeigeführt werden, die nicht mit allgemeinem Untergang enden."

Und nun folgt jene berühmte psychologische Analyse der Eigenschaften, die das Reichwerden begünstigen, und derer, die es hindern, d. h. in einer Gesellschaft die nur durch die Gesetze von Angebot und Nachfrage reguliert, aber vor offener Gewalt beschützt wird.

„Reich werden im allgemeinen die Fleißigen, Entschlossenen, Hochmütigen, Habsüchtigen, Pünktlichen, Methodischen, Vernünftigen, Nüchternen, Gefühllosen und Unwissenden. Arm bleiben die ganz Dummen und die ganz Weisen, die Trägen, Sorglosen, Demütigen, Grübler, Fantasten, Stumpfsinnigen, die Tiefempfindenden, Gelehrten, Toll-

* Diesem Letzten, § 38.

kühnen, die ungezügelt und impulsiv Bösen, der offenkundige Betrüger und der plumpe Dieb, und wiederum die durch und durch barmherzigen, gerechten und göttlichen Menschen."*

Der wahren Nationalökonomie fällt nun die Aufgabe zu, die Ungleichheiten des Besitzes durch weise Gesetze zu beschränken und in bestimmten Grenzen zu halten. Sie soll die Ursachen der Armut feststellen, die den Reichtum ermöglicht haben, und die Verwaltung der Reichtümer untersuchen. Der Besitz des Reichtums umfaßt die großen wirtschaftlichen Kräfte der Auswahl, des Verfügungsrechtes und der Vorräte. Denn hier laufen die Hauptprobleme der Nationalökonomie zusammen. Die andere Haupterscheinungsform des Besitzes ist das Geld. Sein Studium gehört in das Gebiet der Handelswissenschaften. Es umfaßt die Gesetze des Güteraustausches und der Währung.

Das Geld lediglich als Tauschmittel zu betrachten ist ungenau. Geld ist der durch Rechtstitel beglaubigte Anspruch auf Güter von Tauschwert. Wenn aller vorhandene Vorrat an Geld, Metall und Banknoten mit einem Male vernichtet wäre, so würde die Welt darum nicht ärmer zurückbleiben als sie vorher war; wohl aber würde sich die Beziehung der einzelnen Personen untereinander verschieben. Das Geld entspricht also seiner Natur nach einem Rechtstitel auf ein Besitztum, das

---

* Diesem Letzten, § 65.

fortfährt zu existieren, auch nachdem das Dokument vernichtet ist; nur der Rechtsanspruch darauf ist streitig geworden. Vermehrt sich der Wohlstand, aber nicht der Geldvorrat, so steigt der Wert des Geldes; vermehrt sich das Geld, aber nicht der Wohlstand, so vermindert sich der Wert des Geldes. Geld darf also nicht willkürlich vermehrt werden, so wenig wie die Rechtstitel. Seine Definition vom Gelde hat Ruskin in knappe, scharf umrissene Merksätze gefaßt. Dr. Sänger hat sich streng an diese Formeln gehalten und eine ungemein plastische Übersicht dessen gegeben, was Ruskin selbst systematisch gebildet hat.* Ruskin hat aber auch diese Formeln zu lebensvollen Exemplifikationen erweitert, und aus dem verschiedenen Verhältnis, das die Menschen zum Geld einnehmen, ihre Geistesart bestimmt. Entscheidend dafür ist, ob der Mensch das Geld als Anhang zu seinem Eigentum betrachtet, oder das Eigentum als Anhang seines Geldes. Im ersten Fall ist ihm das Eigentum Hauptsache, das Geld nur Mittel, Eigentum zu haben oder zu mehren. Im andern Fall liegt seine Freude im Geld, als dessen Repräsentant er seinen Besitz ansieht. Im ersten Fall umgibt das Geld den Wohlstand wie eine Atmosphäre, die von ihm aufsteigt und darauf niederfällt. Im andern Fall gleicht es einer Sintflut, auf der der

---

* Sam. Sänger, John Ruskin und sein Werk. Heitz & Mündel, Straßburg i. E.

Wohlstand umhertreibt und meist darin versinkt. Der einfachste Unterschied zwischen den Menschen ist der, daß der eine immer zu kaufen und der andere zu verkaufen wünscht.*

Es ist daher unvergleichlich viel wichtiger für die Nation, in wessen Händen sich die Dinge befinden, als wieviel davon vorhanden ist. Von der Qualität ihres Vorrates läßt sich auf den Charakter der Besitzer schließen. Denn ein so gearteter Mensch verlangt nach den so gearteten Dingen. Die niedrige Nation begehrt niedrige Dinge und *sinks daily to deeper vileness of nature and weakness in use*, während die edle Nation, nach edlen Dingen verlangend, sich täglich zu göttlicherer Hoheit erhebt.

Die Geldbesitzer nehmen zu an Zahl und Einfluß im Verhältnis zu dem Stumpfsinn der Warenbesitzer; denn je weniger die Menschen etwas mit den Dingen anzufangen wissen, um so mehr bedürfen sie davon; um so eher werden sie ihrer überdrüssig und wünschen sie mit andern zu vertauschen. Und alle Frequenz des Wechsels vermehrt nur die Quantität und die Macht der Währung. Der große Geldbesitzer selbst ist wesentlich eine Person, die nie imstande ist, genau zu wissen, was sie haben will, und die darum ins Ungewisse hinein sammelt und aufhäuft. Mit mehr oder minder rasender Leidenschaft, gedrängt von der Freude

* *Munera Pulveris*, § 83 u. ff.

am Mehr, von der Öde ihrer Vorstellungen und vom Hochmut des Gewinnes . . . .* Auch die Macht zahlenmäßiger Vergleiche bildet einen großen Reiz für fantasielose Menschen. Sie wissen immer genau in Geld anzugeben, wie viel besser sie jetzt daran sind als früher; wieviel besser als Andre — in Geld. Aber Witz und Charakter lassen sich so nicht vergleichen. Mein Nachbar kann nicht überzeugt werden, daß ich klüger bin als er, wohl aber, daß ich um so viel mehr wert bin. Und die Allgemeinheit dieser Überzeugung ist nicht weniger schmeichelhaft als ihre Deutlichkeit. Nur wenige verstehen — aber keiner ermißt — und noch wenigere verehren — Überlegenheit in anderen Dingen. Aber jedermann versteht die Macht des Geldes, jeder kann sie fühlen, und die meisten beten sie an. . . . Die verschiedenen Versuchungen, Geld aufzuhäufen, könnten wirtschaftlich harmlos sein, wenn das eitel Gesammelte die Möglichkeit hätte, klug verbraucht zu werden. Denn das Aufspeichern findet eines Tages seine Grenze und schlägt ins Gegenteil um. Wenn dieser Umschlag eine segensreiche Verteilung brächte, könnte das Aufspeichern schließlich doch der Gemeinschaft zugute kommen. Aber es erscheint nach der Erfahrung fast wie ein wirtschaftliches Gesetz, daß, was unvernünftig zusammengebracht ist, auch unvernünftig verbraucht wird von denen, welchen es

* *Munera Pulveris.* § 85 u. ff.

schließlich zufällt, . . . so daß die Zirkulation der Güter, die ruhig, regelmäßig, stark, weitreichend und wärmend sein sollte, wie der Golfstrom sich in einen Strudel staut, der wechselseitig alles aufsaugt und ausspeit wie die Charybdis. . . .*
Gelderwerb als einzigstes Ziel von Handel und Gewerbe anzusehen, mit Ausschluß aller anderen Beweggründe, die des Menschen Leben tragen und lenken, ist daher ein Trugschluß, der damit beginnt, den Reichtum für etwas Absolutes zu halten. Aber Reichtum ist ein relativer Begriff und umfaßt ganz ebenso die Armut wie der Begriff Norden den Süden. Die Kraft des Reichtums beruht wie die der Elektrizität ganz ebenso auf ihrer positiven wie negativen Seite. „Die Kunst dich zu bereichern entspricht im handelsökonomischen Sinne notwendig der, deinen Mitmenschen arm zu erhalten."**
Es ist darum nationalökonomisch vergebens, den Reichtum von den Vorstellungen der Gerechtigkeit isoliert zu betrachten.

Um die lebenschaffende Kraft des Reichtums, der Güter oder des Wohlstandes zu bestimmen, stellt Ruskin zunächst seine Theorie vom Wert auf. Er eröffnet seine Untersuchung mit einem Angriff auf Stuart Mills Werttheorie. Mills Definition lautet: „Das Wort ‚Wert' an sich, heißt in der Nationalökonomie stets Tauschwert." Ruskin vernichtet diese Definition mit der Folgerung: Wenn dem-

* *Munera Pulveris.* § 86. ** Diesem Letzten, § 27.

nach zwei Schiffe ihre Ruder nicht austauschen können, sind die Ruder, im nationalökonomischen Sinne für beide wertlos. — Von Mill geht er zu Ricardo über. Seine Widerlegung der Ricardoschen Werttheorie ist von besonderem Interesse, weil Marx seine Werttheorie von Ricardo entlehnt hat. Ruskin zitiert Ricardos Beispiel vom Fischer und Jäger, deren Jagdgeräte in vorgeschichtlicher Zeit den gleichen Wert repräsentiert hätten. Ricardo folgert daraus, daß der Wert des Hirsches, der das Produkt des Arbeitstages des Jägers sei, genau dem des Fisches entsprochen habe, der das Produkt eines Arbeitstages des Fischers gewesen sei. Der Vergleichswert von Fisch und Wild werde völlig reguliert durch die Arbeitsquantität, die sich in beidem verwirkliche. Also, folgert Ruskin, „wenn der Fischer eine Sprotte fängt, und der Jäger einen Hirsch, entspricht der Wert der Sprotte dem Wert des Hirsches. Wenn aber der Fischer keine Sprotte fängt, und der Jäger zwei Hirsche erlegt, hat keine Sprotte dann denselben Wert wie zwei Hirsche? Nein; — werden Ricardos Anhänger sagen — er meint nur, wenn das durchschnittliche Produkt eines Arbeitstages von Fischer und Jäger ein Fisch und ein Hirsch sind, wird der eine Fisch stets denselben Wert haben wie der eine Hirsch. Darf ich fragen, ob es sich dabei um einen Walfisch oder Weißfisch handelt?“ *

* Diesem Letzten, § 60.

Die Gerechtigkeit verlangt, daß beim Austausch beide Teile Vorteil von dem Handel haben. Jedenfalls darf keiner benachteiligt werden. Ebenso bekämpft Ruskin Ricardos Theorie, der Kaufmann, der sich mit seinem Kapital in die Lohnverhältnisse vermittelnd eindränge, erhöhe den Preis in ungerechtem Maße, und steigere künstlich den „Mehrwert" der Ware. Ruskin verlangt Gerechtigkeit auch für den Vermittler des Geschäfts oder den Kaufmann. Denn er verwende seine Zeit, Intelligenz und Arbeit darauf, das Geschäft zu vermitteln. Er müsse auch dementsprechend bezahlt werden. Nur solle jeder Teil genau über den Vorteil des andern unterrichtet sein, wie von dem, was der Kaufmann an dem Handel verdiene.*
Dies leitet ihn über zu der Wertbestimmung der Dinge. Was er vom Wesen der Werte und des Wohlstandes im Unterschied zu Reichtum und Geld gesagt hat, ist das originellste und geistvollste seiner nationalökonomischen Definitionen. Was zuerst den Unwillen des ganzen Landes erregte, hat heute eine Bedeutung erlangt, die Bernard Shaw z. B. bedingungslos anerkennt. Er schreibt Ruskin und dem Nationalökonomen Jevons das Verdienst zu, „durch ihre Arbeiten Marx' geborgte Theorie des Wertes, die für den Sozialismus verhängnisvoll geworden wäre, in England aus dem Felde geschlagen zu haben." Ebenso leugnet er das Bestehen

* Diesem Letzten, § 68.

eines Klassenkampfes zwischen Proletariat und Kapitalisten. „Ich behaupte im Gegenteil, daß Millionen von Proletariern bereit sind, den Begriff des ‚Mehrwerts' bis zu ihrem Tode zu verteidigen, weil sie davon ebenso abhängig sind wie es die Unternehmer sind."* Mit anderen Worten: daß der englische Sozialismus der Gefahr entgangen ist, in das tote Geleise der deutschen Sozialdemokratie zu geraten, sondern fähig geblieben, als lebendiger Sauerteig das Leben zu durchdringen, ist zum großen Teil Ruskin zu danken. Folgen wir ihm, wie er die blutlosen Abstraktionen der klassischen Nationalökonomie in Dunst auflöst, und dem, was vor ihm leere Begriffe waren, Leben und Seele einhaucht.

Hatte er sich schon in „Diesem Letzten" darüber verbreitet, so geht er doch erst in *Munera Pulveris* dem Problem an die Wurzel. Es ist dies um so interessanter, als er hier nachweist, daß erst seine Eigenschaft als Ästhetiker ihn befähigt hat, das Wesen der Werte zu erkennen.

Wer mit Carlyles sozialpolitischen Schriften vertraut ist, wird den Spuren seines Einflusses auf Ruskin vielfach begegnen, was Ruskin auch bei jeder Gelegenheit anerkannt und bezeugt hat. Das Besondere ist nur Ruskins eigenartige Verschmelzung der Carlyleschen Gedankenwelt mit seiner

---

* „Bernard Shaw über die deutsche Sozialdemokratie." Berliner Tageblatt, 25. Juli 1906. Abendblatt.

ästhetischen und künstlerischen Kultur, die einerseits auf Carlyle zurückgeht, ihm aber andrerseits fremd blieb. Carlyle hatte in *Past and Present* die Frage gestellt, ob jemals Nachfrage nach vornehmer Arbeit in jener armseligen, niedrigen, kommerziellen Weise erhoben worden sei? Der Mann aus Mazedonien, der Paulus in einem Gesicht bat: Komm herüber und hilf uns, hat das Honorar nicht spezialisiert, das er geben wollte. . . . Ebensowenig ist die christliche Religion auf Preisangebot gegründet worden. . . . Denn die höchsten Lebensgüter haben ihren Wert in sich und der bleibt ihnen, ganz unabhängig von Angebot und Nachfrage, ob sie erkannt oder verachtet werden. Ruskin nahm diesen Gedanken zum Ausgang. Er fragte: Sollte man nicht diesen höchsten Maßstab der Dinge, ihren Wert an sich, zum Maßstab der Güter oder des Wohlstandes überhaupt machen? „Bisher war eine genaue Analyse der Gesetze der Nationalökonomie in England unmöglich, weil niemand sie unternehmen kann, der nicht mit dem Wert der Produkte der höchsten Industrien vertraut ist, die man gemeinhin als schöne Künste bezeichnet. Dazu bedarf es ästhetischen Verständnisses.“* Und da die Nationalökonomen nicht Ästhetiker sind, muß der Ästhetiker Nationalökonom werden.

Und nun berichtet er, wie ihn seine Erkenntnis der ästhetischen Werte zur Erkenntnis vom in-

* *Munera Pulveris. Preface.* § 1.

härenten Wert der Dinge überhaupt geführt habe:*

In der Scuola di San Rocca spielte der salzige Seewind mit den losgelösten Fetzen der von Tintoretto mit raschen Pinselstrichen bemalten Leinwand, um deren Erhaltung sich niemand kümmerte, weil Venedig nicht reich genug war, die durch österreichische Kugeln durchlöcherten Mauern auszubessern. Zur gleichen Zeit lagen in den belebtesten Straßen von Paris bunte Lithographien aus, mit schlüpfrigen Darstellungen. Ihre Herstellungskosten waren erheblich, die Nachfrage aber noch viel bedeutender als das Angebot. Wenn nun Arbeit den Wert der Dinge bestimmt, wären diese fein bearbeiteten Steine wertvoller gewesen als Tintorettos Gemälde. Und doch war Paris durch diesen Besitz nicht reicher; vielmehr, genau der darauf verwandten Arbeit entsprechend, unter das Niveau absoluter Armut gesunken. „Es waren nicht nur falsche Güter, es waren wirkliche Schulden, die — in der Kommune eingezogen worden sind. Und die verblichenen Farben der venezianischen Decke haben ihren absoluten und unschätzbaren Wert behalten, obwohl die Venezianer nicht soviel Verständnis für die Bedeutung des Wertes besaßen, um das Dach auszubessern.“

So wird es erklärlich, warum Ruskin die Untersuchung der Güter *(Wealth)* in das Gebiet der

* *Munera Pulveris. Preface.* § 3—9.

Naturwissenschaft verweist, denn: *it deals with the essential properties of things.**
Der englische Begriff *Wealth* enthält so viel feine Schattierungen, daß er nicht durch ein Wort wiederzugeben ist. Nach seinem etymologischen Ursprung ist *Wealth* ein Besitz, der „Wohl"befinden erzeugt, oder ein Gut, das seinen Wert in sich hat. Gelegentlich bezeichnet Ruskin damit auch ein sittlich hohes Gut. Oder es bedeutet in seinen Ausführungen Wohlfahrt, ein andermal Wertbesitz. Ich habe deshalb verschiedene Ausdrücke gewählt, je nachdem der eine oder andere Sinn vorherrscht. „Ein Gut trägt seinen Wert in sich und wird durch seine lebenschaffende Kraft bezeugt." *Wealth consists in an intrinsic value, developed by a vital power.*** Es gilt darum zunächst zu bestimmen, was „Wert" ist.
„Wert", *Value*, kommt von *valere*, d. h. gut oder stark sein. Tauglich im Leben — wenn es sich um den Menschen handelt; tauglich zum Leben — wenn es sich um eine Sache handelt.*** Wertvoll sein, heißt daher, Lebenskräfte besitzen. . . . . Der Wert einer Sache ist unabhängig von ihrer Auffassung und von ihrer Quantität. . . . . „Wert" ist immer beides: wesentlicher und wirksamer Natur. Ruskin führt auch hier seinen Beweis auf den etymologischen Ursprung des Wortes zurück.

---

* *Munera Pulveris.* § 11. ** *Munera Pulveris.* § 31.
*** Diesem Letzten, § 61.

Von fachwissenschaftlicher Seite ist ihm dies zum Vorwurf gemacht und als Spielerei ausgelegt worden. Besonders, daß er viele seiner Hauptthesen auf etymologische Beweisführung aufbaute. Es war dies eine Eigentümlichkeit, die er mit einem anderen großen Dialektiker, auf den er sich namentlich in späteren Jahren oft beruft — mit Platon — gemein hatte. Und über diesen hat ein deutscher Dialektiker, Schleiermacher, gesagt, daß seine Sprachspielerei eine echt dialogische Ingredienz sei, wohlgeeignet, aus dunkler Etymologie stammende Begriffe deutlich zu machen. Wenn Ruskin bis in die Abgründe der Sprache tauchte, hinab, wo unsere abgestandenen Begriffe noch in Fluß befindliche, poetische Anschauung waren, entdeckte er gerade hier ungeahnte Zusammenhänge zwischen den Gesetzen der Volkswirtschaft und den Gesetzen der Natur.

Die klassische Nationalökonomie befaßte sich nur mit dem auf lediglich egoistische, wirtschaftliche Interessen reduzierten Menschen. Für sie gibt es kein anderes Ziel noch Lebenszweck, als reich zu werden. Darum kannte sie auch keinen Wesenswert der Dinge oder Wert der Dinge an sich. Ihr Credo lautete: „Wert wohnt nicht den Dingen selbst bei, und findet sich so wenig in einem Laib Brot wie im Diamanten, in Wasser oder Luft.“ Ruskin legt dagegen seiner Definition vom Wert und Unwert der Dinge an sich die allergrößte Be-

deutung bei. Denn der Nationalökonom, der bestreitet, daß die Dinge Eigenwert besitzen, stellt sich damit nur das Armutszeugnis aus, daß dieser Wert ihm verschlossen ist."* Patrick Geddes sagt hierzu:** „Laßt uns die Bewohner der klösterlichen Akademien verlassen und in die Welt hinaustreten, Umschau halten und versuchen, Brot und Diamant objektiv, als tatsächliche Wirklichkeiten zu erfassen. Wir werden sehen, daß physikalische und physiologische Beschaffenheiten oder ‚Werte' ihnen allerdings in unbeschränktem Maße nachzuweisen sind. Das eine ist soviel Brennstoff, dessen Heizkraft mit dem Kalorimeter oder durch Einheiten tatsächlich geleisteter Arbeit zu bestimmen ist, das andere ein sensorischer Stimulus, dessen Wirkung, wie Fechner nachgewiesen hat, bestimmten Schwankungen unterliegt. Und gerade dies beleuchtet Ruskin in Stellen wie die folgende:

„Eine Garbe Weizen von bestimmter Qualität und Gewicht hat eine meßbare Kraft, die Substanz des Körpers zu erhalten; ein Kubikfuß reiner Luft eine bestimmte Kraft, seine Wärme zu erhalten; und ein Strauß Blumen bestimmter Schönheit eine bestimmte Kraft, Sinne und Herz zu beleben und zu erfreuen."*** Der inhärente Wert dieser Dinge

---

* *Munera Pulveris. Praeface.* § 8. ** *„John Ruskin Economist", Edinburgh 1884.* *** *Munera Pulveris.* § 13.

wird nicht im mindesten von der Ablehnung oder Verachtung der Menschen beeinflußt. Benutzt oder unbenutzt — ihre Kraft bleibt ihnen und ist nirgend sonst. Damit ihr Wert nutzbringend werde, ist aber ein bestimmter Zustand in dem Empfänger die Voraussetzung. Die Kräfte der Verdauung, Atmung und des Genießens müssen in dem menschlichen Wesen gesund sein, wenn Nahrung, Luft und Blumen ihren vollen Wert für ihn haben sollen. Die Erzeugung nutzbringender Werte umfaßt daher immer zwei Notwendigkeiten: eines wesentlich nutzbaren Dinges, und die Fähigkeit, es zu nutzen. Erst wenn beides zusammentrifft, entsteht Nutzungswert oder Wohlstand (Wertbesitz). Denn ein Pferd ist wertlos für den, der nicht reiten kann; ein Bild — für den, der nicht sehen kann; und ein höheres Gut kann nur für den höheren Menschen Wertbesitz sein. Daraus folgt, daß der Inbegriff an Gütern, die eine Nation besitzt, genau auf ihren inhärenten Qualitäten beruht, und mit der Zahl und dem Charakter der Besitzer wechselt. Weshalb die Nationalökonomie die Frage zu stellen hat: woraus besteht der Vorrat der Nation, und wer ist der Besitzer? „Es ist des Ästhetikers Besonderheit, Dinge, die des Menschen Herz erfreuen, in ihrer Wirkung auf sein Wohlbefinden so hoch einzuschätzen wie die Befriedigung der notwendigen äußeren Lebensbedürfnisse. Das gewöhnliche Verlangen nach bloß

nützlichen Dingen und die orthodoxe Verachtung und allgemeine Gleichgültigkeit schönen Dingen gegenüber bedeuten entweder die Forderung der niederen Sinne nach Befriedigung vor den höheren, oder eine gewohnheitsmäßige Gefolgschaft des Routineverbrauchs ohne irgendwelche Befriedigung der Sinne. . . . So kommt Ruskin dazu, selbst nach der strengsten physikalischen Hypothese, die des Menschen Tage nur wie Pferdekraft einschätzt, die Befriedigung der „Mehrbedürfnisse“ für viel wichtiger zu halten, als der Bedürfnisse. So wird die Kritik der ästhetischen Konsumption die notwendigste aller denkbaren Mitwirkungen der Produktion. Deshalb muß der Nationalökonom Kunstkritiker werden und, wenn ihm das nicht gelingt, muß der Kunstkritiker Nationalökonom werden. Kunstkritik ist kurz gesagt ein besonderes Gebiet der praktischen Wirtschaftslehre von Produktion und Konsumption, und gehört dazu wie die Analyse der Nahrung.“ *

Darum rechnet Ruskin Land zum Wertbesitz, nicht nur, weil es Mittel zur Leibes Nahrung und Notdurft beschafft, sondern weil seine Schönheit Auge und Gedanken speist. Deshalb steht die Bedeutung der nationalen Landschaft als Element nationaler Wohlfahrt überall im Vordergrund seiner Bewertungen, und legt er auf ihre Erhaltung den allergrößten Nachdruck. Denn nur das ist wahres

* Geddes, a. a. O.

Eigentum, was dem Menschen geistige und emotionelle Freuden gewährt: in Parkanlagen verwertetes Land, Bücher, Kunstwerke, Objekte der Naturwissenschaft. Richtig benützt, ist dies das einzige, was der Mensch wahrhaft besitzt; denn der Gebrauch kann es nicht vernutzen, nur vermehren. Und auf dem wahren Besitz dieses Eigentums beruht der wesentliche Unterschied höherer und niederer Menschen.

Güter sind aber nicht nur etwas an sich Wertvolles, ihr Wert beruht auch ebensosehr auf der irgendwo vorhandenen Fähigkeit, sie aufzunehmen. Für jedes Atom des inhärenten Wertes ihrer Produkte, muß die Nationalökonomie ein entsprechendes Atom der Aufnahmefähigkeit — der Verdauung oder des Verständnisses — beibringen. Ohne dies kann die Nation nicht zu Wohlstand gelangen. Wenn wir das Güter nennen, was wir nicht benützen können, verwechseln wir tatsächlich Gut mit Geld. Ebenso hängt der Genußwert eines Dinges von der menschlichen Neigung ab; deshalb muß die Nationalökonomie die menschlichen Neigungen und Fähigkeiten mit in ihre Berechnungen ziehen.

Besitzen oder „haben“ ist demnach keine absolute, sondern graduelle Macht, und besteht nicht nur in der Menge oder Art des Besitzes, vielmehr in seiner Anpassung an die ihn besitzende Persönlichkeit und deren Fähigkeit, ihn lebendig zu verwerten. Mills Erklärung vom Wohlstand als „dem

Besitz nützlicher Dinge, die wir benutzen können", wird dahin erweitert, daß Besitz ebenso vom Können wie vom Haben abhängt. Ruskin definiert den Wohlstand als den „Besitz von etwas Wertvollem in Händen des Tüchtigen, der es zu verwerten weiß." * „Denn viele, die für wohlhabend gelten, sind es tatsächlich nicht mehr als die Schlösser ihrer Geldschränke, die immer und ewig des Wohstandes unfähig bleiben." **

Da nun der größte Teil aller auf Wohlstand beruhenden Ansprüche romantischer Natur ist, und auf idealen Hoffnungen, Wünschen und Neigungen beruht, bedeutet Regulierung des Geldbeutels im wesentlichen Regulierung von Fantasie und Herz. Die richtige Auffassung vom Wesen des Preises ist demnach ein höchstes metaphysisches und psychologisches Problem, das zuweilen nur auf leidenschaftlich erschütternde Weise gelöst werden kann. . . . Da der Preis des Dinges das Maß der Arbeit bedeutet, das von dem Liebhaber dafür geboten wird, richtet er sich nach der Größe seines Verlangens und dessen, der es zu behalten wünscht. Obwohl Ruskin jede, auch die niederste Arbeit höher bemißt als Nichtstun, und ein Leben ohne Arbeit kurzweg für sündhaft erklärt, und wie Tolstoj fordert, daß, wer nicht arbeite auch nicht essen solle, so bringt er für ihre Bedeutung einen andern Maßstab mit als alle Sozialreformer vor ihm.

* *Munera Pulveris.* § 14. ** Diesem Letzten, § 64.

Wie der Wert der Güter sich bemißt nach dem Leben, daß sie schaffen, erhalten oder gewähren, so auch Wert und Würde der Arbeit, nach dem absoluten inhärenten Wert der Güter, die sie schafft oder hervorbringt. Der Wert der Arbeit beruht nicht auf der Anstrengung, die sie kostet, sondern auf ihrer Qualität, wie Gold und Silber nach ihrem Feingehalt bemessen werden. Es ist ein Irrtum, alle Arbeit als solche gleich zu schätzen. Grobe Arbeit, ehrenhaft oder nicht, tut uns Abbruch an unsrer Lebenskraft. Und die höhere oder niedere Gattung der Arbeit bemißt sich danach, ob Intellekt und Seele soweit daran beteiligt sind, daß sie mit der physischen Anstrengung in Einklang stehen. Denn Arbeit an sich *(Labour)*, ist der Kampf des Menschenlebens mit einem Gegner, in dem Intellekt, Seele und physische Kraft mit Unsicherheit des Erfolges, mit Versuchungen und materiellen Widerständen ringen.* Buchstäblich ist Arbeit das Quantum an Anstrengung, das den Verbrauch, Verlust oder Verfall des Menschenlebens verursacht. Und obwohl es heut gebräuchlich ist, alle Arbeit unterschiedslos gleich zu stellen, und besonders alle Industriearbeit der Kopfarbeit für ebenbürtig zu erklären, so läßt sich diese Auffassung nicht rechtfertigen.** Denn sie entspricht nicht der Natur oder dem Wesen der Sache. Und

* *Munera Pulveris.* § 59. ** Der Kranz von Olivenzweigen, § 36.

hierin liegt für Ruskin allemal der letzte Wahrheitsbeweis. Und zwar stimmt er hier mit Schleiermacher überein, dessen ästhetische Kultur seine Ethik so wunderbar verfeinert hat. Schleiermacher sagt: „Tätigkeit allein, wie angestrengt und ausdauernd sie auch sein mag, gibt dem Menschen keinen bestimmten Wert. Dieser hängt lediglich davon ab, worauf denn eigentlich seine Tätigkeit gerichtet gewesen ist." Ohne den ästhetischen Einschlag seiner Sozialethik bliebe Ruskins richtungsgebender Einfluß auf seine Zeit auch unverständlich. Morris konnte mit Recht sagen, daß es der damaligen Jugend schien, als würde der Welt ein neuer Weg gewiesen. Nach puritanischer Auffassung, die als höchste sittliche Norm galt, ist des Menschen Tun um so verdienstlicher, je mehr es seiner Begabung und Neigung widerstreitet. Je größere Opfer — auch seiner Eigenart — es von ihm verlangt, um so höher steht es als sittliche Leistung.

Wohl hat Ruskin Bewunderung und Ehrfurcht vor selbstvergessener Hingabe und Aufopferung, in der sich die sittliche Natur des Menschen vollendet. Aber die sittliche Entwicklung, die seine übrigen Seiten vernachlässigt, ist ihm nicht der Inbegriff menschlicher Entwicklung überhaupt. Mit die höchsten menschlichen Bedürfnisse sind Freude und Bewunderung. Daher der Mensch, der kein Bedürfnis nach Freude empfindet, sittlich noch so hoch stehen

mag, kreatürlich aber hat er sein volles Maß nicht erreicht. Wenn Ruskin in unvergleichlichen Worten von der Andacht spricht, die ihn jedesmal beim Anblick jenes alten Gaules überkommt, der als stummer Sklave die abgehenkten Wagen des Eisenbahnzuges immer von neuem heranholt, in beständiger Gefahr, von den Puffern zermalmt zu werden, so hält er eine höhere sittliche Leistung auch beim Menschen für unmöglich.* Dem stellt er Mozarts Lebenswerk gegenüber, das den Menschen lediglich Freude und Genuß bereite. Und doch nehme Mozart eine unendlich höhere kreatürliche Rangstufe ein, als wenn er in harter körperlicher Arbeit nur um sein tägliches Brot gearbeitet hätte, und dabei zufrieden gewesen wäre. Und zwar hält er diese Behauptung aufrecht, indem er Mozarts Opern, die er sich mit nie endendem Entzücken bis in sein Alter vorspielen ließ, zugleich Immoralität vorwirft. Für Ruskin bedeutet demnach die asketische Ansicht von der Suprematie der sittlichen als der allein vollgültigen menschlichen Entwicklung ebenso eine Verstümmelung wie für Nietzsche. „Denn der Mensch ist zu Arbeit, Leiden und Freuden geboren, deren jedes seine Niedrigkeit und seinen Adel hat. Es gibt niedrige Arbeit und edle Arbeit. Es gibt niedriges Leid und edles Leid. Es gibt niedre Freude und edle Freude. Aber man kann ihren erniedrigenden Seiten nicht entgehen, indem man

* *Time and Tide.* § 20.

ohne sie fertig zu werden glaubt. Kein Leben ist vollgültig ohne alle Drei. Arbeit ohne Freude ist niedrig. Arbeit ohne Leid ist niedrig. Leiden ohne Arbeit ist niedrig. Freude ohne Arbeit ist niedrig."* Und die Arbeit ist die höchste, an der der ganze Mensch mit allen Kräften von Geist, Seele und Leib beteiligt ist, und nicht nur ein Bruchteil der Fähigkeiten, auf deren Ausübung alle Menschlichkeit beruht. Und weil im künstlerischen Schaffen die Konzentration der Gesamtkräfte eintritt, wertet Ruskin es am höchsten. Es umfaßt die Arbeit, der wir die herrlichsten Leistungen und größten Erfolge des Menschengeistes verdanken, und deren Anstrengung vielfach Lust und Erholung ist. Je mehr sich aber die Kräfte des Menschen in seiner Arbeit zersplittern, je weniger sie Ausdruck persönlicher Neigungen und seiner Eigenart sind, um so größer die Anstrengung, die sie ihn kostet, um so härter die mit der Anstrengung verbundene Mühsal. Um so mehr wird sie zur Arbeit an sich, oder Anstrengung unter Qual. Um so mehr tritt ihr negatives Moment hervor, an dem wir schließlich alle sterben.** Darum: „Arbeit ohne Kunst ist brutal." Wohl muß Arbeit mit den Händen geschehen, sonst könnten wir nicht leben. Und Arbeit mit dem Kopf — sonst wäre das Leben nicht lebenswert. Aber wir müssen uns vor Vergeudung der Arbeit hüten!***

* *Time and Tide.* § 21. ** *Munera Pulveris.* § 59.
*** Der Kranz von Olivenzweigen, § 45.

Das geschieht, wenn Menschen zu erniedrigender Arbeit verwandt werden, die dem Tode dient. Es gibt Industrien, die den Menschen unechte, falsche Bedürfnisse aufreden, Dinge, wertlos an sich, die nur Mode werden, damit der Erfinder sich bereichern kann, und welche für die, die sie hervorbringen, todbringend sind. Dahin gehören die Steinschleifereien, deren Staub den Arbeitern die Lunge vergiftet; oder die Herstellung von Glasperlen, bei der die Hände der Arbeiter den ganzen Tag über in andauernder, abgemessener Bewegung zittern, so daß die Perlen wie Hagel herabfallen.* Auch für das Gesetz vom würdigen oder unwürdigen Luxus, gibt es nur einen Maßstab, der in der Sache selbst liegt, ob seine Herstellung erhebende oder erniedrigende Arbeit verlangt hat: „Du darfst unbeschadet deine Decke von Paul Veronese malen, deine Becher von Benvenuto Cellini bilden lassen. Doch deine Seele bleibt nicht unversehrt, wenn du hundert Taucher beschäftigst, Perlen zum Schmuck deiner Ärmel heraufzuholen."** Und im letzten Sinn kann Arbeit weder gekauft noch verkauft werden. Alles andre läßt sich mit Arbeit kaufen und verkaufen. Arbeit selbst aber ist unbezahlbar, daher kein Handelsartikel. Aufgabe der Nationalökonomie ist es, Arbeit zu ersparen.

Niemand leistet gute Arbeit, der dazu gezwungen

---

* Steine von Venedig II, Kap. VI, § 17. ** *Time and Tide.* § 131.

wird. Niemand tut sie mit Hingabe, der nicht fühlt, daß sie seiner Fähigkeit entspricht. Was man „billige Arbeit“ nennt, heißt nur viele Arbeit für geringen Ertrag verrichten. Als wollte man das Gehen für billig erklären, weil man zehn Kilometer marschieren muß, um zum Mittagbrot nach Hause zu kommen. Und doch nennt man Arbeit billig, die zehn Stunden erfordert, um das Mittagbrot zu verdienen.*

Arbeit der besten Art dient verschiedenen Zwecken. Konstruktiv aufbauend, ist sie in der Landwirtschaft, zersetzend und zerstörend im Kriege. Positive Arbeit erzeugt Leben, negative den Tod. Kinder gebären und erziehen ist positive, töten negative Arbeit.** Dieser verschiedene Ertrag der Arbeit stellt das Gedeihen des Volkes in ein genaues Verhältnis zu dem Arbeitsquantum, das es zur Erlangung und zum Verbrauch von „Lebensmitteln“ verausgabt. Denn Endzweck, Krone und Vollendung der Produktion ist der rechte Verbrauch, und eine viel schwierigere Kunst als die richtige Produktion. „Zwanzig Leute können Geld gewinnen für einen, der es auszugeben versteht, und die Lebensfrage des Einzelnen wie der ganzen Nation lautet niemals, wieviel erzeugen sie? sondern, wie verwerten sie es?*** Darum liegt der Wohlstand der Nation auch nicht in ihrem Kapital, sondern in dem, was das Kapital als Haupt- oder Quellen-

* Diesem Letzten, § 71. ** Ibid. § 72. *** Ibid. § 72.

material bedeutet, aus dem erst ein qualitativ anderes Gut erzeugt werden muß. Wie auch eine Wurzel nicht eher ihren Zweck erfüllt, als bis sie etwas anderes als Wurzeln erzeugt hat — nämlich Früchte. Früchte, die wiederum Wurzeln ansetzen werden, und so läuft alles lebendige Kapital auf Erzeugung lebentreibenden Kapitals hinaus. Kapital aber, das lediglich Kapital erzeugt, ist nichts als eine Wurzel, die nur Wurzeln hervorbringt. Das einfachste und beste Sinnbild des Kapitals ist ein gut konstruierter Pflug. Setzte dieser nichts als neue Pflüge polypenartig an, wie hell dann auch der große polypenarmige Haufen in der Sonne funkelte — seine Bestimmung als Kapital hätte er nicht erfüllt. . . . Die Frage, die sich jeder Kapitalist, jede Nation vorlegen müßte, lautet nicht: Wie viel Pflüge hast du? sondern, wo sind deine Furchen? Nicht, wie schnell wird sich dein Kapital verdoppeln, sondern was leistet es während seiner Verdopplung?* Und nun spitzt sich die Frage zu zu dem, was ihm das Hauptproblem der Nationalökonomie ist: welch Lebenerhaltendes, Lebenförderndes und Lebensteigerndes Werk wird das Kapital erzeugen? Denn Kapital ist Wurzel oder Urquell des Wohlstandes, wie die Wolken Urquell des Regens sind. Enthalten die Wolken aber kein Wasser und erzeugen nur Wolken, so brechen sie schließlich in Grollen aus; zündende Blitze sind

* Diesem Letzten, § 73.

ihr Ende, aber kein befruchtender Regen. . . . Darum wird in einem lebensfähigen Staate nie die Erzeugung von Saatgut und Nahrungsmitteln aufhören. Und weil produktive Arbeit des Ackerbaues nur in der Hoffnung auf Ernte nutzbringend ist, dient alle Produktion schließlich der Ernährung. Es ist der große Irrtum unserer Tage, nach Geld statt nach Nahrung zu trachten. Denn Geldgewinn ist nur der Schatten wahren Gewinns. Der wahre Gewinn ist die Menschheit und die Ernährung, Erhaltung, Förderung und Steigerung aller Kräfte nach aufwärts. Verbrauch ist der Endzweck aller Produktion und Leben wiederum Endzweck des Verbrauchs. Und es gibt keinen Wohlstand, der nicht zugleich Leben ist — Leben einschließlich aller Kräfte der Liebe, Freude und Bewunderung. Denn wie reine Luft, Wasser und Erde unentbehrliche Lebensbedingungen auf materiellem Gebiet sind, so sind Bewunderung, Hoffnung und Liebe unentbehrliche Lebensbedingungen auf geistigem Gebiet. „Das Land ist das reichste, das die größte Anzahl edler und glücklicher Menschen ernährt. Der Mensch ist der reichste, der, nachdem er die Pflichten seines persönlichen Lebens aufs höchste erfüllt hat, nun auch seinen hilfreichen Einfluß auf das Leben seiner Mitmenschen, sowohl durch seine Persönlichkeit, als seinen Besitz in ausgedehntestem Maße geltend macht.“*

* Diesem Letzten, § 77.

So ist denn das letzte Ziel der Volkswirtschaft, die höchste Steigerung edelster Lebenskräfte im Menschen, oder die Erzeugung von Adelsmenschen. Ruskin erstrebt das gleiche Ziel wie Nietzsche, aber auf anderem Wege. Nietzsche möchte eine Auslese weniger höchster Typen der Menschheitsgattung gewinnen, für welche die Masse nur den Nährboden bildet, und um deren Entwicklung willen sie verurteilt ist, nie nach oben zu kommen. Ruskin aber knüpft an das Hinaufwachsen der obersten Schicht, die unzweifelhafte Hoffnung, daß sie die nächste Schicht folgerichtig nach sich ziehen werde. Und daß die Erzeugung von Adelsmenschen mit der Hervorbringung vieler Menschen vereinbar sei, scheint ihm sogar ihre Voraussetzung. Denn wenn alle danach streben, den vornehmsten Menschentypus zu erreichen, so ist dies der sicherste Weg, die größte Zahl in der höchsten Schicht zu gewinnen. Und jede darunter befindliche gesunde Schicht wird nun auch trachten, die höchste Zahl ihres höchsten Typus zu erzeugen und so fort. Denn der Unterschied von Hoch und Niedrig wird immer vorhanden sein, wird sich nie verwischen lassen. Es gibt keine größere Lüge als die von der Gleichheit aller Menschen. Weil die Ungleichheit aber einesteils auf Züchtung und Rasse beruht, und andernteils auf der Arbeit, die der Mensch leistet, und an der sich die Fähigkeiten entwickeln, die er weiter vererbt, ist kein Grund

vorhanden, nicht alles zu tun, um die Rasse zu heben; einesteils durch Zuchtwahl, andernteils durch Anpassung an verfeinerte und verfeinernde Arbeit, die Fähigkeiten auszubilden, die sich durch Vererbung allmählich steigern.

Der unüberbrückbare Unterschied der aristokratischen und plebejischen Empfindungswelt, die Unmöglichkeit, diese Hemisphären einander anzunähern, beruht auf dem Unterschied einer ungleich entwickelten Physis. Diese wiederum erzeugt ein verschiedenes Tempo der Nervenschwingungen, und den ungleichen Rhythmus der seelischen Wahrnehmungen. Denn der höchste Menschentypus umfaßt ebenso die Vollkommenheit des Leibes und seiner Sensationen, wie der seelischen Neigungen und der Kräfte des Geistes. Die materiellen Güter, die die Nationalökonomie hervorzubringen und zu nutzen hat, sind daher Dinge, die entweder den Leib kräftigen und erhalten, die Neigungen richtig schulen, oder den Verstand bilden. Was einem von diesen Zwecken frommt, ist dem Menschen „nützlich, gesund, heilsam, hilfreich und heilig". Die Einheit des unlöslichen Zusammenhangs von Leib, Seele und Geist ist eine gottgewollte. Es gibt keinen verhängnisvolleren moralischen Irrtum als die mönchische Lehre von der Feindschaft zwischen Seele und Leib. In einem unvollkommenen Leibe kann sich die Seele nicht vollkommen entwickeln. Der Leib kann hinwiederum seine

höchste Gestaltung nicht gewinnen ohne vollkommene Seele. Denn jedes rechte Tun, jeder aufrichtige Gedanke prägt Antlitz und Persönlichkeit sein Schönheitssiegel auf, wie jedes verkehrte Tun und jeder unreine Gedanke das Antlitz entstellen. Haben sich diese Eigenschaften durch Generationen vererbt, so entsteht ein völliger Rassenunterschied zwischen diesen und jenen. Denn seelische und physische Qualitäten werden vielmehr durch Vererbung fortgepflanzt als durch Erziehung entwickelt. Und das Maß an Vornehmheit, das die menschliche Kreatur an Körper und Geist erreichen kann durch dauerndes Befolgen der göttlichen Gesetze, die seine Zeugung und Erziehung betreffen, — dessen Grenzen sind noch nicht gefunden." *

Bisher hat man sich mehr um die Gesetze für Rassenveredlung des Viehes als des Volkes gekümmert. Und doch bilden sie die Grundgesetze zur Aufwärtsentwicklung der Menschheit. Nicht, als wollte Ruskin nach Art vieler Naturforscher, der Zuchtwahl unabhängig von persönlicher Liebe und Leidenschaft das Wort reden. Das ist schon aus der Dreiheit in Einheit, die er dem menschlichen Wesen zuerkennt, ersichtlich. Aber er hat es auch nachdrücklich ausgesprochen, daß was Liebe zu heißen verdiene, erst da beginne, wo Fantasie den Naturtrieb beseele. Und wie sehr Beseelung der Liebe ihm Hauptmoment der Höherentwicklung

---

* *Munera Pulveris.* §§ 6—8.

der Menschheit ist, steht ausführlich zu lesen in dem Kapitel meines ersten Bandes: „Liebe und Leidenschaft."

So beruht denn der Rangunterschied der Menschen weniger auf Bildung und Erziehung als auf anererbten Eigenschaften. Trotzdem ist es nicht notwendig, ihn auf alle Zeiten hin festzulegen. Ja, es ist Aufgabe des Staates, der ihm zugehörenden Bevölkerung in jeder Beziehung die menschlich höchsten Entwicklungsmöglichkeiten zu eröffnen.

Dieser Gedanke hat Ruskin dazu geführt, sich mit Malthus auseinander zu setzen.

Er bedauert es, daß die (klassischen) Nationalökonomen die Bevölkerungsfrage ausschließlich als Lohnfrage behandeln. Von diesem Standpunkt aus haben sie ganz recht, in der Befürchtung, erhöhte Löhne würden nur eine um so schnellere Vermehrung der Bevölkerung nach sich ziehen, und das vermehrte Einkommen würde vertrunken werden. Aber gerade dies weist darauf hin, den Kern der Frage wo anders zu suchen. Denn was hat diese Triebe im Arbeiter so ausschließlich groß gezogen? Wenn man behauptet, sie seien von andrer Rasse, und alle Erziehung fruchte nichts, sie darüber hinaus zu führen, so beruht dies doch nur darauf, daß die gebildeten Stände Generationen hindurch geistige Disziplin genossen haben und von gesunder moralischer Atmosphäre umgeben waren. Dies väterliche Erbteil mangelt jenen; es

ist aber kein Grund, es ihnen länger vorzuenthalten. Denn gerade die Gesetze der Vererbung weisen uns darauf hin, daß es hohe Zeit ist, den Anfang bei den unteren Klassen zu machen. Der Anfang aller sanitären und moralischen Gesetze liegt in der Regulierung der Heiraten. Denn so häßlich und verhängnisvoll jede Form der Zuchtlosigkeit ist, ist doch keine so todbringend als zuchtlose Heiraten.* Solange sie durch Angebot und Nachfrage geregelt werden, heiraten die Unvorsichtigen, die Unkeuschen, die Selbstsüchtigen und Törichten, und ihre Kinder sind notwendig Erben dieser elterlichen Anlagen. Die Zurückhaltenden dagegen, die Geduldigen, Selbstlosen und Reinen bleiben unverehelicht. Die besten Jahre ihres Lebens gehen in Aufopferung dahin, und ihre edelsten Eigenschaften hindern ihre Fortpflanzung. Der Heiratskonsens sollte aber ein Lohn sein, der dem Jüngling schon während seiner letzten Lehrjahre winkt. Er sollte das staatliche Zeugnis sein, daß der erste Teil seines Lebens gut abgeschnitten hat, dürfte aber sonst nicht gewährt werden. Ruskin hat die Heiratsgesetze bis ins einzelnste ausgearbeitet. Er rechnet ihre Anwendung unter die Befugnisse des Staates, von deren Tragweite sich noch niemand träumen lasse, die aber einen Eckstein der von ihm erstrebten staatlichen Reformen bedeuten. Von den Mitteln,

* *Time and Tide.* § 122—126.

die gewöhnlich gegen Übervölkerung vorgeschlagen werden — Kolonisation, Urbarmachen wüster Landstrecken, Abschrecken von der Ehe — will er wenig wissen.* Jeder bedeutsame Fortschritt zu wahrer Glückseligkeit kann nur durch persönliche, nicht aber durch öffentliche Anstrengung erreicht werden. Gewisse allgemeine Maßnahmen mögen zu solchem Fortschritt verhelfen, gewisse erprobte Gesetze dazu führen. Der Schwerpunkt aber liegt in des Menschen Heim. Vor allem tut uns die Erkenntnis not, welch reiche Freuden ein einfaches, gut verwaltetes, bescheidenes Auskommen zu gewähren vermag. „Wir brauchen Menschen, die es Gott anheimstellen, ob sie es in der Welt zu etwas bringen, die sich aber dahin entscheiden, glücklich sein zu wollen und die nicht größeren Wohlstand erstreben, sondern einfachere Freuden. Nicht äußeres Glück, aber tieferes Glücksgefühl; die als höchstes Besitztum sich selbst zu besitzen trachten.“

Wir sahen, daß Ruskins Lehre vom Wert von ästhetischen Voraussetzungen ausgegangen war und ihre Beweisführung auf biologische Gesetze gegründet hatte. Damit war sie auf das naturwissenschaftliche Gebiet übertragen. Die Naturgesetze aber waren für ihn ebenso „Gottes Gesetz“ wie die Moralgesetze. Nur verschiedene

* Diesem Letzten, § 78—83.

Manifestationen derselben, alles erhaltenden Kraft, die eine Übertretung hier so wenig ungestraft läßt wie dort. Wenn Ruskin von Gottes Gesetz spricht, so meint er damit niemals eine auf menschlicher Willkür beruhende Beschränkung oder Umzäunung des Lebens. Vielmehr stellt er sich dazu in scharfen Gegensatz. Gesetz ist ihm die innere Notwendigkeit der Dinge und ihres Geschehens; so unumstößlich wie die Anziehungskraft der Erde und das nach Norden Weisen der Magnetnadel. Wie sich im Universum Großes und Kleines unabänderlich vollzieht, wie Ebbe und Flut vom Mondesgang bestimmt werden, Anziehung und Abstoßung der Atome ihren bestimmten Lauf haben, so beruht auch das geistige, seelische und leibliche Leben des Menschen auf unveräußerlichen Gesetzen. Ihren inneren Zusammenhang finden und im Leben auswirken, heißt ihm, in Einklang mit dem Universum sein.

Als Ruskin *Munera Pulveris* schrieb, war er lebhaft mit biologischen Problemen beschäftigt. Die Gesetzmäßigkeit allen Lebens trat ihm hier auf immer neuen Gebieten entgegen, und vertiefte seine Auffassung von der Sittlichkeit der Weltordnung. Unablässig suchte er die so gewonnene Erkenntnis mit seiner religiösen Empfindung vom Universum als von Gottes Geist durchwaltet und durchwirkt, zu einen.

Während für Lessing die Motive noch das Entschei-

dende waren zur sittlichen Beurteilung einer Handlung, bringt Ruskin nun ein neues Moment hinzu. Ohne die Motive gering anzuschlagen und ohne den Erfolg als solchen zum Maßstab zu erheben, fällt das Moment der *discretion* in seiner Auffassung schwer ins Gewicht. Mit „Auch Einer“ versteht sich das Moralische für ihn immer von selbst. Aber in seinem eignen Leben und dem Leben der Individuen und Völker, hat er zu schmerzlich erkannt, daß es mit dem guten Willen und edlen Motiven nicht getan ist. Daß gerade der Beste daran scheitert. *Discretion*, d. h. Klugheit, Takt und vor allem durchdringende Urteilskraft, die alle Gegenströmungen durchschaut und in Anschlag bringt, sind fast entscheidend zur Verwirklichung des Guten. Aus den Naturgesetzen kommt ihm diese Erkenntnis. Und sie widerstreitet so wenig den höchsten sittlichen Gesetzen, daß sie vielmehr ihre Grundlage bildet. Denn im Universum greift ein Gesetz in das andere. Unlösbar sind sie miteinander verknüpft, und die Tragik des Lebens bricht herein, wenn man nur eines, mit Ausschaltung des andern, in Betracht zieht.

„. . . . Unsere Auffassung der Dinge vermag weder ihre ewige Kraft hervorzubringen noch sie zu lähmen; und was das Wichtigste ist — nicht ihre Wirkung (innerhalb bestimmter Grenzen) auf uns selbst aufzuheben. Es ist daher wichtiger, in der Untersuchung der „Güter“ festzustellen, was zer-

setzend wirkt und unvermeidlich destruktiv wirken muß, als aufzuzählen, was daran nützlich oder förderlich ist. Denn Freude durch etwas Böses erlangen, heißt weder dem Bösen entgangen sein, noch bedeutet es die Umwandlung des Bösen. Man ist nur selbst dadurch verändert, und erleidet den größten Schaden an der eignen Seele .... Auch kann das Umwerten durch den Menschen das Wesen der Naturgesetze nicht ändern .... Wer Getreide genießt, wird leben, und wer Nachtschatten genießt, sterben .... Wenn der Mensch gute und schöne Dinge schafft, werden sie ihn rekreieren oder neuschaffen; und häßliche, schädliche Dinge werden ihn korrumpieren, d. h. zerbrechen oder töten. Jede Stunde Arbeit, die der Mensch auf eine lebensunfähige Sache verwendet, verringert seine Lebensmöglichkeit. Darin ändert die gute Absicht, und die Begeisterung, mit der er sie unternommen, nicht das mindeste. Seine Fantasie, Liebhaberei, seine Überzeugung — so glänzend, eifrig und eigensinnig sie seien, — bringen ihm keinen Gewinn, wenn sie ein falsches Objekt haben. Von allem, für das er gearbeitet hat, mißt ihm das ewige Gesetz Himmels und der Erden bis auf das kleinste Atom das Teil zu, um das er arbeiten sollte, und entzieht ihm unerbittlich — oder zwingt ihm vielleicht auf — das Teil, für das er nicht hätte arbeiten sollen, bis die ihm zukommenden Garben Korn auf seiner Tenne stehen.

Viel oder wenig — nicht, je nachdem er gearbeitet, sondern nachdem sein Urteil richtig war und er danach gehandelt hat; .... keine kommerziellen Abmachungen, keine Tünche der Oberfläche, keine Verschlechterung der Substanzen wird ihm einen Pfennig einbringen. Die Natur fragt ihn einfach und unerbittlich: was hast du gefunden oder geformt — etwas Rechtes oder Verkehrtes? Durch das Rechte wirst du leben; durch das Verkehrte sterben. Gedankenlosen Menschen scheint es anders. Es sieht so aus, als könnten sie das Universum betrügen. Doch vergebens. Nur ihren Nächsten können sie betrügen. Das Universum läßt sich nicht um ein Samenkorn betrügen. Nicht ein Atemzug seiner Luft kann hinterrücks eingesogen werden. Jedes Stück echter Arbeit gewährt entsprechend Leben; törichte Arbeit keines; böse Arbeit entsprechend Tod .... Da dies das ewige Gesetz des Menschendaseins, ist es die wesentliche Aufgabe der Nationalökonomie, zu entscheiden, was in Wahrheit nutzbringende oder lebenspendende Dinge, und durch welche Art der Arbeit sie erreichbar und verteilbar sind."*

So meint Ruskin auch, wenn er in biblischer Redeweise vom Gesetz spricht, stets die Unumstößlichkeit biologischer Tatsachen, deren Erkenntnis ihn zu tieferem Erfassen der Gesetze des geistigen und moralischen Lebens führt, und ihm beider

* *Munera Pulveris.* § 8—10.

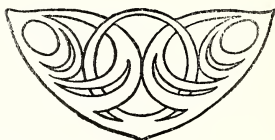
Einheit überzeugender erhellt. So stellt er Gottes Gesetz in scharfen Gegensatz zu der menschlichen Erfindung vom ehernen Lohngesetz. „Was außerhalb meines Hauses seine Gesetzmäßigkeit erweist, tut es auch innerhalb desselben. Die wahren Gesetze der Nationalökonomie sind Gesetze des Lebens, eines Lebens, dessen innere Beschaffenheit nicht auf anderer Grundlage beruht als seine äußeren Bedingungen."* Gründe genug, um von der klassischen Nationalökonomie als unbefugter Eindringling betrachtet zu werden, dem die Geheimnisse einer „wissenschaftlichen" Behandlung verschlossen bleiben mußten. Die klassische Nationalökonomie hatte wichtigere Dinge zu tun, als sentimentale Betrachtungen darüber anzustellen, ob die Tätigkeit des Menschen seine Gaben und Fähigkeiten entwickle oder unterbinde, oder gar das wesentliche Bildungsmittel seines Charakters sei. Und wie konnte man Einschränkung mechanischer Arbeit fordern, wo die Entwicklung der Industrie auf immer umfangreichere Mechanisierung der Arbeit abzielte, wie konnte man behaupten, dies erniedrige den Menschen, und nur mit Freude vollbrachte Arbeit sei seiner würdig? Der Nachweis von der Bedeutung der Vererbung auf Erhebung oder Entartung der Rasse, erschien vollends utopistisch und nebensächlich, — und Emporwachsen der Menschheit, als ein Gesichtspunkt, der mit dem

* *Munera Pulveris. Preface.* § 12.

immer erbitterter werdenden Kampf ums Dasein nichts zu schaffen hatte. Daß die tägliche Umgebung des Menschen Einfluß auf sein Tun und Lassen ausübe, daß häßliche Eindrücke ihn verrohten und schöne ihn erhöben, erschien gänzlich abgeschmackt. Wie schon zu Anfang bemerkt, haben gerade diese Forderungen Ruskins von einer Seite her ihre Rechtfertigung erfahren, von der man es am wenigsten erwartet hätte. Nicht die Kirche ist voll für sie eingetreten, obwohl die Zahl der Geistlichen in England nach Hunderten zählt, die die schweren Angriffe, die er wider sie als Körperschaft erhoben hat, durch das Befolgen seiner Lehren praktisch Lügen straft. „Es ist die Wissenschaft, die sich die exakte nennt, die die Übereinstimmung seiner Hypothesen mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft, insbesondere der Biologie nachgewiesen hat. Denn die Wirkungen der Vererbung sind beim Menschen und den niederen Tieren nicht nur analog, sondern identisch. Die Wirkungen der Tätigkeit auf die Bildung der Organe führen entweder zu ihrer Entwicklung oder Entartung. Die Einflüsse der täglichen Umgebung aber überragen wahrscheinlich die der Erblichkeit oder der Tätigkeit an Tragweite“ .... „Früher nahmen die Nationalökonomen an, daß die Lebensbedürfnisse lediglich in Nahrung, Obdach usw. bestünden und die feineren Faktoren der Umgebung nicht mit umschlössen. Mit dieser präbiologischen Un-

wissenheit braucht man nicht zu streiten, denn das ökonomische Problem von Erhaltung des Menschen ist nur ein Teil des unendlichen Problems von der Umbildung der Organismen ebenso durch Umgebung, wie die Abstammung des Menschen einen Teil von der Entstehung der Arten bildet."* Und Patrick Geddes, der dies als Wahrheitsbeweis für Ruskins Nationalökonomie mitteilt, fügt hinzu: „. . . .Während vom physikalischen Standpunkt aus keine Definition der Produktion möglich ist, da dies die Erkenntnis des Organismus voraussetzt, dem sich die Produktion anpaßt, ist Anpassung der Umgebung an die Tätigkeit des Organismus jetzt definierbar; denn jede produktive Tätigkeit zielt auf organische Entwicklung oder Entartung hin. Deshalb umschließt praktische Wirtschaftslehre die Kritik der Produktion und Konsumption vom gegenwärtigen biologischen Standpunkt aus, was kurz gesagt heißt, daß ihr höchstes Ziel und ihr letzter Zweck Erhaltung und Entwicklung der Menschheit ist."

* *„Analysis of the Principles of Economics." Proceedings of the Royl. Soct. Edinb. 1884.*



GRUNDZÜGE SOZIALER REFORM

Ruskin hat sich nicht wie Carlyle darauf beschränkt, die bestehenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände anzuklagen, und Reformen nur auf Einzelgebieten zu verlangen. Er hat auch die Umrisse einer neuen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung aufgestellt, doch ohne sie in feste Formen zu gießen. Sie sind nicht, wie Hobson* sagt, danach angetan, im einzelnen kritisiert zu werden. Sie tragen eher spekulativen Charakter, und versuchen seine umfassenden politischen und wirtschaftlichen Ideale in die bestehenden Zustände überzuleiten. Ihm lag nichts ferner, als gesunde soziale Verhältnisse durch umstürzlerische Maßnahmen herbeizuführen. Er war und blieb „ein leidenschaftlicher Tory der alten Schule: d. h. der Schule Homers und Walter Scotts". Man könnte hinzufügen — und Platons. Denn das System seines Idealstaates beruht durchaus auf den Grundzügen, die Platon in seinem „Staat" und seinen „Gesetzen" niedergelegt hat.

Ruskin spricht sich einmal bedauernd darüber aus, daß seine geistige Entwicklung sich in umgekehrter Linie als gemeinhin üblich, vollzogen habe. Er habe mit dem Studium der gotischen Kultur begonnen, und sei erst spät zu den Griechen geführt

* Ruskin, Social Reformer. London, Nisbet & Co. 1899.

worden. Er übersieht dabei, daß er in „Moderne Maler II“ seine Ästhetik auf Aristoteles *Theoria* aufgebaut hat. Doch ist er erst verhältnismäßig spät zu Platon gekommen. Platon kennen lernen, hieß für ihn aber, ihn lieben und nicht mehr lassen. Ruskins spätere Werke sind nicht nur von Platonschen Gedanken durchzogen, und reich an Platonschen Zitaten, seine Sozialreform ist auch auf dem Platonschen Staatsgedanken aufgebaut.

Schon in „Diesem Letzten“, mehr noch in *Munera Pulveris*, weist er darauf hin, daß seine Nationalökonomie mit Platons und Xenophons Staatsökonomie übereinstimme. Wenn Zweck des Platonschen Staates Ausübung der Gerechtigkeit ist, so steht bei Ruskin Gerechtigkeit im Vordergrund aller sozialen Forderungen. Und das Ziel der Staatskunst bei Platon und der Staatsökonomie bei Ruskin ist es, jedermann an die Stelle zu bringen, zu der er am besten taugt, und an der er seine Gaben am wirksamsten verwerten kann. Dies würde das Glück der Untertanen wirksamer fördern, selbst bei harter Arbeit, als wenn sie sich durch Wettbewerb emporbrächten. In Platons staatlicher Organisation ist das Glück des Ganzen und nicht nur das einer Klasse berücksichtigt.* (Staat IV. 420.) Ausübung der Gerechtigkeit verlangt aber ein starkes Regiment. Deshalb muß eine Aristo-

---

* Vgl. *John Ruskin: A Disciple of Plato by William Smart. 1884.*

kratie der Besten an der Spitze stehen und die Macht unter sich teilen.

Ruskin hat diese Auffassung von Zweck und Ziel der Staatskunst auf moderne Verhältnisse übertragen und bis ins einzelste ausgebildet. Das glückliche und gesunde Gedeihen aller Bürger unter Herrschaft der dazu Tauglichsten und Besten, betrachtet er als letztes Ziel der Gesetzgebung. Das *laissez faire* System hat keinen Raum, weder in Platons noch Ruskins Idealstaat. Der höchste Aufschwung der Industrie, das größte Wachstum des Wohlstandes, die ruhmreichste Ausbreitung des Reiches ist kein Gewinn, solange ein großer Teil des Volkes in Schmutz und Verkommenheit zusammengepfercht, ein elendes Dasein fristen muß. Ruskin hat die Platonschen Grundgedanken mit dem mittelalterlichen Feudalsystem verschmolzen. Und zwar stellt er einen König an die Spitze seines militärisch organisierten Idealstaates. Denn eine Gesundung der Gesellschaft ist nur unter der straffen Zucht einer Militärmacht zu erwarten. Wenn aber daneben das alte Feudalsystem aristokratischer Gliederung und mittelalterlicher Institutionen, wie Zünfte und Innungen, wieder aufzuleben scheint, so beruht dies System doch völlig auf sozialen Grundgedanken. Tatsächlich halten manche deutsche Nationalökonomen die Genossenschaften für eine Fortentwicklung der mittelalterlichen Gilden auf moderner Grundlage. Der Gedanke war von Ruskin ausgegangen, um

von Toynbee später im einzelnen ausgebildet zu werden. Doch ist in Ruskins Organisation nicht, wie bei den Christlich Sozialen (Maurice), der politische und volkswirtschaftliche Individualismus ausgeschaltet. Die Entwicklung des Individuums wie der einzelnen Stände und Genossenschaften betrachtet er vielmehr als Triebkraft aller Höherentwicklung der Nation. Wiederum ist ihm nicht der Individualismus das letzte Ziel nationaler und menschlicher Entwicklung, sondern nur die Staffel zur Hebung des Volksganzen und weiterhin der Menschheit. „Genossenschaft ist der Schlachtruf der Zukunft," sagt sein Schüler Toynbee, und er charakterisiert die moderne Genossenschaftsbewegung so: „Während in der Vergangenheit die Genossenschaften ihren Ursprung meist in unbewußten, natürlichen Verhältnissen hatten, so werden sie in der Zukunft aus bewußten sittlichen Beweggründen hervorgehen." (Wie Ruskin sie z. B. aus der inneren Notwendigkeit zum Zusammenschluß in der Arbeit findet.) „Hier wie in vielen anderen Dingen scheint die letzte und vollkommenste Entwicklung der Gesellschaft durch die früheste vorgebildet. Aber das innere Leben der Form ist verändert."*

In der mittelalterlichen Lehnsverfassung war jeder der Untergebene eines andern; er hatte einen politischen Vorgesetzten, dem er zu bestimmten Dienstleistungen verpflichtet war, wofür dieser ihm und

* I. von Schulze-Gaevernitz: „Zum sozialen Frieden".

seiner Familie Leben und Eigentum zu schützen hatte. Bei aller Gebundenheit und Enge der mittelalterlichen Verhältnisse waren die einzelnen Stände von einem stärkeren Bewußtsein der Verantwortung und Solidarität getragen als die moderne Gesellschaft.

Die aus dieser Wurzel germanischen Volkstums erwachsenen Formen sozialer Gliederung wollte Ruskin zu neuem Leben erwecken. Doch erklärt er von vornherein, nachdem er das Wesen der Monarchie, Demokratie und Republik* auf seine eindringende Weise charakterisiert hat, daß er sein staatliches Ideal ausgearbeitet habe, weder in der Aussicht, es könne in absehbarer Zeit praktisch verwirklicht werden, noch als ob er auf diese bestimmte Form großes Gewicht lege.

For forms of government let fools contest:
That which is best administered, is best.

Denn auch die beste Regierungsform ist einem schlechten Menschenmaterial gegenüber wirkungslos. In einer tüchtigen Bevölkerung wird aber jede gute Regierung darauf bedacht sein, menschliche Werte hervorzubringen und menschliche Unwürdigkeit zu verdrängen.

So ist es denn nach allem vorhergehenden nur folgerichtig, daß die Frage nach Erzeugung des wertvollsten Menschenmaterials der Regierenden wie der Regierten, den Hauptpunkt seiner Erör-

* *Munera Pulveris V: Government.*

terungen bildet. Und in dem Ideal des Staatswesens, das er aufstellt, arbeiten Regierung und Gesetze auf dieses Ziel hin.

Aus dem Grundprinzip von der Erblichkeit der Begabung zu bestimmten Berufen, ergibt sich folgerichtig eine streng gegliederte Gesellschaftsordnung, die im König als oberstem Schirmherrn gipfelt.* Regierung und Gesetze werden von einer Beamtenschaft ausgeübt und gehandhabt, deren Befugnisse sich nach dem Grad ihrer Verantwortung abstufen, und deren Rang teils auf Vererbung, teils auf Wahl beruht. Sie rekrutieren sich aus der Aristokratie des Landes, in der bestimmte Eigenschaften, die sie zum Herrschen tauglich machen, seit Jahrhunderten vorhanden sind. Denn die unveräußerliche Rangordnung der Gesellschaft, die mit dem Menschen geboren wird, beruht auf erblicher Veranlagung. Die Einen erhebt sie zu Herren, die nach Ordnung, Aufbau und Harmonie streben; — die Andern erniedrigt sie zu Sklaven, die nach Unordnung, Zerstörung und Disharmonie trachten. Und weil der vornehme Teil nur nutzbar zu machen ist, wenn er herrscht, und der niedrige nur zu erheben ist, wenn er dient, hängt die Gesundheit des Staates von der reinlichen Scheidung dieser beiden Geisteselemente ab. Wenn der knechtische Geist nicht ausgeschieden und im Dienen verwendet wird, vermischt er sich mit dem

* *Time and Tide.* § 153—155.

ganzen Staatskörper und verdirbt ihn. „Denn Sklaverei ist das innere, natürliche und ewige Erbteil eines großen Teils des Menschengeschlechts, das, je mehr du ihm die Zügel läßt, immer sklavischer wird.“ *

Wenn die Vornehmheit nicht ausgelöst wird und zur Herrschaft gelangt, wird sie von der Masse zerrieben und die seltensten und auserlesensten Eigenschaften gehen der Nation verloren. Ist es doch nicht von ohngefähr, daß die oberen Klassen die herrschenden geworden sind. In dem lediglich animalischen Sinne sind sie die ursprünglich besterzeugten, energischsten und gedankenreichsten Glieder der Bevölkerung. Sie haben entweder durch die Kraft ihres Arms das Land den Übrigen entrissen und sie zu Hörigen gemacht, oder wüstes Land kultiviert, an dem sie daher, innerhalb gewisser Grenzen, persönliches Anrecht besitzen. Oder sie brachten durch Fleiß Anderer Besitztum an sich, oder sie widmeten sich aus Neigung geistigen Interessen und erlangten durch ihre Leistungen auf diesen Gebieten ein anerkanntes Übergewicht.** Dies alles vollzog sich nach dem einfachen Gang der Naturgesetze, woraus sich die Berufe der oberen Klassen folgerichtig entwickelt haben: Die Obliegenheit derer, die den stärksten Arm haben, ist es, das Laster zu strafen und ihm zu steuern, Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten und die

---

* *Munera Pulveris.* § 133. ** *Time and Tide.* § 137.

unteren Klassen auf das ihnen nächst höhere Niveau zu erheben.*

Denen, die ihre Überlegenheit dem Fleiß und der größeren Einsicht verdanken, erwächst die Aufgabe, die Vorsehung der Törichten, Schwachen und Faulen zu sein. Sie sollen ein System des Handels und der Güterverteilung ins Leben rufen, das die unteren Stände vor Hungersnot und anderen Folgen der Sorglosigkeit und Torheit bewahrt und ihnen, je nach ihrer Fähigkeit, einen besonderen Beruf erschließt.

Gelehrte und Künstler haben den Beruf, die untergeordnete Menge zu unterrichten und zu erfreuen. So weit die oberen Klassen ihre Aufgabe erfüllen, werden sie die Liebe und Verehrung aller unter ihnen Stehenden erlangen, und selbst den höchsten Typus menschlicher Vollendung erreichen. Da dies die natürliche Bestimmung der Aristokratie der Geburt und des Geistes ist, ist ihre Korruption, wie die aller schönen Dinge, eine ganz furchtbare. Sie äußert sich vornehmlich darin, daß die, welche zu Leitern und Führern des Volkes berufen wären, nur ihrem eigenen Vergnügen und eigner Ehre nachjagen. Dann benutzen sie die Vorzüge, die sie durch jahrhundertlange Steigerung ihrer Fähigkeiten erlangt haben, den Vorrang und das Prestige, das sie besitzen, und die militärische Gewalt, an deren Spitze sie stehen, dazu, um die unteren Klassen für sich arbeiten

---

* *Time and Tide.* § 138.

zu lassen, und sie in jeder Weise auszunutzen. Gleichgültig bis zum Verbrechen dem Elend gegenüber, das diese Sklaven durch ihre Tyrannei erleiden. Ihr allmähliches Sinken wird nicht nur ihren eigenen Untergang, sondern auch zugleich den aller unter ihnen stehenden Klassen herbeiführen.* Aufzuhalten wäre diese Entwicklung nur durch das Übergewicht, das ein einzelner tüchtiger Soldat oder hervorragender Staatsmann über das faule Chaos einer verkehrten Nationalpolitik erlangte. Und den Adel könnte nur eins vom Untergang retten: daß er in sich ginge und sich auf seine hohen Aufgaben besänne. Sonst muß man hoffen, daß er durch eine von unten aufsteigende, würdigere Aristokratie ersetzt werde. Ruskin scheinen jedoch die großen alten Familien des Landes eigentlich unersetzlich. Denn obwohl dekadent, vergleicht er sie der edelsten monumentalen Architektur des Reiches, lebendigen Tempeln geheiligter Tradition. Namentlich in *Fors Clavigera*, wo er die Vorzüge und Untugenden des Landedelmannes *(Squire)* den Eigenschaften der modernen Geldaristokratie gegenüberstellt, fällt das Urteil immer zugunsten des durch Tradition überkommenen Führers aus. Dem ganzen Lande droht ungeheure Gefahr, wenn das immer schneller sich vollziehende Herabkommen des Adels es der Geldmacht ermöglicht, an seine Stelle zu treten. In Ruskins Staatengebilde rekrutieren sich aus der

* *Time and Tide.* § 139—143.

Geburts- und Geistesaristokratie einmal die Offiziere, die das stehende Heer, das nach preußischem Vorbild auf allgemeiner Wehrpflicht beruht, befehligen, sodann die politischen und richterlichen Beamten, die das Volk regieren. Er befürwortet die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England hauptsächlich wegen der Disziplin, die die militärische Erziehung den oberen wie unteren Klassen gewähre, er hält die Armee für die Rettung von Tausenden. „Männer, die unter andern Umständen in Nichtstun und Liederlichkeit untergegangen wären, werden zu edlem Leben erlöst durch den Dienst, der ihre Energie wachruft und leitet." Hauptsächlich werden sich Offiziere und Beamte aus der Landaristokratie rekrutieren, deren Jugend für diese beiden hohen Berufe erzogen werden soll, für welche und nicht durch welche sie zu leben haben. Dem König zunächst stehen die durch Nationalbeschluß gewählten obersten Richter. Sie sind die einzige Autorität in Gerichtshöfen höchster Instanz und führen den Titel Fürsten. Danach folgen die gewöhnlichen Richter, die ihr Amt unter bestimmten Bedingungen erblich überkommen. Sie stehen an der Spitze der Schwurgerichte, und führen den Titel Oberherr. Es folgen die Staatsbeamten, die die Leitung des öffentlichen Lebens in Händen haben. Sie werden Herzöge genannt. Ihnen sind Bischöfe unterstellt, die die Oberaufsicht über die Familien ihrer Diözese ausüben,

Buch über diese führen, und darüber wachen, daß sie nicht in unheilbare Notstände geraten. Auf Erörterung theologischer Fragen sollen sie sich in ihrer Diözese nicht einlassen. Neben ihnen stehen die Heerführer verschiedenen Ranges und die Beamten des öffentlichen Unterrichts.

Über die Aufgabe, die er den Bischöfen zuerkennt, hat er sich ausführlicher geäußert.* Er sah in dem Anarchismus der modernen Gesellschaft den verhängnisvollsten Zug darin, daß die Menschen nur auf ihre eigenen Angelegenheiten bedacht sind, und daß ihnen das Gefühl der Verantwortung für die Nöte und die Schuld ihrer Mitmenschen fast gänzlich entschwunden ist. Niemals vielleicht in der Weltgeschichte ist die besondere Not hilfloser „Freiheit“ wie sie sich in dem Leben der Armen unserer Großstädte ausgebildet hat, so hoffnungslos gewesen. Die Kinder wachsen in Mangel und Unwissenheit auf, die Eltern kämpfen um die bloßen Subsistenzmittel. Sie leben und sterben in leiblicher und seelischer Verkommenheit, ohne daß die Gesellschaft sie irgendwie als Glieder wertet. Die gelegentliche und zufällige Einmischung der Polizei, der gelegentliche Zwang zu sanitären Maßregeln und die gesetzliche Registrierung der Hauptmomente des Daseins, — Geburt, Heirat, Tod, — sind die einzige Form, in der die soziale Ordnung auf ihre Freiheit einwirkt. Der Staat, die

* Vgl. *Time and Tide.* §§ 72—74 und *Fors Clavigera III.* p. 255.

Stadt, die Gemeinde, haben keine wirkliche Kenntnis oder Kontrolle über das Leben der großen Massen. Solange dies der Fall ist, verdient keine Regierung diesen Namen. Denn das Wesen wahrer Bürgerschaft liegt in der Verantwortung jedes Einzelnen für Alle und Aller für jeden Einzelnen, und das Problem der Regierung liegt in der Verkörperung dieser Verantwortung in ihren Institutionen. Es gehört daher unter die Aufgaben des Bischofs, der von Amts wegen über die Seelen der Seinen zu wachen hat, ebenso genau unterrichtet zu sein über das leibliche Wohl und Wehe der ihm unterstellten hundert Familien. Er hat dem Staat Rechenschaft zu geben über das Leben jedes Einzelnen, so daß das Gute und Böse in seinem Verhalten zu öffentlicher Kenntnis gelangt, damit Hilfe, Belohnung und Strafe mit Einsicht und Hoffnung auf Erfolg ausgeübt werden können. Es würde dann die Möglichkeit fortfallen, daß jemand an Mangel zugrunde gehen oder in Verbrechen leben könne. Um beleidigende Einmischung oder Indiskretion unmöglich zu machen, müssen die Grenzen der bischöflichen Befugnis gesetzlich festgelegt werden, und ihre Ausübung muß von christlicher Güte und Milde durchdrungen sein.

Die Bischöfe und ihre Diakonen müßten auch des Volkes Biographen sein. Die Hauptereignisse aus ihrem Leben müßten dem obersten Staatsbeamten vorgelegt werden. Diese Berichte würden auf die

Familien hinweisen, die zum Gewinn der Nation in höhere Stellungen aufrücken müßten. „Bald würde die Überzeugung Platz greifen, daß die wahre Geschichte der Völker nicht in ihren Kriegen zu lesen ist, sondern in ihren Häusern. . . . So wie die Sachen heute liegen, gleicht der Staat einem gefährdeten Schiff auf hoher See. Die gefährlichsten Menschen werden gewöhnlich nicht als solche erkannt und bekommen meist die Führung in die Hand. Die besten gehen ohne bemerkt zu werden, ruhig ihren Geschäften nach, erst im Augenblick der höchsten Gefahr kommt der tüchtige Steuermann ans Ruder. Die schlimmsten Formen des Elends bleiben verborgen; nicht nur vor aller Augen, sondern auch vor aller Erkenntnis. Auf Deck gleicht Alles Kleopatras Galeere* — unter den Luken ist ein Sklavenhospital. Und was das Verhängnisvollste ist — selbst die wenigen Menschen, die ihre volle Energie zum Besten des Ganzen einsetzen möchten, sind in einer großen Gesellschaft machtlos. Den eigentlichen Sitz des Übels, den es zu bekämpfen gilt, können sie so wenig erkennen und die Mittel, die Erfolg versprechen, so wenig beurteilen, daß die Hälfte ihrer besten Absichten irre geleitet wird und sie mehr Schaden als Gutes stiften."

Was ein Land regiert, sind seine Sitten, Gesetze und Führer.** Wie sich ein Mensch vom

* *Time and Tide.* § 66. ** *Munera Pulveris. V.*

andern unterscheidet durch Feinheit der Natur und Erziehung, so unterscheidet sich eine kultivierte von einer rohen Nation durch Verfeinerung ihrer Natur und Sitten. Vollendete Sitten sind die Selbstregierung der Nation. Sie äußern sich in der Feinheit des Denkens und Handelns, sie zeigen sich in der Festigkeit des Beharrens, die durch Gewöhnung zur Charaktereigenschaft wird, sie wirken im Leisten und Erdulden als ethische Kraft, die mit sicherer Selbstverständlichkeit den richtigen Entschluß findet. Ohne es zu wissen, charakterisiert Ruskin hier als Feinfühligkeit das, was Schiller als ästhetische Natur bezeichnet: ohne Kampf, selbstverständlich, das Rechte zu tun. Für Ruskin umfaßt Feinfühligkeit die natürliche Wahrnehmung von Schönheit, Schicklichkeit und Geradheit; Eigenschaften, deren Vorbedingungen angeboren sind, die aber durch Erziehung gepflegt werden müssen, und die ohne Pflege vergehen. Wahre Erziehung hat tatsächlich keine andere Aufgabe, als diese Anlagen und den ihnen entsprechenden Willen zu entwickeln. Es ist der große Irrtum moderner Intelligenz, Wissen *(science)* für Bildung zu halten. Man bildet den Menschen nicht, indem man ihm sagt, was er nicht weiß, sondern indem man ihn zu dem macht, was er nicht ist. (*Munera Pulveris.* § 106.) Die Sitten und Gewohnheiten einer hochentwickelten Rasse sind immer lebendig, d. h. geordnete Offenbarungen intensiven Lebens, wie die gewohnheits-

mäßigen Bewegungen der Finger des Musikers. Die Sitten und Gebräuche einer tiefstehenden Rasse sind im Gegenteil Äußerungen des Verfalls. Genau gesagt sind es nicht Sitten, sondern Inkrustierungen; nicht Schranken oder Lebensformen, sondern der kalte Brand, widrig und Zeichen beginnenden Verfalls. Und wenn Gewohnheit statt mit Tatkraft sich mit Indolenz verbindet, sich an Vorurteile kettet, statt unmittelbare Wahrnehmungen gelten zu lassen, gewinnt sie den tödlichen Charakter, von dem es heißt:

Custom hangs upon us with a weight,
Heavy as frost, and deep almost as life.

Wenn dies Gewicht aber vorwärts treibt, lebendig wird, statt als Last auf uns zu drücken, wird die Gewohnheit zu einem wertvollen Element, daß das Leben vielmehr stärkt, als hindert.

Hohe sittliche Entwicklung einer Nation umfaßt Barmherzigkeit, Mitgefühl und Friedfertigkeit. Sie ist unvereinbar mit schmutzigem Tun — dem Verlangen nach Geld — und mit seelischen Zuständen der Furcht, des Neides oder der Gleichgültigkeit gegen Anderer Schmerz. Die gegenwärtige Fühllosigkeit der oberen Klassen in Europa dem sie umgebenden Anblick von Leid, Unreinheit und Verbrechen gegenüber, bindet sie nicht nur in die gleiche Verantwortlichkeit für die Sünde, sondern in dieselbe Schmach mit der Fäulnis, die an ihren Schwellen modert. Die Verbrechen, die täglich

in den Gerichtshöfen verhandelt werden, sind eine Schande für den ganzen wirtschaftlichen Organismus. . . . Ebenso ist die Fäulnis und Armut, die in unserer Mitte gestattet oder ignoriert wird, so schmachvoll für den ganzen sozialen Körper, wie es für den natürlichen Körper wäre, das Antlitz zu waschen und Hände und Füße unrein zu lassen. Christi Weg ist der einzig wahre: beginne mit den Füßen, das Antlitz wird für sich selbst sorgen.

Gesetze sind die Bestimmungen und Bande der Sitten, oder dessen, was die Nation zu Sitten erheben möchte. . . . Das Gesetz der Verteilung bestimmt nicht nur, was jedermann rechtlich besitzt, und sichert es ihm zu; es nimmt ihm auch, was er zu unrecht besitzt. Es bestimmt auch, was jedermann besitzen sollte, und macht ihm dies unter bestimmten Bedingungen erreichbar; und was er nicht besitzen sollte, bringt es außer sein Bereich. . . . Es nötigt dem Besitzer die wahren Bedingungen des Besitzes auf; z. B. daß er Land nicht leichtsinnig verwüsten darf, Ströme, die durch sein Eigentum fließen, nicht vergiften, und die Luft durch schädliche Dünste nicht verpesten.
Von der Rechtsprechung verlangt Ruskin, daß sie sich nicht wie bisher ausschließlich mit den Mängeln der Menschen befasse, sondern auch mit ihren Vorzügen; diese gegenüber den Verfehlungen her-

vorhebe und zur Geltung bringe, damit den Menschen nicht untauglich, sondern tüchtig fürs Leben mache, und das Gesetz königlich statt drakonisch handhabe. Die Nation wird immer von einer sichtbaren und unsichtbaren Regierung gelenkt. Das sichtbare Regiment leitet die nationale Politik; bestimmt ihre auswärtigen Beziehungen, erhebt Steuern, hebt Soldaten aus und ist der Schiedsrichter nationalen Wohlergehens. Das unsichtbare Regiment wird von allen energischen und intelligenten Menschen ausgeübt, von jedem in seiner Sphäre. Es beeinflußt die inneren Strömungen des Volkslebens, es bildet den Charakter der Nation und bereitet ihr Schicksal. „Sichtbare Regierungen sind einiger Nationen Spielzeug, anderer Krankheit; einiger Harnisch und anderer Bürde, aber aller Notwendigkeit. . . .“

Ruskins staatliche Reformen beruhen auf zwei Ideen, die gewöhnlich aus entgegengesetzten Lagern geltend gemacht werden. Er verlangt die Anerkennung der Staatsautorität „in einem Maße, von dem sich heute noch niemand träumen läßt“. Dafür verlangt er aber auch staatliche Fürsorge in einem Umfang, von dem sich auch noch keine Regierung träumen läßt.

Er geht dabei von der Auffassung der Nation als einer Familie aus. Ihre Einheit ist aber ebenso abhängig von ihrem Haupt wie sie auf der Zusammengehörig-

keit der einzelnen Glieder beruht. Und doch schrecken wir vor der Vorstellung zurück, die Autorität, die der Vater im Hause hat, auf den Staat zu übertragen.* Ruskin geht so weit, zu fordern, daß alle Berufe, die heut unabhängig ausgeübt werden und zu dem wilden Wettbewerb geführt haben, der das größte Unglück unseres wirtschaftlichen Lebens ist, verstaatlicht werden müßten. Nur in dem großen Prinzip des staatlichen Beschränkens individueller Freiheit und des Eingreifens in das Leben des Einzelnen sieht er ein Gegengewicht gegen die Gefahr nationaler Erniedrigung. Er ist davon überzeugt, daß die Massen das Recht haben, Erziehung und Bildung von der Regierung zu verlangen; aber nur sofern sie die Pflicht anerkennen, der Regierung zu gehorchen.

Nächst der Obliegenheit des Staates, die Heiraten zu regulieren** und darauf zu achten, daß unheilbare erbliche Krankheiten und Laster sich nicht fortpflanzen, und daß ein gesundes Geschlecht heranwachse, macht er den Staat dafür verantwortlich, daß jedes Kind, das in ihm geboren werde, gute Unterkunft finde, gut gekleidet, gut genährt und gut erzogen werde, bis es für sich selbst sorgen könne. Nicht, als ob der Staat die Kinder außerhalb der Familien erziehen sollte — denn auf die Eindrücke im eigenen Heim legt er das größte Gewicht. Meint er doch sogar, daß es dem Mann

* *Economics of Art.* § 14. ** *Time and Tide. Letter XX.*

noch anzumerken sei, wenn die Mutter und Schwester Geduld mit dem Kinde gehabt habe. Aber die Gesellschaft soll das Interesse, das sie an der Gesundheit und Tüchtigkeit ihrer künftigen Bürger hat, in dieser Hinsicht voll betätigen. Hieran knüpft er die Frage, wie die menschlichen Fähigkeiten zu verwerten seien.

Die Klassen- und Rangunterschiede, die Ruskin so scharf betont, haben doch nur insofern Geltung für ihn, als sie sich mit dem Rangunterschied angeborener Begabung decken. „Werkzeug, Land, Kapital und Macht dem, der etwas damit anzufangen weiß," lautet sein Evangelium. Und er verlangt geradezu, daß die Schulen ausfindig machen sollen, in welchen Berufen die Gaben ihrer Zöglinge am besten verwertet werden können. „Wenn man gar nicht versucht, herauszufinden, zu was der Jüngling sich am besten eignet, noch sich die Mühe nimmt, die Geeigneten in den Beruf zu bringen, für den sie taugen, darf man dies geborstene Wrack sozialer Ordnung, in das der Mensch durch boshaft aufreibenden Wettbewerb geraten ist, auch nicht als Ordnung der Vorsehung hinstellen. Es wäre dies die denkbar unverschämteste und schlimmste Art, den Namen Gottes unnützlich zu führen."*

Aber während Ruskin „Gleichheit der Möglichkeiten" verlangt, um individuelle Talente zu er-

* *Time and Tide.* § 6.

kennen, gründet er doch die Ordnung industriellen und sozialen Lebens auf das, was er „die unüberwindlichen Unterschiede des Tones“ nennt, aus dem die menschliche Kreatur geformt ist.* Die Kinder ungelernter oder bloß mechanisch ausgebildeter Arbeiter werden am besten wieder zu ungelehrten und mechanischen Berufen taugen. Ruskin hält dies für ein Naturgesetz und am dienlichsten für das soziale Gedeihen. Geschickte Arbeiter werden durch Vererbung ihr Können steigern und durch die Gewerkschaft vorwärts kommen. Kinder aus Gelehrten- und Beamtenfamilien werden sich am besten zu den intellektuellen Berufen ihrer Väter eignen.

Platons Lehren und Abneigung gegen die radikale Theorie von der Gleichheit der Natur, vereinten sich in Ruskin zu dem Glauben an die Naturbasis der Klassenunterschiede. Wir sehen, wie dies in seiner Auffassung von der Würde der Arbeit zum Ausdruck kommt. Er leugnet es vollständig, daß die gut geleistete Arbeit eines Bergmannes oder Tauchers so veredelnd sei wie die Arbeit des geschickten Holzschnitzers oder Kunstschmiedes. Im Gegenteil, er besteht darauf, daß in der industriellen Fabrikation ein beträchtlicher Teil Arbeit geleistet werden muß, der wesentlich niedriger Natur ist, und selbst erniedrigend wirkt. „Tatsache ist, daß eine Menge ganz notwendiger

* *Time and Tide.*

Berufe im wörtlichen Sinne ‚servil‘ sind, — d. h. sie lassen den Menschen zum Sklaven herabsinken, oder zum gedankenlosen Arbeiter.* Es ist dies der Zustand des Tieres, aber des Menschen mehr oder weniger unwürdig.“

„Da in der sozialen Gliederung einer Nation aber nur das Haupt von Gold sein kann, und die Füße, wegen der Arbeit, die ihnen obliegt, teils von Eisen, teils von Ton sein müssen, wird eine edle Nation immer danach trachten, die notwendige schmutzige und mechanische Arbeit, auf der ihre höhere Lebensentwicklung beruht, auf das geringste Maß zu beschränken, aber selbst dann nicht das Bewußtsein verlieren, dadurch mit erniedrigt zu werden, wie ein Mensch feinen Temperaments durch seine niedrigen körperlichen Funktionen leidet. Die bis jetzt höchst entwickelte menschliche Gesellschaft übertrug solche Arbeit den Sklaven. Da die Sklaverei als Institution aber abgeschafft ist, muß mechanische und schmutzige Arbeit in allen hoch zivilisierten Staaten als Strafe oder Vergeltung verrichtet werden. Alle Verbrecher sollten zu der gefährlichsten und härtesten Arbeit eingestellt werden, besonders zu der Arbeit in Minen und an Hochöfen, um die unschuldige Bevölkerung so viel wie möglich zu entlasten. Dagegen sollte schwere (allein nicht mechanische) Handarbeit, besonders beim Ackerbau, zum großen Teil

---

* *Time and Tide.* § 104 und 119.

von den oberen Ständen betrieben werden; denn körperliche Gesundheit, genügender Kontrast und Ruhe für die geistigen Anstrengungen sind sonst völlig unerreichbar.* Die untergeordnete Arbeit sollte und wird immer, wenn die Beziehungen der Gesellschaft untereinander ehrerbietig und harmonisch sind, das Los derer sein, die für andere Arbeit noch nicht taugen. Denn so vollkommen auch das Erziehungssystem sei, immer werden die unendlichen Unterschiede in Natur und Fähigkeit der Menschen bleiben. Ja, die gleiche Erziehung, von der die Arbeiter glauben, sie werde sie über Nacht zu Herren machen und ihnen dieselben Lebensmöglichkeiten wie den oberen Ständen eröffnen, wird erst recht den Unterschied, der zwischen den Menschen waltet, ans Licht bringen. Unter den Kieseln am Meeresstrand läßt sich kein Unterschied entdecken zwischen den edeln und unedeln Steinen; aber unter der schleifenden Hand des Juweliers werden nicht nur die gewöhnlichen besser, sondern die edeln um so viel leuchtender, daß sie nicht mehr zusammen zu klassifizieren sind.** Auf der Unterlage notwendig erniedrigender Arbeit erheben sich in aufsteigender Linie die Handwerke, die allgemeinen materiellen Wohlstand bedingen. Ihnen entspricht eine kultivierte Gesellschaft, deren Konsumenten es zumeist auf tüchtige Qualität der Güter ankommt und die mit der Hand gearbeitete

* *Munera Pulveris.* § 109. ** *Time and Tide.* § 171.

Waren der Fabrikware vorzieht. Dadurch können sich die kunstgewerblichen Arbeiten in Holz, Ton, Stein und Metall zu den schönen Künsten erheben, jedenfalls Elemente persönlicher Geschicklichkeit aufweisen.* Umschließt doch die körperliche Ausbildung, die Ruskin für jeden Jüngling verlangt, daß er lernen soll, „etwas fein und tüchtig mit den Händen zu machen."

Und auch ohne in einem besonderen Handwerk geschult zu sein, sollten die jungen Leute sich in ihrer freien Zeit in dem einen oder anderen betätigen. Denn innerhalb der Gewerbe wäre für jeden Grad praktischer Intelligenz und produktiver Einbildungskraft Raum.**

Über die Art, wie diese Gewerbe zu organisieren seien, hat Ruskin sich nicht näher ausgesprochen. Doch hat er die Notwendigkeit der Arbeiterorganisationen erkannt. Er*** wendet sich direkt an die Gewerkvereine, weil Kirche und Universität nicht auf ihn hören wollten. Er spricht zu ihnen als Vertreter der Männer, die die Notwendigkeit klar erkannt haben, sich zu gemeinsamem Vorgehen zusammenzuschließen, die ernsthaft erwägen, in welcher Beziehung sie zu ihren Arbeitsgenossen in fremden Landen stehen. „Und ich sehe, daß ihr euch in diesen Verbänden rücksichtslos, wenn nicht gar feindlich, den Leuten gegenüberstellt, von deren

---

* *Time and Tide.* § 131. ** *Time and Tide.* § 133.
*** *Fors Clavigera IV*, p. 362 ff.

Kapital ihr bisher passiv abhängig gewesen seid. Sie haben euch immer durch die Zunge ihrer bestellten Nationalökonomen belehrt, daß sie und ihr Kapital der ewige Bestand providentieller Einrichtungen seien, die der Schöpfer für diese Welt getroffen habe.“ Weiter erörtert er, auf welchen Zufällen das eherne Gesetz der Nachfrage beruhe, und wie menschenunwürdig es sei, von diesen Zufällen seinen Lebensunterhalt abhängig zu machen. Und er fragt sie, ob keiner von ihnen es sich klar mache, daß sie von Gottes und Rechts wegen Anrecht an den Grund und Boden ihres Landes besäßen? Wenn das Prinzip durchgeführt wäre, daß jedermann soviel Grund und Boden besäße, als er benutzen könne — aber nicht mehr — würden alle Revolutionen am Ende sein. „Benutzen, entweder um Nahrung daraus zu gewinnen, oder um seine Schönheit zu genießen: sich darauf zu tummeln, oder ihn der Wissenschaft und anderen geweihten Zwecken dienstbar zu machen.“ Und weiter fragt er sie, weshalb sie sich nur *Trade Guilds*, Handelsgenossenschaften, nennen, als ob der Handel und nicht die Produktion die Hauptsache wäre. „Wohl sind unter unseren Stadtverordneten *(City-Wards)* die Verkäufer die einzigen Würdenträger — und wir haben die *Marchand tailleurs*-Genossenschaft, aber nicht die der Schneider; wir haben die Genossenschaft der Fischhändler, aber nicht die der Fischer, und die der Wein-

händler, aber nicht die der Weinbauern, und die der Eisenhändler, aber nicht die der Schmiede.“ Er wirft ihnen vor, daß sie nicht alles daran setzten, um diese Verhältnisse, die wesentlich die Ursache der heutigen sozialen Übelstände seien, umzugestalten. „Zunächst freilich tragen eure Geistlichen und Herren die Schuld, aber auch ihr; denn nie erzieht ihr eure Kinder mit der ernstlichen Absicht, sie zu befähigen, daß sie sich aus den traurigen Verhältnissen, die euch gedrückt haben, herausarbeiten können. Nicht, daß sie sich über ihren Stand erheben sollten, nur dazu müßtet ihr sie anleiten, daß sie in ihrem Leben in Ordnung bringen, was in dem euren verkehrt war. Ebensowenig sucht ihr eure Lehrlinge besser zu behandeln, als ihr selbst behandelt worden seid.“

Noch folgende Wahrheit gibt er ihnen zu bedenken: die Menschen leben nicht vom Austausch der Waren, sondern von ihrer Produktion; sie leben nicht vom Handel, sondern von der Arbeit. Laßt den törichten, eiteln Titel der Handelsgenossenschaft fahren, und nennt euch Arbeitsgenossenschaft (Gewerkschaft). Und welche Teilung der Zufall oder besondere Bedürfnisse getroffen haben mögen — es gibt wesentliche und ewige Teilungen der menschlichen Arbeit, denen ihr praktisch verfallen müßt, ob ihr wollt oder nicht; und diese Klassifizierungen ewiger Natur werden unendlich viel

besser von vornherein von euch im Denken und Tun anerkannt."

Obwohl Ruskin noch feinere Unterabteilungen in der Struktur der Gewerbe zugibt, teilt er sie in achtzehn verschiedene wesentliche und drei nicht ganz überflüssige Stände ein. Ich greife zur Probe einige heraus: Schäfer, Fischer, Schreiner, Bäcker, Müller usw.*

Die von ihm aufgezählten einundzwanzig Gewerbe sollten genau organisiert und stolz auf ihre Arbeit sein, die sie unter Leitung von Meistern ihres Standes erwählt haben. . . . Um diese Gewerbe zu organisieren, muß ihnen ein bestimmtes Quantum Land gegeben werden, das ihrer Zahl entspricht. Denn ohne Landbesitz lassen sich keine Reformen herbeiführen.

„Wenn ihr aber sucht, das Land mit Gewalt zu nehmen, so wird jeder Taugenichts und Lump mit euch seinen Anteil fordern; denn nach dem Recht der Gewalt hat er so viel Recht darauf wie ihr; aber nicht nach dem Gesetz der Arbeit. Deshalb müßt ihr euer Land durch das Gesetz der Arbeit erlangen; dafür arbeiten, sparen und es kaufen, wie die Verschwender und Faulenzer es euch anbieten, es kaufen, um es nie zu verlassen. Und dies solltet ihr praktisch zuerst vor das Parlament bringen — ein System des Landlehens, durch das eure organisierten Arbeiterklassen ihr Land als

* a. a. O.

Körperschaften zu eigen bekämen. Sie könnten es allmählich vermehren, wie einst die Mönche taten und wie jeder Gutsbesitzer es noch heute kann.“

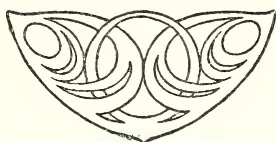
In dem wesentlichen und historischen Vorrecht, das er der Landreform einräumt, zeigt er sich als eminent praktischer Reformer. Sein umfassendes und genaues Studium kontinentaler Agrikulturverhältnisse, namentlich der Schweiz und Tirols, gibt seiner Behandlung der Fragen besonderen Nachdruck. Häufig zitiert er dabei Jeremias Gotthelf, dessen „Uli der Knecht“ und „Uli der Pächter“ er nicht müde wird zu loben. Ruskins Schriften, vornehmlich *Fors Clavigera*, sind voll scharfsichtiger Kritiken und Suggestionen agrarischer Verhältnisse.

Für den Adel verlangt Ruskin so viel Landbesitz, als nötig sei zur Erhaltung allen Glanzes der äußeren Lebenshaltung und zur vollen Entfaltung vornehmen Lebens. Aber das Einkommen des Adels dürfte in keiner Weise aus den Zinsen seines Landes fließen, noch dürfte er irgendwelche Pacht einziehen. Ruskin hält das für unvereinbar mit der Ehre des Edelmannes und fordert, daß der Edelmann vom Staate besoldet werde, um zu repräsentieren.* Denn seine Ländereien sollen dem Volk die Schönheit der Natur offen erhalten und ihm stets zugänglich sein, ebenso aber den

* *Time and Tide.* § 151.

Ackerbau in seiner Vollendung darstellen und das Glück des Landlebens zur Anschauung bringen. Die hier angedeutete agrarische Organisation unterscheidet sich in hohem Grade von den vorgeschlagenen Reformen in Fabrikation und Handel. Die Änderung, die Ruskins Landsystem zeitigen müßte, würde staatliche Zwangsmaßregeln benötigen, sie liefe hinaus auf die Verstaatlichung des Landes, das dann an Pächter ausgegeben würde, die dem Staat Pacht zu zahlen hätten und seiner Aufsicht unterworfen wären, unter der idyllischen Oberhoheit eines Lokalmagnaten. In Fabrikation und Handel repräsentiert das Zunftsystem seine spätere Denkweise, wie er sie in *Time and Tide* und *Fors Clavigera* entwickelt hat. In der Vorrede zu „Diesem Letzten" überträgt er noch der Regierung die Aufgaben, die er später den freiwilligen Gilden zuerkennt. In seiner frühen Abhandlung sollten — völlig unter staatlicher Leitung — Fabriken und Werkstätten für alle Produktion und für den Verkauf jeden Lebensbedarfes und zur Verwertung jeder nützlichen Kunst eingerichtet werden; daß er aber nie die Idee eines beschränkten, auf aristokratischer Grundlage beruhenden Staatssozialismus zugunsten eines ausgearbeiteten Systems freiwilliger Co-operation aufgegeben hat, ist am besten aus dem Umfang der Obliegenheiten ersichtlich, die er zeitweise der Regierung, dann wieder den Zünften übertragen hat.

Als er dann sah, daß seine Hoffnungen durch die bestehende Gesellschaft, und die in ihr dominierenden Tendenzen nicht zu verwirklichen seien, hat er den Versuch gemacht, seine Ideale auf eigne Hand ins Leben zu rufen. Um ein Beispiel zu geben, wie dem Volke auf seiner Scholle am besten gesunde Lebensbedingungen zu schaffen seien, hat er mit Hingabe seines Vermögens die Gemeinschaft oder Genossenschaft der St. Georgen-Gilde gegründet. Es war dies das Werk seines Alters, und wird später davon zu reden sein.



ERZIEHUNGSREFORM

In Ruskins „Gedanken über Erziehung" finden sich Anklänge an die Reformvorschläge großer Pädagogen vor ihm. Mit Pestalozzi hebt er die erzieherische Bedeutung des Anschauungsunterrichts hervor, mit Fröbel die Bedeutung der Handarbeit, und mit Rousseau fordert er naturgemäße Erziehung die dem inneren Gang der Seele folgt. Was seine Gedanken trotzdem neu erscheinen läßt, ist die unendlich mannigfaltige Durchdringung von Lebensweisheit und Lebenspraxis, der der Reichtum seiner Fantasie weite Ausblicke in die Zukunft eröffnet. In einem aber hat er die pädagogischen Gedanken seiner Vorgänger alle überholt: das ist der unlösbare Zusammenhang, in den er sie zu seinen sozialen Reformideen stellt.

Sie haben seine Lehre vom „Wert" und seine Auffassung dessen, was „Güter" oder Wohlstand *(Wealth)* bedeutet, zur Voraussetzung. Sie verfolgen das gleiche Ziel mit den höchsten Aufgaben, die er der Nationalökonomie zuweist, glückliche und gesunde Menschen als den eigentlichen Reichtum des Landes und der Nation anzusehen.

Wie sich ihm die wirtschaftlichen Übelstände zuerst auf ästhetischem Gebiet aufgedrängt hatten, und seine Reformvorschläge hier einsetzten, so auch in der Pädagogik.

Schon in seinen ersten Werken über Kunst beleuchtet er die Schäden einer einseitig intellektuellen Bildung. In den „Sieben Leuchtern der Baukunst“ finden sich Hinweise auf die notwendige Umgestaltung der Erziehung der höheren Stände, denen es an gesunder Verwertung ihrer Kräfte mangle, und deren sittliche Hebung am ehesten durch körperliche Anstrengung, namentlich durch Handarbeit, zu erhoffen sei.

In den „Steinen von Venedig“ hatte Ruskin alsdann den Kampf gegen den Intellektualismus eröffnet, als eine der Hauptursachen des Niedergangs der Kunst, der in der Renaissance da eingesetzt, wo philologische Gelehrsamkeit das unmittelbare Empfinden verdrängt hatte. Die künstlerische Kultur, die er helfen wollte, heraufzuführen, war seiner Meinung nach nur möglich, wenn die Jugend anstelle des Gedächtniskrams, der ihr eingedrillt wurde, in lebendige Wechselwirkung zu den Dingen selbst trat. Man lese in Band III die wundervollen Auseinandersetzungen wo er künstlerisches und wissenschaftliches Erkennen einander gegenüber stellt und jedes in seiner Besonderheit charakterisiert. Wenn auch viele seiner Ausführungen der künstlerischen Anschauung vor der wissenschaftlichen Erkenntnis die Palme reichen; wenn er auch gerade hier vor allem die Erziehung zur Kunst im Auge hat, so war er doch weit entfernt, die ganze Jugenderziehung auf künstlerische Ausbildung zuschneiden

zu wollen. Aber während er nach den Ursachen forschte, die eine künstlerische Kultur in dem damals allein gültigen Erziehungssystem unmöglich machten, trat ihm die rein intellektuelle Ausbildung als größtes Hindernis entgegen, und er hat sie fortan zu bekämpfen gesucht wie der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ sie bekämpft hat. Denn vieles Wissen und Gelehrsamkeit ist etwas Grundverschiedenes von Bildung. „Der Geist eines gebildeten Menschen ist weiter als sein Wissen. Er ist wie das Himmelsgewölbe, das die Erde umfängt, die unter ihm lebt und gedeiht. Aber der Geist eines gelehrten und ungebildeten Menschen ist wie das Gummiband mit der dauernden Tendenz, alles zusammenzuziehen und die Papiere zusammenzubinden, die er nicht erschließen kann, und andere verhindern, sie zu öffnen.“ (Steine von Venedig III, Kap. I.) Ruskin warf dem toten Wissen, das keine Beziehung mehr zum Leben hat, vor, nur das Gedächtnis zu belasten, während die Seele leer bleibe. Die wirkliche Erkenntnis der uns umgebenden Welt werde darüber vernachlässigt, und die im Menschen vorhandenen, ihn und andere beglückenden Fähigkeiten nicht fruchtbar gemacht. Namentlich wandte er sich gegen die philologische Pedanterie des klassischen Unterrichts, wie er in den höheren Lehranstalten gepflegt wurde. Er war nur dazu angetan, den Schülern die Liebe zum Altertum und seinen Dichtern und Denkern zu ver-

leiden. Ruskin kann überhaupt der Meinung nicht beipflichten, daß die Schulung der Verstandeskräfte, wie sie durch die grammatikalische Disziplin der alten Sprachen geschärft werden, Endzweck der höheren Lehranstalten sein dürfe. „Denn das Wichtigste für unsere Erkenntnis muß auch unser Lernen am meisten fördern, und die Wissenschaft, die unsere Fähigkeiten am höchsten entwickelt, muß auch dem Verstande die beste Disziplin gewähren. Wenn dies nun auch eine offene Frage bleibt, so kann über die Dinge, die der Mensch wissen muß, um sich im Leben zu betätigen, kein Zweifel sein. Das ist zunächst die Naturgeschichte, oder die Kenntnis der ihn umgebenden Welt. Bisher wurde die Naturwissenschaft auf allen höheren Lehranstalten vernachlässigt. Damit wurde den meisten Menschen die natürliche Nahrung ihrer Verstandeskräfte vorenthalten. Denn auf einen Menschen, der für das Studium von Worten geeignet ist, kommen fünfzig, die für das Studium von Dingen taugen, und eine dauernde, einfache und fromme Freude daran haben könnten, die Vorgänge des Weltalls zu beobachten. . . . Dieser Freude beraubt, bleibt ihnen nichts als Ehrgeiz oder Zerstreuung; und die Laster der oberen Klassen von Europa sind vielfach auf dies Konto zu setzen. Zweitens verachtet das gegenwärtige Erziehungssystem die Religion, nicht etwa die Theologie. Aber in der Religionsform, die gelehrt

wird, liegt nichts, das imstande wäre, sich dem Geist so zu verbinden, daß es nicht in dem Augenblick gelockert würde, wo das eigene Denken beginnt. . . . Schließlich verachtet unser europäisches Erziehungssystem auch die Sozialpolitik — d. h. die Wissenschaft von den Beziehungen und Verpflichtungen der Menschen untereinander. . . .“*

Man würde indessen irregehen in der Annahme, es handle sich bei Ruskins Erziehungsreform um den Kampf, der bei uns so heftig geführt worden ist, zwischen klassischer oder humanistischer Bildung einerseits, und Realbildung andrerseits. Was Ruskin erstrebt, streift wohl diese Fragen, überträgt sie aber auf ein anderes Gebiet. Denn so sehr er den Intellektualismus in der Erziehung bekämpft, so bekämpft er viel mehr noch die Tendenzen, die der Forderung nach Realbildung heute ihr Gepräge geben. Tendenzen, der die Erziehung nur ein Mittel sind, um neue Erwerbsmöglichkeiten zu gewinnen.

Die Forderung nach technischer Ausbildung, die sich mit dem Aufblühen der Technik und Industrie auch bei uns so laut und dringend erhob, suchte die alte humanistische Bildung, die nun wertlos erschien, beiseite zu drängen, wo nicht gar mit ihr zu räumen. Und doch vermochte sie nicht andere Grundlagen des Unterrichts für neue Ziele und Zwecke zu schaffen. So blieb die Methode der

* Steine von Venedig III. Appendix VII.

Gymnasialbildung bestehen, und ein Versuch nach dem andern wurde darauf aufgebaut, um bald einem neuen zu weichen. Die Sache blieb Stückwerk, und die Verwirrung wuchs. Das Problem erhielt aber keine Vertiefung, und die Frage lautete nach wie vor: wie läßt sich eine Jugenderziehung organisieren, die den Menschen für neue Berufszweige des praktischen Lebens tauglich macht? Dies Problem hat sich so in den Vordergrund gedrängt, daß es den wissenschaftlichen Idealismus, der Deutschlands Ruhm und Ehre war, und es zu einer im Völkerreigen unentbehrlichen Kulturmacht werden ließ, überwunden zu haben glaubt. An seine Stelle ist ein materielles Strebertum getreten, das als Parole den Erfolg auf sein Panier geschrieben hat und den brutalen Wettbewerb im Daseinskampf der Nationen und Individuen schon in die Unterrichtsmethode hineinträgt.

Freilich war die alte humanistische Jugendbildung, als der Kampf begann, nicht mehr auf der Höhe ihrer Anfänge. Ihr Idealismus glich vielfach einem mumifizierten Präparat, das seine Lebenskraft verloren hatte. Die Lehrmethode war verknöchert und wurde von Pedanten gehandhabt. Die Gelehrsamkeit erschien dem Leben und der Natur abgewandt, ja feindlich, und hatte, da sie keine Fühlung mehr mit der Gegenwart besaß, nicht die Kraft, eine Wiedergeburt des Idealismus auf neuer Grundlage anzubahnen.

Ruskin hat diesen Versuch gemacht. Was durch die veränderten Bedürfnisse der neuen Zeit, an ihren Tendenzen berechtigt und gesund, hat er in seine umgestaltenden Ideale aufgenommen. Was er aber für verderblich hielt und bedrohlich für die menschliche Gesittung, hat er mit der ganzen Wucht seiner das Wesen der Dinge erfassenden Dialektik bekämpft: „Die eigentliche Ursache unserer Mißerfolge in der Erziehung liegt darin, daß kein aufrichtiges Verlangen nach der Sache selbst — nach Kultur der Persönlichkeit vorhanden ist. Denn Bildung besteht nicht darin, dem Menschen etwas beizubringen, was er vorher nicht wußte, sondern ihn zu etwas zu machen, was er vorher nicht war.“ Nach der Qualität des Wissens, die der höchsten menschlichen Entwicklung frommt, wird weniger gefragt, als nach der Quantität der Daten und Zahlen, die das Gehirn aufnehmen kann. So wenig aber nicht die Quantität der Güter den wahren Reichtum der Nation bestimmt, sondern ihre Qualität, und die Fähigkeit, sie aufzunehmen und zu verwerten — so wenig bestimmt die Quantität fruchtlosen Wissens den Reichtum des Lebens. Denn ein Gut ist ein Qualitäts- und kein Quantitätsbegriff. Sein Wert beruht auf dem Leben, das es schafft und mitteilt.

Das Eindringen des kommerziellen Geistes in unsere Unterrichtsmethoden, der vor allem die Nutzbarmachung und Verwertung der menschlichen

Gaben im untergeordneten praktischen Sinn erstrebt, bedroht nicht nur das geistige Niveau des Volkes: die Art des Unterrichts führt auch eine Mechanisierung des Lebens herbei, die zuletzt in geistigem Bankrott enden muß.

Bei den meisten Eltern steht der Wunsch, ihre Kinder möchten etwas Tüchtiges werden, erst in zweiter Linie. Vorwärts kommen um jeden Preis, und womöglich eine höhere soziale Stellung, Gut und Geld erringen, um bequem und angenehm zu existieren, gilt für das höchste Lebensziel. Dies erzeugt ein Strebertum, dem es um die Sache, in der es arbeitet, gar nicht mehr zu tun ist. Ob die Menschen wirklich für die Stellung taugen, zu der sie sich emporgerungen, gilt ihnen gleich. Wenn sie nach oben kommen, kümmert es sie wenig, daß die Feinen, die Edlen, die Gewissenhaften und Reinen unters Rad geraten, und von vornherein dem Untergang geweiht werden.

An diesen Schäden, die nicht nur zum Schicksal der Einzelnen werden, sondern verhängnisvolle soziale Übelstände erzeugen, trägt die geltende Erziehungsmethode eine Hauptschuld. Während es nicht zwei Kinder auf der Welt gibt, die nach Fassungskraft, Begabung, Energie und Temperament gleich wären, wird der zu bewältigende Lernstoff auf hunderte gleichmäßig verteilt, und an alle der gleiche Maßstab gelegt. Um die von der Natur gewollten Unterschiede scheinbar zu verwischen,

wird der Ehrgeiz aufgestachelt, und durch Preisverteilen, höhere Nummern und den Zwang der Examina ein Hochdruck ausgeübt, der viele Kinder zugrunde richtet. „Wie viele Todesfälle werden heut jährlich verursacht durch die Anspannung und Angst im Wettkampf der Examina! Der Schaden, der den höchsten Geisteskräften durch Überreizung des Gehirns daraus erwächst, das Unheil, die elende Verwirrung, die das System mit sich bringt, sind oft beklagenswerter als der Tod. Denn nicht der eigentlich dazu Befähigte und Qualifizierte erhält nun die ihm zukommende Stellung, sondern der, der an bestimmten Tagen körperliche Kraft und Nerv genug besitzt, um die grausamste Anspannung zu ertragen.“*

Welche Opfer an Jugendkraft und Freude, wo nicht gar an Menschenleben dies System auch in Deutschland fordert, ist zu bekannt, um es weiter zu begründen. Das gleichzeitige Erscheinen zweier Romane aus der Feder unserer begabtesten jüngeren Schriftsteller, die diesen Vorgang behandeln,** dürfte aber nicht ohne symptomatische Bedeutung sein. Dies System bekämpft Ruskin in „jeder Form und in jeder Verkleidung“.

Man wird ihm bis hierher unbedingt zustimmen. Ob es aber unter allen Umständen richtig und den Zielen, die er im Auge hat, förderlich ist, jedem

---

* *Fors Clavigera I.* p. 168. ** „Unterm Rad“ von Hermann Hesse und „Freund Hein“ von Emil Strauß 1905.

Schüler von Anfang an als unabänderliches Gesetz einzuprägen, daß der geistige Rang, den er unter seinen Mitmenschen einnehmen wird, von der Geburt an bestimmt ist, daß er seine Fähigkeiten durch keinen Fleiß über das ihm gesetzte Maß steigern, und durch keine Anstrengung vermehren kann — ist mindestens zweifelhaft. Meint er doch selbst an anderer Stelle, daß es nicht immer leicht sei, die wirklich Begabten von Unbegabten zu unterscheiden. Denn was die Schulvorsteherin in den Wahlverwandtschaften von Ottilie sagt, ist eine sich stets wiederholende Erfahrung: „Wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist?“ Und schon deshalb würde es mangelndes Selbstgefühl bedenklich niederdrücken, indolente Naturen aber abhalten, sich anzustrengen, um ihr bestes zu leisten. Ruskin muß auch hier, wie so oft, *cum grano salis* genommen werden. Er will nicht, daß jedes Kindes Begabung an demselben Maßstabe gemessen werde. Das wäre das größte Hindernis des organischen Wachstums, das er erstrebt. Er wendet sich vielmehr an die Erzieher und verlangt von ihnen, die Leistungen jedes Kindes an dem seinen Fähigkeiten entsprechenden Maße zu messen, es zu nichts zu verpflichten, was sein Können übersteige und durch gerechtes Lob zu belohnen. Ja, an anderer Stelle warnt er geradezu vor vorzeitiger, den Mut lähmender Kritik. Aber auch das reinste Material

besteht aus den verschiedensten Substanzen: „Ein Mensch ist aus Achat, und seine Ausbildung erfolgt durch Schleifen; ein anderer aus Eichenholz: es muß ausgetrocknet werden; dieser aus Schiefer, der zu spalten, jener aus Lehm, der zu formen ist. Jedes Menschenmaterial muß seiner Natur nach verschieden behandelt werden. Nur so kann jeder zur Betätigung seiner besonderen Gaben kommen.* Denn die Grundlage wahrer Erziehung ist Gerechtigkeit, die allein durch individuelle Behandlung jedes Kindes verwirklicht wird. . . . Aber die jedem gebührende Hilfe ist nicht für alle dieselbe. Wahre Gerechtigkeit äußert sich als ausgesprochen verschiedene, und oft scheinbar unbillige Behandlung.“

Über jeder Schultür sollte in Marmor gegraben die Inschrift stehen:

Nichts tut durch Wettstreit oder eitle Ehre.**

Auch die Prüfungen oder Examina sollen sich den Unterschieden der Begabung für verschiedene Fächer anpassen, und nicht auf allen Gebieten die gleichen Leistungen von allen verlangen.

Die Berechtigung des Wettbewerbs um die höchsten Güter, wodurch das ganze Verfahren der Qualität nach gehoben wird, hat Ruskin aber voll anerkannt. In einer wundervollen Stelle in „Des Adlers Horst“ bezeichnet er „das Bedürfnis nach Liebe und Lob

---

* Steine von Venedig III, S. 249. ** *Fors Clavigera IV.* p. 464.

als eines der höchsten Motive menschlichen Strebens. . . . Ich bin gegen Eifer und Lob nur, wenn es sich um Lohn für einen zu kurzen und beschränkten Wettlauf handelt. Ich möchte, daß ihr euch um Lob bewerbt, nicht für das, was ihr wißt, sondern um das was ihr werdet. Daß ihr euch nur in der großen Schule darum bewerbt, wo der Tod die Prüfung hält und Gott das Urteil spricht. Denn euer Herz wird euch sagen, daß die größte Wonne im Lieben und Leben, und der größte Durst nach Liebe und Lob, die Wurzel dessen ist, was stark ist in des Menschen Tun und ihm Glück gibt in seiner Ruhe. Ist doch die höchste Liebe nichts anderes als ein Loblied auf Leib und Seele der Geliebten. . . .“

Aber auch dies gilt nicht für alle. Es gibt einen angeborenen gesunden Stumpfsinn mancher Kinder, den man nicht durch Strafen und Verheißungen aufstacheln darf. Jeder weise Schulmeister soll dem gegenüber das Sprichwort beherzigen: „Aus dem Ohr der Sau kannst du keine seidne Börse machen.“* Ja, Ruskin ist der Ansicht, daß auch die moralische Erkenntnis eines großen Prozentsatzes der Menschheit zu keiner höheren Entwicklungsstufe befähigt ist, als die der Schafe und Rotkehlchen. „In geistigen Dingen überragen manche Menschen nicht ihre Hähne und Stiere. Auf Höfen und Weiden wissen sie Bescheid, bleiben aber

---

* *Fors Clavigera IV.* p. 465 ff.

glücklich unwissend in allem, was darüber hinaus liegt. . . . Stolz und stark zu sein an seinem Ort und seiner Arbeit, ist dem Einfachsten erlaubt; aber *ultra*, — *ne sutor*, *ne fossor*. . . . Wohl sollen gebildete Menschen die ungebildeten an ihren Gedanken teilnehmen lassen. Aber niemals sollen alle Menschen derselben Erziehung teilhaft werden. Wohl soll Bildung allen so offen stehen, wie der Himmel. Aber ebenso gewiß darf sie niemandem aufgezwungen werden. . . . Das Verlangen der unteren Klassen nach Wissen und Bildung ist vernünftig und fromm. Aber mit der Einschränkung, daß die Ausbildung sich auf das Arbeitsgebiet bezieht, für das der Mensch taugt. Dasselbe Verlangen ist aber töricht, wenn es sozusagen in der Luft schwebt. Wenn es nicht die leiseste Beziehung zu dem Beruf und Lebenszweck der Einzelnen hat. . . . Fischersöhne brauchen nicht Botanik zu lernen, Schäfer nichts von Architektur, und Kohlengräber nichts vom Malen zu wissen. Noch weniger soll man Kindern, die während ihres Lebenslaufs voraussichtlich wenig zu sagen haben werden und nichts zu schreiben, grammatikalische Eleganz beibringen. . . . Gute Erziehung betrachtet Wissen nur als ein unter tausenden ihr zu Gebote stehendes Mittel. Sie kann es ebensowohl mitteilen, wie zurückhalten. Sie muß es machen wie ein guter Landwirt mit seinem Garten: Den vollen Schauer gießt er nur auf die durstigen Pflanzen, und nur dann,

wenn sie durstig sind; während wir ihn gegenwärtig auf die Häupter unserer Jugend ausschütten, wie der Schnee auf die Alpen fällt. . . .“*
So bestimmt Ruskin die Forderung ausspricht, die in England damals noch nicht allgemein anerkannt und noch weniger verwirklicht war, daß jedes Kind, das dem Staat geboren wird, ebenso ein Recht auf gute Erziehung habe, wie auf gute Kleidung, Nahrung und Wohnung, so sieht er in dem Verlangen nach gleicher Erziehung für alle, „die jedermann fähig mache, Kaiser von Rußland zu werden, den Höhepunkt diabolischer Verblendung. . . . Wo die Erziehung nicht um der Erziehung willen gesucht wird, sondern als Mittel, um jedem Burschen zu ermöglichen, einmal in eigener Equipage zu fahren, wäre es besser, dem Menschen auch Schreiben und Lesen vorzuenthalten. Denn der erste Nutzen guter Erziehung ist es, ihm klar zu machen, daß sie kein Mittel ist, um in der Welt vorwärts zu kommen, sondern um fröhlich auf der ihm zugewiesenen Stelle zu leben.“**
Diese Auffassung hängt mit Ruskins puritanischen Vorstellungen von Gleichheit zusammen. Er hält sie für eine ebenso große Lüge, wie die der Freiheit, die es im Einzelleben so wenig gibt wie im Universum. Denn alles wird von wandellosen Gesetzen regiert. Gleiche Erziehung, von der die Arbeiter sich

* *Fors Clavigera I—IV* und Steine von Venedig III, S. 251. ** *Time and Tide.* § 92—94.

gleiche Lebensstellung, gleiche Lebensgüter, gleiche Genußmöglichkeiten mit den oberen Ständen versprechen, beruht auf der größten Täuschung. Das Gegenteil ist der Fall. Denn dadurch treten die von der Geburt besiegelten Unterschiede erst recht zutage.

„Nur in allen nicht auf göttlichen Lebensgesetzen beruhenden Unterschieden ist Erziehung der augenblickliche Vertilger und Versöhner. Alle nicht auf göttlichen Gesetzen beruhende Armut wird sie in Reichtum wandeln; alle nicht auf ihnen beruhende Verkrüpplung, Lähmung, Gebundenheit, wird sie ganz und heil machen. Anders verhält es sich mit den auf göttlichen Gesetzen beruhenden Unterschieden. Den Unterschieden der Rasse, der Begabung — ewig wie die Hebungen und Senkungen der Berge und die Kraft ihrer unerschöpflichen Gewässer. Die sind nicht durch Bildung aufzuheben, werden durch sie aber bemessen und offenbar."*

Trotzdem ist es die größte Ungerechtigkeit, den unteren Ständen gute Erziehung und Ausbildung ihrer Geisteskräfte vorzuenthalten. . . . „Sie dazu verdammen, in Roheit und Unwissenheit dahin zu leben, damit kein Verlangen nach Erkenntnis und Aneignung höherer Dinge in ihnen erwache, und sie in verkrüppeltem Geisteszustand bei niederer Arbeit belassen, damit wir höheren Wesen ein be-

* *Time and Tide.* § 171.

quemes Dasein führen können. . . . Es gibt aber keinen erniedrigenderen Zustand der Sklaverei, als die Menschen auf einer niederen Stufe des Denkens zu erhalten, damit sie niedrige Arbeit nicht verabscheuen — . . . .“* Auf der andern Seite ist „harte und rauhe Arbeit für ungehobelte und rohe Menschen die größte Wohltat. Es kommt nur darauf an, dem Menschen die Arbeit zu übertragen, für die er taugt. Wahrscheinlich ist keines Kohlengräbers oder Schürgers Arbeit so rauh und schmutzig, daß, wenn er dabei aushält, sein Charakter und sein Verstand im Laufe der Zeit nicht bis zu seinen äußersten Möglichkeiten entwickelt wird.“**

Doch ist Ruskin, im Gegensatz zu der von Philanthropen und Männern christlicher Barmherzigkeit mit Vorliebe angewandten Rettungsversuche an den ganz Verkommenen unter den Enterbten der Meinung, die Erziehung müsse die meiste Mühe auf das beste Material verwenden: „Verschwende deine Mühe nie auf schlechten Boden, laß ihn holperig, obwohl nicht ungepflügt, denn so leistet er das beste. Aber spare keine Mühe am guten Land, oder an dem, das die Möglichkeit hat, gutes Land zu werden. Die moderne Tendenz befolgt in krankhafter, wahnsinniger Weise das entgegengesetzte Prinzip. Wohltätige Leute ziehen immer den wesentlich schlechten Boden vor. Sie

* *Time and Tide.* § 105. ** *Fors Clavigera IV.* p. 208.

erschöpfen sich in Anstrengungen, den Maximalintellekt Blödsinniger auszubilden, und die Maximaltugenden des Verbrechers. Statt die unaufhörlichen Ursachen des Blödsinns und der Verbrechen zu bekämpfen, bleibt das herrlichste Kindermaterial, das durch die Straßen streicht, vernachlässigt, bis es zu einem Grade verdorben ist, daß es das Interesse des Philanthropen erweckt.“ *

Ein weiterer schwerer Übelstand des herrschenden Erziehungssystems ist die Vernachlässigung der moralischen, gegenüber der intellektuellen Bildung. Dadurch bleibt diese unvollkommen, und um dieser Unvollkommenheit willen ein Unglück. Nur die moralische Erziehung pflügt den ganzen Menschen um und macht ihn fähig, das, was er lernt, sich wirklich zu eigen zu machen.

„Moralische Erziehung beginnt damit, der Kreatur Reinlichkeit und Gehorsam beizubringen; und zwar gründlich und um jeden Preis, und durch jeden Zwang, den des Tieres Natur notwendig macht — es sei Kind, Hund oder Mensch. . . . Moralische Erziehung prägt unveräußerlich die Gewohnheit ein, kein Tier zu quälen, sondern es freundlich zu behandeln; sie verlangt vollendete Höflichkeit der Umgangsformen und fordert Wahrhaftigkeit. Daraus kann sich allmählich eine Ritterlichkeit der Gesinnung entwickeln, die unter uns wirken würde wie das Auftun von Brunnen in der Wüste. . . .“

* *Fors Clavigera I.* p. 163.

„Moralische Erziehung besteht ferner darin, die Kreatur praktisch brauchbar für andere Kreaturen zu machen, der Natur und dem Umfang ihrer Fähigkeiten entsprechend. Doch ist darauf zu achten, daß sie dabei gesund bleibt. Es ist eine offene Frage, wie lange und in welchem Maß man Kinder edler Rasse in Zaum und Zügel halten darf, damit sie nicht gebrochen werden. Aber je eher sie zu Arbeit verwandt werden, für die sie taugen, um so besser. Moralische Erziehung ist beendet, wenn die Kreatur ihre Arbeit gründlich versteht und sie mit Freude vollbringt.* Das setzt aber schon einen gewissen Grad intellektueller Erziehung voraus. Erst dann kann die Ausbildung der beiden höchsten Grazien des Geistes beginnen — Ehrfurcht und Mitgefühl. Nicht als wären sie im buchstäblichen Sinn zu lehren, aber sie müssen sorgsam entwickelt werden durch Nachdenken und stetes Aufmerken. Ehrfurcht ist eine so bestimmte Funktion des Geistes, daß, wenn die Menschen nichts besseres dafür finden, sie Narren, Steine oder Wurzeln anbeten werden. Aber Ehrfurcht recht lehren, heißt sie an den richtigen Persönlichkeiten und Dingen lebendig machen. . . . Auch soll die Jugend Ehrfurcht vor sich selbst haben.** Mitgefühl muß als ein dem Mut ebenbürtiger Ehrenpunkt aufgestellt werden. In dem

* *Fors Clavigera III*, p. 374. ** Vorträge über Kunst. § 65.

Kodex ungeschriebener Schulgesetze muß es für ebenso schmachvoll gelten, grausam wie feige zu sein. Ehrfurcht und Mitgefühl müssen aber in Eintracht mit der Wahrheit stehen. „Wahrheit gesucht wie ein Schatz und gehalten wie eine Krone. . . .“ „Lehre ein Kind nie etwas, dessen du nicht selbst gewiß bist; und vor allem, wenn dir daran liegt, im zarten Alter seiner Seele etwas einzuprägen . . . . sei gewiß, daß es keine Lüge sei, die du also heiligst. . . . Besser, daß es tausend Wahrheiten nicht wisse, als daß es in seinem Herzen eine einzige Lüge geweiht halte. . . .“*
Da der Mensch aber in der Arbeit allein seine volle Bestimmung nicht erreichen kann, muß die Erziehung auch das Vermögen und Verlangen nach Genuß und Freude entwickeln. Nach Vergnügen, das aus der Arbeit erwächst, in der seine Neigung und Kraft voll zum Ausdruck kommen, wie die farbigen Blumenblätter aus der Samenkapsel sprießen. Sein Vergnügen und seine Freude — als beglückende Energie oder als Muße, in der sein Wesen in Blüte treten kann.
Und so ist eine ausschließlich moralische Ausbildung der Persönlichkeit so wenig das letzte und höchste Ziel menschlicher Vollendung als eine lediglich intellektuelle Bildung. Ihr höchstes Ziel ist das persönliche Leben der Seele. Es gilt so wenig Wissen um des Wissens, Erkenntnis um der Er-

* *Time and Tide.* § 96—98.

kenntnis, als Kunst um der Kunst willen. Alles Wissen, alle Erkenntnis, alle Schönheit soll die Seele über sich hinausführen, ihr Nahrung verleihen zu immer edlerem, vollerem Wachstum. Alles andere ist nutzlos und eine zu schwere Last. Nur das, was der Seele Schwung verleiht, Bewunderung, Begeisterung und Schaffenskraft in ihr auslöst, bewahrt sie vor Stagnation und befruchtet sie zu immer höherem Leben. Dies war es, was Ellen Key besonders an Ruskin hervorhebt als die Voraussetzung seiner Lebenskunst.* „Denn wir bedürfen nicht weniger, sondern stärkerer Sensationen. Ob ein Mensch vornehmer ist als der andere und ein Tier vornehmer als das andere, entscheidet sein mehr oder minder feines Gefühl. . . . Ja, wir sind nur so weit Menschen, als wir feinfühlig sind, und unsere Ehre liegt so hoch wie unsere Leidenschaftlichkeit. . . . Die Menschen sind gemein, genau im Verhältnis, als sie der Sympathie unfähig sind: — des schnellen Verstehens alles dessen, was man mit dem gewöhnlichen, aber zutreffendsten Ausdruck, als Takt oder Feinfühligkeit von Leib und Seele bezeichnet. Jenen Takt, den die Mimose unter den Pflanzen besitzt, und den die reine Frau vor allen Geschöpfen voraus hat. Die Feinheit und Fülle des Fühlens, das jenseit der Vernunft liegt, ja, das die Vernunft erst leitet und heiligt. Vernunft kann nur er-

* Der Lebensglaube, S. 378.

kennen, was wahr ist; erst die gottverliehene menschliche Leidenschaft .... d. h. jene Leidenschaft, die durch disziplinierte Kraft und Gerechtigkeit geadelt ist .... kann erkennen, was Gott gut gemacht hat."*

„Alle Menschen sollten sich die Ursprünglichkeit ihrer Seele bewahren. Nicht toten Mauern gleichen, die gelernte und gemessene Dinge umfassen, sondern fließenden Wassern in der holden Wildnis unbegriffener, unbekannter Dinge, die nur von lebendigen Ufern wissen, deren Blumen sie teils erfrischen und teils widerspiegeln, indem sie an ihnen vorüberströmen."**

Wenn Ruskin es wieder und wieder als die eigentliche Bestimmung des Menschen hinstellt, *to live by Admiration, Love and Hope*, so meint er eben jene Lebensbegeisterung, die aus der Bewunderung immer neue Nahrung zieht. Da er selbst den höchsten Lebensgewinn in Bewunderung und Freude an aller Schönheit in Natur und Kunst, und den Werken derer gefunden, die seine eigne Bedeutung überragten, und ihre Gedanken, Werke und Taten seiner Generation lebendig gemacht hat, so will er die Fähigkeit zu Bewunderung auch für die Erziehung fruchtbar machen. Unablässig kehrt die Erwägung wieder, daß auch den weniger Befähigten das Bewußtsein ihm versagter Gaben ihn

---

* Sesam und Lilien, § 27. ** Steine von Venedig III, Kap. II, § 28.

nicht niederdrücken darf, denn das Glück des Menschen beruht vielmehr in Bewunderung der Fähigkeiten anderer, als im Vertrauen auf die eigenen.... „Steigere dies Verlangen in den Menschen, und du steigerst täglich ihr Glück, ihren Frieden, ihre Würde. Nimm es ihnen, und du machst sie so elend wie nichtswürdig.... Bewunderung ist die Fähigkeit, Ehre zu erweisen. Es ist das beste Wort, das wir für die verschiedenen Gefühle des Staunens, der Ehrfurcht und Demut haben, deren wir zu aller edeln Arbeit bedürfen. Es bildet die Stimmung aller hohen, klarsichtigen Persönlichkeiten im Gegensatz zu der Überhebung kurzsichtiger und untergeordneter Naturen.... Und die Pflege aller Literatur, Kunst und Wissenschaft ist vergeblich, wenn sie dich nicht instand setzt, froh zu werden.* Solche Fröhlichkeit ist nicht etwa eine natürliche Mitgabe, noch ein Lohn für treue Pflichterfüllung — vielmehr ist es das Ziel aller Erziehung, dich und deine Kinder der Ehre und Freude fähig zu machen."** So wenig Ruskin sich in seinen Gedanken über Erziehung auf eine Kritik bestehender Zustände beschränkt hat, so wenig ist er in seinen Vorschlägen bei vagen Wünschen und allgemeinen Andeutungen stehen geblieben. Für die Schulen der St. Georgen-Gilde hat er ganz bestimmte praktische Normen ausgearbeitet. Und obwohl diese

* *The Eagles Nest.* § 177. ** *Time and Tide.* § 61.

Schulen nie das Licht der Welt erblickt haben, fangen seine Ideen an, immer mehr Boden zu gewinnen und sich an anderen Orten und in anderer Weise, als er zunächst gedacht, zu verwirklichen. Dies findet seine Bestätigung auch durch Friedrich Paulsen,* „der auf eine allgemeine Tendenz hinweist, die gegenwärtig im Sinne der inneren Ausgleichung der getrennten Bildungssphären wirke. Es ist das jener realistische Zug, der durch das ganze Erziehungswesen der Gegenwart geht und es der Wirklichkeit der Arbeit, dem Handeln zuführt. Überall, von der Hochschule bis zur Volksschule, vollzieht sich in der Methode des Unterrichts eine entsprechende Wendung: vom literarisch-buchmäßigen Lernen zur unmittelbaren Erfassung und Handhabung des Wirklichen selbst. Das selbständige Arbeiten und Experimentieren hat in dem naturwissenschaftlichen und medizinischen Unterricht unserer Hochschulen den alten Typus des Lehrens und Lernens durch Buch und Vorlesung immer mehr überwunden. Derselbe Vorgang vollzieht sich in den niederen Schulen und wird immer mehr durchdringen; Amerika und England sind uns in der Schaffung von Schullaboratorien und Schulwerkstätten vorangegangen, hier werden schon in der Volksschule die Schüler an die Dinge selbst zu eigener Beobachtung und Be-

* Das deutsche Bildungswesen. Ein Ein- und Ausblick, Teubner. Leipzig 1906.

arbeitung herangeführt. Auch die Ausbreitung des Turnens und der Spiele wirkt in demselben Sinne. Wenn erst jede Stadt und jedes Dorf einen Spielplatz haben wird, wo sich die Jugend zur Messung der Kräfte begegnet, dann wird auch dieser als ein Vereinigungspunkt wirken, der die durch die alte Bildung Getrennten zusammenführt."

Man wird aus dem Folgenden ersehen, wie viele dieser Neuerungen Ruskin zum Urheber haben. Nach ihm hat die Erziehung die volle harmonische Entwicklung des Kindes zu berücksichtigen, die in der gleichmäßigen und gleichwertigen Entfaltung seiner leiblichen und seelischen wie geistigen Anlagen erreicht wird. Eine gesunde Physis ist ihm Voraussetzung und Bedingung jedes gesunden Seelen- und Geisteslebens. Der Körper muß deshalb in der Jugend möglichst vollkommen ausgebildet werden. Und zwar bei Kindern aller Stände. „Soll das Kind später einen Beruf ergreifen, der seinen Leib erniedrigt und sein Leben verkürzt, dann lasse es wenigstens voll und kräftig ausreifen, und sich seiner Schönheit freudig bewußt werden. Hernach magst du es vergiften. Ökonomisch ist dies klüger, denn es dauert dann länger, die Kreatur zugrunde zu richten, als wenn du früher damit anfängst. Dadurch wirst du einen Überschuß an Arbeit aus ihm herauspressen, der die Trainierung mehr als bezahlt macht." *

* *Time and Tide.* § 95.

Leben in und mit der Natur ist erste Voraussetzung gesunder körperlicher Entwicklung, auf der die seelische beruht. Darum sollten alle Schulen auf dem Lande mitten im Garten liegen. Sogar jede Gemeindeschule; ein großer Spielplatz und daneben ringsumher kultivierbares Land, groß genug, um die Schüler bei schönem Wetter meist außer dem Hause zu beschäftigen. Die Früchte und Blumen sollen gebaut werden, die dort am besten gedeihen. Die Knaben sollen sich an den Landarbeiten ebenso regelmäßig wie an den Schulstunden beteiligen. Mähen, Heu machen, pflügen u. dgl. sollen sie durch die Praxis kennen lernen. Zur körperlichen Ausbildung gehört ferner reiten und rudern. Die im Binnenland gelegenen Schulen sollen die Knaben im Reiten ausbilden, die an der Küste — im Rudern und Segeln. Denn die Herrschaft über die elementaren Mächte von Roß und Welle ist zugleich die beste Disziplin des eigenen Willens, und lehrt die geheimnisvolle Beziehung des Menschen zu den Elementarkräften der Natur kennen. Ruskins ökonomisches Prinzip, daß nur lebenschaffende Arbeit produktiv sei, gilt auch für die bei der Erziehung in Frage kommende Arbeit im Freien. Er hat sich einen Teil seiner Nation verfeindet, weil er gegen das Überhandnehmen des Sports aufgetreten ist, als unproduktiver Kraftvergeudung. Er hält es für dringend notwendig, daß jeder Knabe ein Handwerk lerne, und es so weit bemeistere,

um wenigstens ein Brett gerade hobeln zu können. Wer eine Sache praktisch bewältigt, erlangt eine sonst unerreichbare Sicherheit und Selbständigkeit, und ist jeder Lebenslage gegenüber gewappnet. Er erlangt aber auch die Erkenntnis, was alles dazu gehört, um das Geringste recht und gut auszuführen. Kommt er später in die Lage, über andere zu gebieten und über ihr Wohl zu entscheiden, dann ist er anders ausgerüstet, als es jetzt leider meist der Fall ist, gerecht und billig in seinen Forderungen zu sein.... Ist es doch ein verhängnisvoller Mangel, daß die Gebildeten unter den Volksvertretern, die über Löhne und Steuern zu urteilen haben, von der Arbeit der unteren Stände selbst oft nicht das Geringste verstehen. Sie haben wohl gelernt, den Fuß elegant in den Steigbügel zu setzen, aber nie einen Pflug geführt; sie wissen nicht, wie es Menschen zumut ist, die stundenlang schwere Lasten auf dem Rücken getragen, und im Schweiß ihres Angesichts harte körperliche Arbeit verrichtet haben. Die Vorzüge einer Erziehung, die Kopf und Hand gleichmäßig ausbildet, hat aber auch den größten persönlichen Wert für das Kind selbst. Es lernt die Dinge selbst kennen, statt nur über sie zu hören! Es gewinnt festen Boden unter den Füßen. Es erlebt die Gesetze der Natur von Saat und Ernte, vom Keimen und Vergehen, vom Blühen und Fruchttragen, und tritt in Beziehung zu den

Grundbedingungen des Daseins selbst. Was wir dagegen aus Büchern lernen, ist immer ein Wissen aus zweiter Hand, meist ein Halbwissen, jedenfalls etwas von außen Angelerntes. Etwas, das statt der Tatsachen mit Begriffen hantiert, statt der Anschauungen mit Abstraktionen. Wo Ruskin aber den Menschen in Beziehung zu den Dingen selbst stellt, da werden sie lebendig. Welle und Wolke, Blume und Baum, Tier und Fels, alles tritt in Wechselwirkung zueinander und wird sich seiner Verwandtschaft bewußt. Und der Mensch lernt aus selbsteigner Anschauung, Empfindung und persönlichem Bewußtsein heraus denken und handeln. Die Nachteile eines bloß angelernten Wissens sucht Ruskin durch seine Unterrichtsmethode zu überwinden und durch die Stoffgebiete, auf die er sich beschränkt. Die philologische und grammatikalische Behandlung der alten Sprachen ist ausgeschaltet. Er spricht vorübergehend davon, daß alle Kinder lateinisch lernen sollen, Mädchen wie Knaben. Er empfiehlt allen das Studium des griechischen Alphabets, weil es den etymologischen Ursprung der wichtigsten Wörter kennen lehre. Aber es ist nicht in seinen Lehrplan aufgenommen. Auch von der grammatikalischen Behandlung der Muttersprache ist keine Rede. Dagegen tritt er mit voller Energie für ihre formvollendete Beherrschung ein. Meisterschaft der Sprache nach Klang, Betonung, Rhythmus und Gefühl für den

Wert der Worte, macht er zum entscheidenden Merkmal des gebildeten Menschen. Und zwar soll die Aneignung der Redekunst auf musikalischer Ausbildung beruhen. Deshalb ist Ausbildung in gesunder, die Seele erhebender Musik die Grundlage aller Erziehung für Kinder jeden Standes. Er tritt hier in Platons Fußtapfen, und *Fors Clavigera* ist reich an Zitaten aus Platons Schriften über die Bedeutung musikalischer Schulung zu menschlich harmonischer Entwicklung. Weil die Reformation in calvinistischen Landen die Musik in Verruf getan, habe sich die Gesittung eines ihrer wirksamsten Bildungsmittel begeben, und die Musik Satyrn zu ihrem Tummelplatz überlassen. Und doch liegt Rhythmus, Bewegung und Gesang in der Natur des Menschen. Sie sind ihm gegeben, um Freude und Wonne des Daseins auszuströmen. Es gilt, sie durch Disziplin aus dem bloß elementaren Zustand zu erlösen. Der Ausbildung zum edlen Tanz wird gleichfalls großes Gewicht beigelegt. Durch rhythmische Reigen soll der Körper geschult und zum Instrument werden, das seelische Empfinden auszudrücken. Ruskin fordert Unterricht und Ausbildung in Gesang und Instrumentalmusik für die Jugend beider Geschlechter, in der die Empfindung voll und rein zum Ausdruck kommt. Die Sache ist so tiefgreifend, daß Geistliche lieber auf die Orgel in der Kirche verzichten sollten, als auf Harfen, Zithern, Mandolinen in der Gemeinde,

und die Jugend Freude an Ausübung der Musik lehren ebensowohl in als außer der Kirche, in der Woche wie am Sonntag.
Eine Stunde mindestens sollte täglich der Vortragskunst gewidmet sein. Aber kein Kind dürfte teilnehmen ohne wirkliches Interesse an der Sache. Wem dies mangelt, darf dabei zeichnen oder nähen, ohne zum Aufmerken gedrängt zu werden. Die wenigen, die der Vorlesung ungeteiltes Interesse entgegenbringen, sollten den Lehrer unterbrechen dürfen, wo sie nicht verstehen, und sich so auf die eigne Darstellung des Gehörten vorbereiten. Denn nichts fördert so das Aufmerken und Klarheit des Denkens, als mündliche, nicht schriftliche Wiedergabe des Gehörten. Den Inhalt der Vorlesung sollen keine lehrhaften oder bloß beschreibenden Abhandlungen bilden, sondern immer ein konkreter Inhalt aus Geschichte, Literatur oder Poesie. Shakespeare sollte nie als Schulbuch benutzt werden, aber in den Freistunden Groß und Klein in der Bibliothek zugänglich sein. Denn er muß nicht auswendig, sondern inwendig gelernt werden. Eine beherzigenswerte Weisheit, wenn man bedenkt, wie vielen Menschen unsere klassischen Autoren durch die Behandlung in der Schule zeitlebens verleidet werden. Für Lesezimmer und Bibliothek verlangt er getrennte, gut eingerichtete Räume, womöglich mit Oberlicht zum Zeichnen. Die Schulstuben sollen keine kahlen

Wände aufweisen, sondern mit Bildern und Darstellungen aus der Geschichte geschmückt sein. Denn, wie wir schon früher sahen, nehmen die Menschen und besonders Kinder, ihre Eindrücke am zuverlässigsten durch das Auge auf. Wenn sie nur von einer Lanze hören, von dem Speer, der Achilles durchbohrte, so gibt ihnen dies keine Anschauung der Sache. Blicken aber die Heldengestalten von den Wänden auf sie nieder, dann wird Geschichte und Leben lebendig, und weckt sie zu nacheifernder Begeisterung.

Ebenso muß ein ausreichend ausgestattetes Laboratorium vorhanden sein, wo alle einfachen, chemischen, optischen und pneumatischen Experimente gemacht werden können. Alles was die Erkenntnis der uns umgebenden Welt fördert, steht danach in erster Linie. Auch der Geographieunterricht soll von diesem Gesichtspunkt aus erteilt werden. Er soll vor allem über die Bodenbeschaffenheit der Erde, auf der wir wohnen, orientieren und Auskunft geben. Er sollte sich nicht mit Schilderungen der Sitten und Gebräuche, der Einwohnerzahl und Tiergattungen der verschiedenen Himmelsstriche befassen, sondern nur mit streng geographischen Tatsachen, in Verbindung mit leicht faßlicher Geologie, die die Bestandteile der Erdoberfläche erhellt.

Auch auf den Unterricht in Astronomie wird großes Gewicht gelegt. Er beginnt als Anschauungsunter-

richt der Sternbilder, die abends über dem Hause am Himmel stehen. Daran schließt sich die Beobachtung ihres Wandels. . . .
In der Zoologie soll der Schüler vor allem die Lebensweise der Tiere kennen und die verschiedenen Tierarten unterscheiden lernen. Kenntnisse über Entstehung der Arten erscheinen weniger wichtig. Aber das Belauschen der Gewohnheiten der Tiere, ihres Verhaltens, wie sich dies aus ihrem Bau und ihrer Struktur ergibt, kann nicht eingehend genug betrachtet werden. Ruskin hat seine Auffassung in Vorträgen über die Naturgeschichte der Vögel in *Loves Meinie* auseinandergesetzt. Da wird die Art des Schwalbenflugs veranschaulicht, das Hüpfen der verschiedenen Vogelarten, die Stellen, die sie zu ihrem Nesterbau wählen. Dies alles ist so sorgsam beobachtet, daß man den Vogelinstinkt zu begreifen glaubt. Und ähnlich sind seine Forderungen über den botanischen Unterricht. Sie finden ihre Erläuterung in seinen Vorträgen *Proserpina* über das Leben der Blumen. Er beginnt festzustellen, was das Moos eigentlich sei; was das Blatt für Obliegenheiten habe und die Blume. Anschauung nach der Natur und den besten künstlerischen Darstellungen ist auch hier Hauptsache. Dem Schreibunterricht sollte mindestens so viel Zeit gewidmet werden wie der Musik. Und die Beziehung der beiden Künste zueinander hinsichtlich der Begriffe Kom-

position, Symmetrie, Anmut und Harmonie, sollte von Anfang an erläutert und hervorgehoben werden. Der Schreibunterricht soll nur eine Seite des Zeichenunterrichts bilden, und das Erlernen wirklich schöner künstlerischer Schrift, in der Art der alten Missalien, womöglich koloriert, erstreben. Von solcher Schrift habe Dante gesagt, sie sähe aus, als ob die Seiten lächelten. Wer die Züge der Kaufmannsschrift lernen wollte, oder der Bettelbriefe, brauche dazu keine Schule zu besuchen. Es sei Sache der Eltern, dies zu lehren. Ruskin hat es erreicht, daß der erste Schreibunterricht in England in einer die gedruckten Lettern nachahmenden Rundschrift erteilt wird und möglichst künstlerische Form erstrebt.

Man hat es ihm zum Vorwurf gemacht, daß er verhältnismäßig wenig Gewicht auf den Unterricht im Schreiben, Lesen und Rechnen legt. Er meint dazu, lesen habe nur Wert, sofern der Mensch das Gelesene verstehen und Gutes und Böses darin unterscheiden könne. Die heutzutage verbreitete billige Literatur habe aber meist den Erfolg, Gedanken und Begriffe zu verwirren. Es wird erzählt, daß er einem Schreiner in Coniston, der ihm einige Geräte zu voller Zufriedenheit angefertigt, zum Dank all seine Werke geschickt habe. Als er ihn fragte, wie sie ihm gefielen, habe der Mann ganz kleinlaut bekannt, er könne nicht lesen. Darauf sei Ruskin ihm um den Hals ge-

fallen und habe gesagt: Deshalb hast du mir auch so wundervolle Arbeit geliefert.

Die Wichtigkeit, die man gegenwärtig dem Rechnen beilegt, ist Ruskins Überzeugung nach nur törichter Geiz, der der Vorstellung entspringt, jeder Junge müsse zuerst Kommis in einem Bankhause und später Bankier werden. Und daß es jeder Frau Hauptberuf sei, die Ausgaben der Köchin nachzurechnen.

Die hier mitgeteilten Reformen waren wie gesagt für die Schulen seiner St. Georgengilde berechnet, also zunächst für Kinder der unteren Stände. Als man ihm Vorstellungen machte, ob er denn glaube, daß Kinder, die Reiten und Rudern gelernt, noch Lust zum Handwerk haben würden, muß er zugeben, daß ihm dies allerdings eine offene Frage bleibe. Er wisse aber ebensowenig die Frage zu beantworten, welche Berufe Kinder gebildeter Stände heutzutage ergreifen sollten? . . .

Obwohl nun die St. Georgengilde sich nie verwirklichte, so wie Ruskin es gehofft hatte, und sich praktisch als eine Unmöglichkeit herausstellte, ist doch in England der Versuch gemacht worden, seine Erziehungsreformen in einer Schule für Knaben aus den gebildeten Ständen durchzuführen. Dr. Cecil Reddie hat die Erziehungsanstalt von Abbotsholme auf Ruskinschen Grundgedanken auferbaut. In einem Organ der Ruskin Society, *Saint George Rewiew, January 05,* gibt Patrick Geddes

eine anschauliche Schilderung seiner Eindrücke dort. Danach ist die ganze Organisation, Leitung und Handhabung Ausdruck Ruskinscher Reformideen. An die Schule schließt sich ein großer landwirtschaftlicher Betrieb, an dessen praktischer Arbeit die Knaben tagsüber ebenso beteiligt sind wie am wissenschaftlichen Unterricht und am Erlernen verschiedner Handwerke. Mehrmals wöchentlich finden abends musikalische Aufführungen und poetische Vorlesungen statt, um die Muße nach der Arbeit mit idealem Gehalt zu erfüllen. „Die Trennung der materiellen und idealen Seiten des Lebens, die in unserem Jünglingsleben allgemein beklagenswert zutage treten, ist hier glücklich überwunden. . . . Abbotsholme hat kühn die Tradition verlassen, und zieht der Vorbereitung auf die Universitäten, die Vorbereitung auf das Leben vor. . . .“

In Frankreich sind verschiedene Schulen derselben Art entstanden, und in Deutschland macht sich Dr. Lietz mit seinen Landerziehungsanstalten um die Verwirklichung Ruskinscher Ideen verdient. Seine Anstalten in Ilsenburg, Haubinda in Th. und Bieberstein in der Rhön werden gerühmt. Er war ein Jahr lang als Lehrer in Abbotsholme tätig und hat die Ideen von dort nach Deutschland verpflanzt.

Für eine gedeihliche Mädchenerziehung hat Ruskin ganz neue Gesichtspunkte aufgestellt.

Wie bei den Knaben wird auf ihre körperliche Ausbildung vornehmliches Gewicht gelegt. Sie ist die notwendige Voraussetzung von Gesundheit und Schönheit. „Und auf ihrer Schönheit beruht die Macht des Weibes, deren Licht nicht weit genug leuchten kann.“ Es muß ihr nur klar gemacht werden, daß ihr dies auch die höchsten Verpflichtungen auferlegt. Deshalb sollen Mut und Wahrhaftigkeit ganz ebenso die Grundpfeiler der Mädchenerziehung bilden wie die der Knaben. Besonders muß auf das organische Wachstum ihrer Entwicklung geachtet werden. Männliche Eigenart läßt sich in der Kindheit in jede beliebige Form prägen und meißeln. Nicht aber die der Mädchen. Sie blühen auf wie Blumen, welken ohne Sonne, und neigen sich in der Dürre ohne Stütze in den Staub. Aber sie lassen sich nicht fesseln. Sie müssen sich organisch entfalten oder verkümmern. Deshalb muß die Mädchenbildung bei ganz anderen Punkten einsetzen als die der Knaben. Ihre Bildungssphäre soll der des Mannes ebenbürtig sein. Sie muß seine Interessen teilen und seinen Gedanken folgen können und obwohl in weniger spezialisierter Weise, doch in den Bahnen exakten Denkens. Während er aber den Dingen auf den Grund geht, um sie schöpferisch auszugestalten, beruht ihre Befähigung mehr auf praktischer Anwendung. Ist ihr Wissen aber auch begrenzt, so darf es doch nicht oberflächlich sein, denn der

Unterschied ist groß zwischen einer tüchtigen Grundlage und unentschlossenem Herumtasten. Halbwissen der Frau ist auch für ihren Mann eine Qual. Da die Frau persönlicher ist in ihrem Empfinden und Urteilen als der Mann, soll ihr auch der Stoff, den sie zu verarbeiten hat, möglichst persönlich übermittelt werden. Ihr intuitives Erfassen soll durch den Unterricht gestärkt, nicht unterbunden werden. Da sie früher reift als der Knabe, müssen ihr auch die Gebiete ernsten Denkens früher erschlossen werden. Ihr Fantasieleben soll an den Erzeugnissen der größten Geister aller Nationen und Zeiten genährt werden, und Tagesliteratur ihr ferne bleiben, damit sie nicht auf Irrwege gerate und Talmi für Gold halte. Ebenso auf den Gebieten der bildenden Kunst und Musik. Die Naturgesetze soll sie begreifen lernen als unveränderlich und wandellos in ihrer hehren Schönheit. Sie soll die Pfade wissenschaftlicher Erkenntnis betreten, um zu begreifen, wie eng uns deren Grenzen gezogen sind. Aber ihr Nachempfinden, ihre Einbildungskraft soll sich in die großen Gestalten der Geschichte versenken, und in die kausalen Zusammenhänge allen Geschehens einzudringen suchen. Kraft ihrer Sympathie ist sie geeignet, hier tiefere Zusammenhänge aufzuspüren, als dem männlichen Verstand in der Regel gegeben ist. Denn die Fantasie ist das eigentliche Organ ihres Geistes. Sie muß an dem Höchsten

und Größten genährt werden, um alle Gebiete, in die sie ihre Fühlfäden erstreckt, zu adeln.
Ganz ebenso ist ihr aber hauswirtschaftliche Ausbildung vonnöten. Im Nähen und Sticken muß sie Meisterin sein. Einmal um sich so zu kleiden, wie es das Vorteilhafteste für sie ist. Aber kein Tag sollte vergehen, an dem sie nicht hübsche Kleider aus guten Stoffen für Kinder und junge Mädchen näht, die keine haben. Auch im Gartenbau muß die Frau Bescheid wissen, vor allem aber in der Küche. „Denn dies bedeutet das Wissen von Medea und Kirke, von Kalypso, Helena, Rebekka und der Königin von Saba. Es bedeutet die Kenntnis aller Kräuter, aller Salben und Spezereien; alles dessen, was Heilkraft hat in Feld und Schluchten, und am Fleisch wohlschmeckend ist. . . . Es bedeutet Sorgfalt, Erfindungskraft und Vorsicht. Es bedeutet die Sparsamkeit eurer Ururgroßmütter und die Erkenntnis moderner Chemie. Es bedeutet alles probieren und nichts verlieren; es bedeutet englische Gründlichkeit, französische Kunst und arabische Gastfreiheit.“*
Dies Zitat findet sich in *Ethics of the Dust*. Hier hat Ruskin in der Praxis erläutert, wie er sich die Einwirkung des Lehrers auf kleine Mädchen denkt. Hier werden die Kinder fragend und antwortend eingeführt, und er selbst schüttet alle Schätze seines

---

* *Ethics of the Dust.* § 78.

Wissens und Könnens den Unmündigen in den Schoß, oder spielt damit Fangball. An den Unterricht über Mineralogie knüpft er tiefsinnige Gedanken über Religion und Mythologie. Es ist die Schilderung des Unterrichts, den er in der Mädchenerziehungsanstalt in Winnington erteilt hat, und der ihm so große Freude gemacht wie den Kindern. Maeterlinck hat Gedanken daraus in „Weisheit und Schicksal“ in wundervoller Weise verwertet, und nennt Ruskin in Anknüpfung daran „einen der hervorragendsten Denker unserer Zeit“.

Das Buch blieb anfangs unbeachtet. Erst später erzielte es Erfolg. Nur Carlyle war gleich entzückt und schrieb darüber an Ruskin: „. . . . es ist ein glänzendstes Werk! Seit langer Zeit habe ich nichts gelesen, das nur im entferntesten so durchleuchtet gewesen wäre von Talent, Schöpferkraft, sprühendem Feuer und Blitzstrahlen aller empfehlenswerten Art. Nie zuvor ist solch Vortrag über Kristallographie gehalten — wenn auch nichts weiter darin wäre; und es sind Dinge aller Arten darin berührt. Die Ausdrucksweise erkläre ich einfach für vollendet. Niemals hat jemand, der solche Dinge zu erklären hatte, sie besser erklärt. Und das bißchen ägyptische Mythologie, die schlauen Träume über Ptah, Neith usw. haben eine Poesie, die jeden Tennyson mit Verzweiflung erfüllen müßten; ganz abgesehen von ihrer außerordentlich erläuternden

Qualität. Dabei werden Sie auch dramatisch; nichts fehlt an Bühnendirektiven in den allerliebsten kleinen Erklärungen. Alles in allem eine wunderhübsche Bühne und *dramatis personae . . . . Yours for ever T. Carlyle.*“

Es ist an anderer Stelle gesagt worden, eine wie hohe Aufgabe Ruskin der Frau in der Menschheitsentwicklung zuerkennt.* Auf Ausbildung ihrer königlichen Seiten hat die Erziehung darum die größte Sorgfalt zu verwenden. Denn sie sind unveräußerlicher Natur nur, sofern sie auf ihren sittlichen und geistigen Qualitäten beruhen.

Darum muß die Erziehung vor allem mit der Gewohnheit brechen, die Mädchen nur zu Gesellschaftspuppen und Salondamen zu erziehen. Denn das ganze System, die Töchter unter möglichst günstigen Bedingungen zu verheiraten, und die Ehe zur Anwartschaft auf eine sichere Lebensstellung herabzuwürdigen, ist „eine vererbte Seuche von Feigheit und Heuchelei“. Eine Feigheit, die nicht wagt, sie anders leben und lieben zu lassen, als den Nachbarn gefällt. . . . Ein Betrug, der den Glanz weltlicher Eitelkeit gerade dann vor ihnen aufrollt, wo das ganze Glück ihres zukünftigen Lebens davon abhängt, sich nicht blenden zu lassen. Daß die männliche und weibliche Jugend nur im Ballsaal und bei gesellschaftlichen Veranstaltungen zueinander in Berührung tritt, tadelt Ruskin auf das Äußerste.

---

* Vgl. w. u.: „Zur Frauenfrage“.

Ein solches Zusammensein außerhalb der gewöhnlichen Verhältnisse ist in mehr als einer Hinsicht vom Übel. Dagegen wird er zum Anwalt eines ungezwungenen Zusammenseins der Jugend beider Geschlechter. Nur so kann ein wünschenswerter gegenseitiger Einfluß auf ihre einander ergänzenden Eigenschaften eintreten, und ihre Entwicklung fördern. Solchem Verkehr sollte voller Spielraum geschaffen werden.* Daß die jungen Leute sich dabei verlieben, ist nicht nur selbstverständlich, sondern wünschenswert. „In Gesetz und Evangelium steht viel über die Vergebung der Sünden des heißen Herzens . . . . aber wo wird gesagt, daß einem, der nie geliebt hat, seine Sünden vergeben werden?" Der junge Mann sollte auch aus seiner Liebe kein Hehl machen; nur nicht annehmen, gleich Erhörung zu finden. Ebensowenig sollte das Mädchen aber die Grausamkeit haben, ihn ohne weiteres abzuweisen. Sie darf ihm Prüfungen auferlegen, welche sie will. Denn die Bedeutung dieser Beziehungen liegt gerade in der Möglichkeit, sich genau kennen zu lernen, ehe man sich fürs Leben bindet. Auch sollten Bewerbungen derart nicht geheim gehalten werden, und jedes Mädchen, das etwas wert ist, mindestens von einem halben Dutzend Freier umgeben sein.*

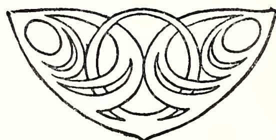
So wenig Ruskin in dem Kodex dieses modernen Minnedienstes mit den tatsächlichen Verhältnissen

* *Fors Clavigera II.* p. 374. ** *Fors Clavigera IV.* p. 384.

rechnet, und z. B. die Überzahl der Mädchen ganz außer acht setzt, so gesund und wünschenswert wäre die Verwirklichung seiner Grundanschauung, den verlogenen und heuchlerischen Gepflogenheiten der „Gesellschaft" gegenüber, die viele junge Männer auf verbotne Wege drängen und die Jugend zahlloser Mädchen verkümmern lassen. „Denn jede Hemmung ihrer Natur, jeder Zaum, der ihren instinktiven Neigungen und Strebungen angelegt wird, prägt sich ihren Zügen hart und unauslöschlich ein; um so betrübender, weil es unschuldigen Augen den Glanz nimmt und der reinen Stirn die Anmut."*

In seinem vielgelesensten Buche, in „Sesam und Lilien" hat Ruskin sich eingehend mit diesen Fragen auseinandergesetzt. Die zunehmende Erkenntnis, wie notwendig es sei, die Mädchenerziehung auf eine breitere Basis zu stellen, und das soziale Verantwortungsgefühl der Frau zu klären und zu stärken, ist namentlich in England und Amerika, auf den Einfluß dieser Ausführungen zurückzuführen.

* Sesam und Lilien, § 70.



ZUR FRAUENFRAGE

Die Frauenfrage steht für Ruskin in kausalem Zusammenhang mit der sozialen Frage, und ist isoliert gar nicht zu betrachten. Wie er auf nationalökonomischem Gebiet in John Stuart Mill seinen heftigsten Widersacher erblickte, obwohl beide Männer in vielem das Gleiche erstrebten, und Mill nicht so fundamental verschieden von ihm dachte, wie Ruskin irrtümlich annahm, so ist er ihm auch in der Frauenfrage leidenschaftlich entgegengetreten. Mills Buch von der „Hörigkeit der Frau“ suchte den Nachweis von der Gleichwertigkeit der Geschlechter auf ihre Gleichartigkeit zu stützen, und forderte dieselbe Erziehung für Frauen und Männer, um den Frauen alle Möglichkeiten geistiger Ausbildung und Betätigung in Berufen zu eröffnen, die bisher nur den Männern zugänglich gewesen. Lediglich von der intellektuellen Ausbildung der Frau wurde eine neue Ära menschlicher Entwicklung erwartet. Dies hatte zur Folge, daß die Frauenbewegung jener Tage, die Mills Gedanken aufnahm, ganz von dem Ideal intellektueller Beseligung beherrscht wurde, und mit der berufsmäßigen Ausbildung den Höhepunkt des Lebens erreicht zu haben glaubte.

Wenn Mill die geistige Ebenbürtigkeit der Geschlechter hervorgehoben und die Forderung gleicher Ausbildung daran geknüpft hatte, ging die

Frauenbewegung weiter. Es schien, als wollten ihre Führerinnen die auf der Naturseite des Menschen beruhende gegenseitige Anziehungskraft von Mann und Weib verneinen und verwischen. Intellektuelle Berührungen galten ihnen, als Ausdruck einer höheren Kultur, ausschließlich für berechtigt und wünschenswert.

Da Ruskin schon die einseitig verstandesmäßige Ausbildung der Männer bekämpfte, mußte ihm die Vorstellung, die Frauen erstrebten dasselbe Ziel, vorkommen als solle alles, was den Wert des Lebens ausmache, daraus verschwinden. Da ihm ferner das ganze Wesen der Konkurrenz auf nationalem und internationalem Gebiet „ein Gesetz des Todes“ war, erfaßte ihn ein entsetzliches Wehegefühl, als er nun auch die Frauen der oberen Stände in dies Ringen von Angebot und Nachfrage eintreten sah. Er ist erschüttert, als auf das Angebot von elf Stellen im Postdienst, die durch Frauen besetzt werden sollten, sich zweitausend junge Mädchen an der Bewerbungsstelle einfanden, und dort den Hof und die angrenzenden Straßen blockierten. Darunter viele, die vor Anstrengung und Aufregung ohnmächtig zusammenbrachen. . . . Voll Schmerz und Hohn äußert er sich über diese Art des freien Wettbewerbs und der Beschäftigung, nach der die Frauen sich drängten. Aber ohne jedes Verständnis für die geistige oder materielle Not, aus der das Unabhängigkeitsstreben

Tausender junger Mädchen entspringt. Ohne den elementaren Trieb zu begreifen, der nach vollerem Leben, nach selbsttätiger Entfaltung aller gärenden Kräfte drängte. Denn den Mädchen jener Zeit wurde in Schule und Haus selten Gelegenheit geboten, ihre Gaben auszubilden und zu verwerten. Ruskin sah darin nur ein Symptom nationalen Niederganges und sozialer Mißstände. Er erwartete das Heil von vernünftigen Heiratsgesetzen, früher Eheschließung und einfacher Lebensführung. Denn „das ärgste und schlimmste, was sich von einem Volk sagen läßt, ist, daß es seine jungen Mädchen traurig und hoffnungslos gemacht hat. All ihre Tugend und unbewußte Eigenart beruht darauf, daß sie sich vor Glückseligkeit gar nicht zu lassen wissen; und der Zauber ihrer Schönheit quillt aus der in ihnen lebendigen Freude. . . .“ * „Ihr aber habt eure Frauen wahnsinnig gemacht, so daß sie nicht mehr nach Liebe und Gemeinschaft mit euch verlangen, sondern wider euch stehen und Rechte heischen. . . .“ **

Ruskins Opposition gegen alles, was wie Emanzipation der Frauen aussah, entsprang der Besonderheit seines scharfsinnigen Differenzierens. Er sah die Unterschiede auch hier zu fein, um sich mit allgemeinen Forderungen zu begnügen; um mit Mill zu glauben, daß aus einem Verwischen der in der Natur gesetzten Unterschiede, die hinein-

* *Ethics of the Dust.* p. 87. ** *Fors Clavigera I.* p. 100.

ragen in die Geistes- und Gemütsart der Geschlechter, Glück und Leben hervorgehen könne, oder gar mannigfaltiger Lebensreichtum. Daß der Kampf um Rechte nicht Ziel, sondern nur eine notwendige Durchgangsphase sei, um den Frauen das zu erringen, was er selbst für sie erstrebte — das hat er nicht begriffen. Eine Unfähigkeit, die fast in all seinen sozialen Anschauungen zutage tritt. Er kann keine Kompromisse schließen. Er kann sich nicht mit einem kleinen Nachteil abfinden, um ein großes Gut dadurch zu gewinnen. Daß oft Zickzackwege zu Höhen führen, auf denen gerade, ebene Straßen nicht gebaut werden können, hat er nie zugegeben.

Mills Auffassung ist heute in manchem überholt. Die Überzeugung von der in der Natur begründeten Verschiedenartigkeit der Geschlechter „nicht gleichartig, aber gleichwertig“ — hat sich längst durchgesetzt. Und der Vorwurf, den Ruskin gegen Mill und die Tendenzen der damaligen Frauenbewegung erhob, würde gegen einen großen Teil der heutigen Frauenbewegung kaum mehr aufrecht zu erhalten sein. Denn die Vorstellung, „daß der Beruf der Madonna ein zu beschränkter sei, und die moderne Nationalökonomie den jungen Mädchen höhere Möglichkeiten eröffnen könne, die auch erheblich mehr einbrächten als die, ihr Kind zu warten“ — braucht wohl kaum mehr ernstlich verteidigt zu werden.

Die heutige Frauenbewegung hat sich darauf besonnen, daß im Paradiese, neben dem Baum der Erkenntnis auch der Baum des Lebens stand. Je mehr das Persönlichkeitsbewußtsein der Frau erstarkte, um so mehr wurde sie sich wieder ihrer Seele bewußt. Und es wäre schwer, zu sagen, ob das Erwachen der Seele und die Erhöhung ihrer Temperatur, die sich in den jüngsten Strömungen von Kunst und Poesie kündet, nur bestimmend auf die Entwicklung der Frau eingewirkt hat, oder von ihr hervorgerufen ist.

Denn das, wovon Ruskin ausgegangen war, begeisterte Liebe zur Schönheit zu lehren, und zu allem, was auf dem schöpferischen Drang beruht, der das Geheimnis des Lebens umschließt, beansprucht die Frau heute als unveräußerliche Rechte ihrer Natur.* Ruskin lag es vor allem am Herzen, die Menschen und insbesondere die Frauen auf den unveräußerlichen Instinkt und die Wahrheit unmittelbaren Empfindens zu verweisen. Sein Schönheits- und Lebensideal wurzelte im Mittelalter. Was er an den Frauen liebte, sah er in den Gestalten frühitalienischer Kunst verwirklicht; und sein Ideal der Beziehungen von Mann und Weib spiegelt ihm der Frauenkultus des frühen Mittelalters wieder. Damals trat die individuelle Liebe zwischen Mann und Frau in die Erschei-

* Gertrud Bäumer, „Die Frauen in der Kulturbewegung der Gegenwart.“

nung, und erhob nicht nur ihre Beziehungen untereinander, sondern durchglühte das ganze Fantasieleben, das die herrlichen Gebilde jener Zeit in Kunst und Dichtung schuf. In den Heldenliedern und Minnegesängen offenbart sich zuerst der Einfluß der Frau auf das gesamte Geistes- und Gefühlsleben jener Tage.*

Ruskin schildert in *Fors Clavigera* Sir Philip Sidney als Vorbild eines kühnen Helden und ritterlichen Lehnsherrn. Er hatte die Psalmen in englische Verse übertragen, und Minnelieder der Frau eines anderen gesungen, die er bis an sein Ende treu geliebt. Doch war diese Liebe so hoch, daß sie ihn und seine Seele geadelt. „Denn der Edle unterscheidet sich vom Gemeinen durch die Reinheit der Empfindung, die er in der Leidenschaft erreichen kann. Seine Liebe tritt in die Fantasie, statt bloße Lust zu suchen."**

Der Frauenkultus gipfelte in dem Mariendienst. Denn in jener Zeit mannigfacher Gärungen war die religiöse Glut auserkorener Geister in die menschlich natürlichen Beziehungen übergegangen und hatte sie erhoben. Aus dieser Beseelung der Sinnlichkeit erwuchs die Erotik, in deren Leidenschaftlichkeit Geistiges und Materielles zusammenschmilzt. Die Führung, die Dante hierin der Frau zuerkennt, ist auch für Ruskin maßgebend. Für das:

* Kurt Breysig, „Die Entstehung der Liebe." Zukunft. 1903. ** *Fors Clavigera II.* p. 348.

Er soll dein Herr sein — setzt er: Sie soll deine Herrin sein. „Denn in allen christlichen Zeiten, die durch Reinheit und Fortschritt charakterisiert werden, unterwirft der Liebende sich seiner Herrin unbedingt in hingebendem Gehorsam. Nicht nur enthusiastisch und sie in der Fantasie anbetend, sondern ihr völlig untertan. Er empfängt von der geliebten Frau, einerlei wie jung sie sei, nicht nur Ermutigung, Preis und Lohn seiner Taten, vielmehr, sofern es sich um einen Entschluß handelt oder eine schwierige Frage, auch die Direktive seines Tuns.“*

Hatte nun auch der Frauenkultus zur Zeit der Gotik seinen Höhepunkt erreicht, so sind sich doch die größten Dichter großer Zeiten alle darin einig, in der Frau, ihren seelischen Qualitäten nach — ein höheres Wesen zu sehen, dem Verehrung und Gefolgschaft gebühre. So hat Shakespeare keine makellosen Helden — nur Heldinnen. Und dieser große Menschenkenner zeigt uns bei zahllosen Gelegenheiten das geistige und moralische Übergewicht der Frauen und ihr segensreiches Eingreifen in verworrene Schicksalsfäden. Ebenso Chaucer, Spenser und Walter Scott.

Die alltägliche Meinung geht aber dahin, daß der Frau kein führender Einfluß im Leben zustehe, ja, daß sie nicht einmal selbständig denken könne. Sie soll nur Schatten und Begleiterscheinung ihres

---

* Sesam und Lilien, § 64.

Gebieters sein, dem sie gedankenlosen und sklavischen Gehorsam schuldet, und der ihre Schwächen mit der Kraft seiner Überlegenheit stützt. Ruskin nennt diese Auffassung von ihr, die zur Gehilfin des Mannes geschaffen wurde, noch falscher und törichter, als jene, nach der Mann und Frau unabhängig voneinander bestehen könnten, ohne daß ihre Interessen aufeinander angewiesen wären. „Als ob ihm wirksam durch einen Schatten, und würdig durch eine Sklavin geholfen werden könnte!" Sind wir es nun, die sich täuschen, fragt er, oder jene Großen, die als Dichter und Künstler die männlichen und weiblichen Seiten der menschlichen Natur in sich vereinen, und aus der Offenbarung ihrer eigenen Seele schöpfen, wenn sie uns das Wesen der Frau künden —: haben sie recht, oder ist ihre Anschauung nur ein Rausch der Fantasie? Nur die unbewußte Verallgemeinerung vereinzelter Tatsachen, aus denen niemals Folgerungen für das tägliche Leben zu gewinnen sind, weil ihre Verwirklichung unheilvolle Verwirrung und Auflösung aller bestehenden Verhältnisse mit sich bringen würde? Dagegen beruft er sich auf den unveräußerlichen Liebesinstinkt des menschlichen Herzens: „Richtig geleitet, erhält er alle Heiligtümer des Lebens, und falsch geleitet, untergräbt er sie. Eins oder das andere muß er tun." Auch heute noch ist es der natürliche Impuls jeden unverdorbenen Jünglings,

dem Mädchen, das er liebt, blindlings zu gehorchen. Nur im Glauben an die Geliebte können sich alle guten Kräfte in ihm entfalten. Wo dieser Ernst der Hingabe fehlt, wird er ein Spielball launischer Triebe und sinnlicher Begierden. „Das Anschnallen der Rüstung des Ritters durch die Hand seiner Dame war nicht nur kapriziöse romantische Sitte. Es ist das Sinnbild einer ewigen Wahrheit, daß die Rüstung, die den Mann im Kampf des Lebens widerstandsfähig macht, ihn nur dann fest umpanzert, wenn die Hand einer geliebten Frau ihn damit umgürtet hat." Vielleicht findet man es allenfalls berechtigt, daß der Mann sich nach dem Willen der Frau richtet, so lange er noch um sie wirbt, und sie sich und ihre Liebe ihm noch nicht voll und unbegrenzt zu eigen gegeben hat. Daß er ihr aber das Zepter entzieht, wenn ihr Charakter so offen vor ihm daliegt, daß er sich nicht mehr scheut, ihr das Glück seines Lebens anzuvertrauen? Welch unvornehme Auffassung der unverbrüchlichen Lebensgemeinschaft der Ehe spricht sich darin aus, wenn man etwas anderes in ihr sieht, „als ein Siegel auf das Gelöbnis, den zeitweiligen Dienst in einen dauernden zu wandeln, und die vergängliche Liebe zur ewigen zu erheben".

In „Sesam und Lilien" gibt Ruskin ferner eine wundervolle Definition über den Unterschied männlicher und weiblicher Geistesart. Sie enthält aber

nichts wesentlich Neues, so fein analysierend er auch den vielfach sich verschlingenden Fäden in beider Wesen nachgeht. Nur seine Fingerzeige über die verschiedenen Wege, die beider Erziehung einzuschlagen habe, geben wie wir früher gesehen tiefgreifende, bedeutsame Aufschlüsse. Doch liegt die Hauptbedeutung seiner Untersuchung in der Schlußfolgerung, die er daraus gewinnt.

Er ist ein ausgesprochener Gegner der Frauenemanzipation. Er will nichts wissen von Sonderberufen der Frau, von ihren „Rechten“. Die Frauenfrage scheint ihm von der Männerfrage unzertrennlich. In den Frieden des Hauses sollen die Konflikte der Außenwelt nicht hineindringen, und seine Atmosphäre umgibt schützend und wärmend die Frau, wo sie auch sei. Und doch soll ihr eine Führerschaft werden, nicht nur in ihrem Heim, nicht nur im Umkreis ihrer häuslichen Beziehungen, wie sie ihr, lediglich auf Grund ihrer weiblichen Qualitäten noch nie zuerkannt worden ist. Denn je mehr ihre Erziehung die Frau befähigen wird, die Gedanken des Mannes nachzudenken, um so mehr wird sie in sein Geistesleben hineinwachsen und es durchdringen, aber als selbständiger Organismus, der in diesem Prozeß des Wachstums und der Reife nicht die Eigenart seiner Natur verliert, sondern befruchtet und ein neues organisches Gebilde erzeugt. Wie Schleiermacher es in bezug auf das Ideal der Ehe so wunder-

voll formuliert hat, daß weder der Wille des Mannes, noch der des Weibes ausschlaggebend sein, sondern aus beider Willen ein neuer hervorgehen solle.

So denkt sich Ruskin die Gesittung der Zukunft. Er hält es für unzutreffend, daß des Mannes Pflichten lediglich öffentlicher, und der Frauen Pflichten lediglich häuslicher Natur seien. Denn der Mann hat ebensowohl Pflichten nach innen, Weib und Kind gegenüber, wie nach außen, dem Staat gegenüber, und dasselbe gilt von der Frau. Wie der Mann als Staatsangehöriger für Erhaltung, Förderung und Verteidigung seines Landes eintreten muß, so hat die Frau als Staatsangehörige für Behagen, Ordnung und Ausschmückung im Staate Sorge zu tragen. Wie innerhalb, so muß sie auch außerhalb der Tore ihres Hauses Mittelpunkt der Ordnung, Balsam des Trostes und Spiegel der Schönheit sein; auch unter den schwierigsten Verhältnissen und größten Mißständen. Bis hierher wird niemand Einspruch erheben. Daß die Frau die Wunden von Freund und Feind verbindet, die der Krieg geschlagen; daß es ihre Aufgabe ist, Kranke zu pflegen, Hungrige zu speisen, Nackte zu bekleiden und Gefangene zu besuchen, das sind Wahrheiten, die sich in immer weiterem Umkreise verwirklichen.

Aber Ruskin geht weiter. Die Machtbefugnis der Frau hat hier nicht ihre Grenzen, denn sie hat

überhaupt keine Grenzen. Sie ist nicht einzuengen durch Sitte, Gewohnheit oder äußere Gesetze, weil sie aus dem tiefsten Instinkt des Herzens hervorbricht, und dies die letzte und höchste Instanz ist, der wir verpflichtet sind. Denn der höchste sittliche Imperativ ist der Instinkt des Herzens, oder die Gottesstimme im Menschen. Und der instinktive Imperativ, den er hier im Sinne hat, ist der Wille zur Macht. Es ist darin wieder ein Anklang an Nietzsche. Aber wo bei diesem das Individuum den Willen zur Macht erstrebt, um die eigne Persönlichkeit zur höchsten Entfaltung zu steigern, ist bei Ruskin die Entwicklung des Individuums nicht Selbstzweck, sondern: „Die Liebe zur Macht dient, richtig geleitet, zur Erhaltung aller Gesetze und allen Lebens, falsch geleitet, führt sie aber zu ihrer Auflösung.“ * Diese Liebe zur Macht ist dem Herzen der Frau ebenso unausrottbar eingepflanzt wie dem Herzen des Mannes, und es gibt nichts Verkehrteres und Vergeblicheres, als ihr daraus einen Vorwurf zu machen. Ist es doch ein Imperativ, der ihr die höchsten Verpflichtungen und schwersten Verantwortungen auferlegt. Wesentlich verschieden von des Mannes Liebe zur Macht, ist sie dazu berufen, als Sauerteig die Welt zu durchdringen und allmählich umzugestalten.

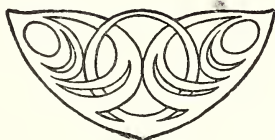
Wenn Ruskin Äschylos und Sophokles, Shakespeare

* Sesam und Lilien, § 86.

und Walter Scott heranzieht, um aus ihrer Kenntnis der Frauen die Berechtigung zu erhärten, daß sie der höchsten Bedeutung nach berufen seien, den Mann zu beraten und zu leiten, so denkt er an den Zug weiblichen Heldentums, wie er in Antigone zum Ausdruck kommt: Nicht mitzuhassen — mitzulieben bin ich da; wie Goethe ihn aufgenommen und in der Iphigenie germanisiert hat. Denn die Seiten der Frau, auf denen ihre Eigenart beruht, würden, wenn sie sich ihrer wahren Macht bewußt wäre, sie anstrebte und ausübte, die Übel der Welt nicht nur lindern, sondern verhindern. „Männer sind ihrer Natur nach kampfeslustig. Sie sind bereit, sich für jede Sache zu schlagen, und oft auch ohne Ursache. Aufgabe der Frau ist es, sie davon zurückzuhalten, wenn kein gerechter Grund vorliegt. Sie müssen dem Instinkt ihres Herzens vertrauen, und nicht scheu vor der Klugheit und Überlegenheit des Mannes zurückweichen, wo es sich um die höchsten Güter der Menschheit handelt — um Liebe und Frieden und um Gerechtigkeit. Denn die Erziehung des Menschengeschlechtes kann nicht vollendet werden, wofern nicht die weiblichen Seiten zu voller Entfaltung und damit zur Macht gelangen. Das Ewigweibliche zieht uns hinan. Es gibt kein Leiden, kein Elend auf Erden, woran die Frauen nicht die Schuld trifft. Die Männer können solchen Anblick ertragen. Ihr aber solltet es nicht können. Männer

treten Eindrücke von Jammer und Not unter die Füße, denn ihr Mitgefühl und ihre Hoffnung sind beschränkt. Ihr aber könnt die Tiefen des Schmerzes nachfühlen und den Weg zu ihrer Linderung ausfindig machen.“ Über nichts wundert Ruskin sich mehr, als daß die Frauen sich dieses ihres höchsten Vorrechts begeben, sich hinter den Mauern ihrer Gärten abschließen und ruhig ertragen, daß jenseit eine Welt von Geheimnissen und Schrecknissen liegt, die sie nicht durchdringen können, und von Leiden, die sie nicht zu begreifen wagen. „Daß sie ihre Schönheit mit der Schande und ihre Sicherheit mit den Versuchungen ihrer Schwestern erkaufen.“ Sie sollen zu Wissenden werden. Sie sollen hinabsteigen an die Orte des Jammers, gegen deren Eindrücke der Mann abgestumpft ist. Sie sollen nicht ruhen und rasten, bis sie die Schrecknisse und Wüsteneien des Lebens in Gärten gewandelt, über denen ihr Zepter waltet. So mündet auch dies Ziel ein in das letzte große Ziel — das Aufwärtssteigen der Menschheit. Ziele — so wird man sagen — die so hoch liegen, daß sie ewig unerreichbar bleiben. Aber Menschen wie Ruskin haben keine Ideale, die sich morgen oder über zehn Jahre verwirklichen ließen. Auf die Unentbehrlichkeit der Ideale kommt es ihnen an, nicht ob sie praktisch anwendbar sind. Und sind erreichbare Ziele und zu verwirklichende Ideale überhaupt erstrebenswert? „Denn“, sagt Maeter-

linck, „keine Kraft der Welt erleidet zahlreichere Verluste als eine Idee, die ins tägliche Leben herabsteigen muß. . . . Und sie muß unendlich hoch liegen, damit nur etwas von ihr verwirklicht werde.“



LETZTE LIEBE

Das erste Zusammentreffen mit Rose Latouche ist in Praeterita mit unvergleichlicher Anmut erzählt. Nicht den kleinsten Umstand hat der alte Mann vergessen, dem sich beim Rückblick des Paradieses Pforten wieder öffnen. Wir lesen, wie Frau Latouche, eine lebhafte Irländerin, selbst noch jung und anmutig, den Wunsch hat, ihren heranwachsenden Töchtern den denkbar besten Zeichenunterricht zu gewähren; wie Ruskin willfahrtet, weil ihm beim Anblick von Mutter und Töchtern das Herz aufgeht. Er schildert sie: Die ältere hat eine besondere Art, mit schönen Dingen umzugehen: „Wenn sie Blumen in die Hand nahm, fielen sie aus ihren Fingern wie blumige Geschmeide, als wären sie gesät und hätten geblüht, um so miteinander zu leben.“ Rosie selbst ist nicht groß und nicht klein für ihre zehn Jahre, etwas steif in Haltung und Bewegung. Ihre Augen sind vom tiefsten Blau, der Blick voller und weicher als später. Der Mund vollendet schön von der Seite, von vorn etwas zu groß, und hart in den Konturen. Sie betrachtet Ruskin unverwandt, ohne ein Wort zu sagen. Später gesteht sie, er sei ihr so überaus häßlich erschienen. In der Kinderstube nimmt der Unterricht seinen Anfang. Kommt er zufällig in ihre Nachbarschaft, dann spricht er vor. Bald

führt ihn fast jeder Weg über Green Street. Die Kinder lernen nicht nur zeichnen und aquarellieren im Freilicht, Geometrie in ihrer Beziehung zur Botanik; Ruskin erschließt ihren Augen auch die Anmut und Stimmung der Pflanzen, und die Welt der Berge. Und das, was ihn unsichtbar umgibt, was unwillkürlich von ihm ausgeht, strömt in sie über, und bald hat er das Gefühl, daß Rosies Seele das keimfähigste Land ist für das, was er auszusäen hat. Mit staunender Freude gewahrt er, wie es sich in dem Kinde regt. Wie sie sehen lernt, erst mit seinen Augen, wie sich aber schon das Eigenleben in ihr rührt und sie aufzuhorchen beginnt auf das, worauf noch niemand gelauscht hat — auf die Sehnsucht seiner Einsamkeit. Den langen Brief, den sie ihm von weither schreibt, von einer Reise über das Meer, nach Paris und Nizza, kann er sich nicht versagen mitzuteilen.* „Liebster St. Cnusprian" wird er angeredet, um dann „St. Chrysostomos" und später „Archigosaurus" zu heißen. Denn er kennt alle Tiefen der Erde und weiß, wie sie entstanden ist. Auch gehört er mit zur Familie der Lazerten, deren ihre Mutter eine ist. Neben Fantasie, Laune und Übermut spürt man in jeder Zeile ein feines Gefühl für Schönheit in Natur und Kunst. Geist und Gemüt überschlagen sich im Humor, aber schon macht sich ein Hang zum reflektieren bemerkbar, der später das verhängnisvolle Schwergewicht ihres

* *Praeterita II.* Deutsche Ausgabe. § 234.

Geistes werden sollte, mächtiger als Frohsinn und Lebenslust. Doch in der Kindheit blieb alles sonnig und licht. „Rosie“ hieß sie und „Posie“ war sie ihm. Er wachte über ihrer Entfaltung, die sich im steten Austausch mit ihm, reich und vielseitig vollzog. Geistige Frühreife einte sich einer herben Jungfräulichkeit, doch strahlte Glanz und Freude von ihr aus. In den ersten Jugendjahren war ihr das Zusammensein mit dem Freunde, als wandle sie „im Lande Eden“, und ihm erschienen die Wege, die er mit ihr unter den blühenden Pfirsichbäumen seines Gartens gegangen, im hohen Alter noch „paradiesisch“.

Es ist ein ausgesprochen angelsächsischer Zug, über die tiefsten persönlichen Erlebnisse Schleier zu breiten, ja über das Geheimnis selbst, das im Grunde jede Persönlichkeit ist. Selten, daß er in biographischen Mitteilungen gehoben wird. Und wo es geschieht, wie in Robert und Elizabeth Brownings Liebesbriefen, mit deren Veröffentlichung nicht nur England sondern der ganzen Kulturwelt eine einzige Gabe geworden, wird sie nur widerstrebend angenommen. So fließen denn auch die Mitteilungen über den Verlauf dieses Abälard- und Heloise-Verhältnisses, wo aus dem Lehrer der Freund und aus dem Freunde der Geliebte wird — gar spärlich. Vorübergehend wird in *Fors Clavigera* erzählt, daß er mit einer Mutter und zwei Töchtern alte Schlösser besichtigt habe; wir er-

fahren, daß er auf Rose Latouches Bitte den Vortrag „Das Geheimnis des Lebens und seiner Künste“* in Dublin gehalten und vermuten, daß manche Stellen darin direkt auf sie Bezug haben. Wir hören aus Mitteilungen seines Vaters, daß er die „interessante Familie“ auf dem Lande in Irland besuchte, ohne Näheres zu erfahren. Nur in Collingwoods Mitteilungen lesen wir zwischen den Zeilen, daß wie sie gewachsen war und sich entfaltet hatte, auch die Liebe zu dem viel älteren Freunde gewachsen war und sich zur herrlichsten Blüte entfaltet hatte. Sein Werben um sie glich einem unermüdlichen Minnedienst, und er harrte auf ein zwar spätes, aber großes Glück. Doch scheinen schon früh Wolken am Horizont aufgezogen zu sein. Als Rose fünfzehn Jahre war, änderte sich ihr Wesen. Ruskin meint, sie sei vorher ein wundervolles kleines Ding gewesen; „aber — und das ist mir zur Qual geworden — es trat eine Überreizung ihres Gehirns ein, von zeitweiser Bewußtlosigkeit begleitet, und nun ist sie oft kaum mehr sie selbst. Sie scheint wie im Traum zu wandeln. Ich habe sie seit einem Jahre nicht mehr gesehen, und werde sie wohl noch manches Jahr nicht sehen dürfen“. . . .**

Nach dieser Erkrankung geriet sie unter Einflüsse, die einen ausgesprochen religiösen Hang ihrer

* Aus Sesam und Lilien. ** *Letters of Ruskin to Norton I*, p. 138. 1905.

Natur bis zur Krankhaftigkeit steigerten. Und zwar zu einer Zeit, in der Ruskin schwere Erschütterungen seines Glaubenslebens erlitt. Hatte er 1861 noch an Norton schreiben können: „Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ein kleines, erst dreizehn Jahre altes Kind nicht im richtigen Moment das Steuer ergriffen und erklärt hätte, mein Liebling sein und bleiben zu wollen“, so nahmen beginnende Zweifel an dem Freunde allmählich quälende Formen an. Zwei Jahre später schreibt er darüber an Norton: „Rosie hat mich einst kanonisiert, trauert aber gegenwärtig über meinen Seelenzustand, den sie irgendwie entdeckt hat. Ihr Brief wird ihr zeigen, daß man mich noch lieb haben kann, auch ohne mir geweihte Kerzen zu stiften. (Nicht, als ob sie viele vor mir verbrannt hätte!) Sie hat mich entsetzlich gescholten und gesagt: Wie kann man dich lieb behalten, wenn du ein Heide wirst?“

Mochte ihm dies anfangs kindisch erscheinen, so wuchsen ihre Zweifel, je älter sie wurde und schienen ihr die Liebe zu ihm zu einer unheilvollen zu machen. Dann wieder errang die Liebe den Sieg, und sie fühlte, daß sie unzertrennlich zueinander gehörten.

Man wird nicht irre gehen, wenn man Ruskins Ausführungen über die Gefahren theologischer Kontroverse* für Frauen, auf die Leiden zurück-

* Sesam und Lilien, § 73.

führt, die ihm „in einem bitteren Bündel geweihter Myrrhen“ gereicht worden sind. Je weniger sie ihn in ihrem Glauben zu halten vermochte, um so mehr suchte sie ihn aus ihrem Herzen gleiten zu lassen, damit Gott allein Wohnung darin mache. Der aufreibende Kampf zwischen ihrem Gewissen und ihrem Herzen hat sich jahrelang hingezogen, und ihnen beiden immer tiefere Wunden geschlagen. Dazwischen kamen Tage, die ihm zu „leuchtenden Festen“ wurden — „um tiefstem Schatten zu weichen, der sich zuletzt auf alle Tage meines Lebens gesenkt hat“. . . .*

Sein Tagebuch von 1867—69 spricht von „krankhaften Zuständen und schicksalsschwangeren Träumen“. Hangen und Bangen, Verzweiflung und Hoffnung, Kummer, Angst und das ermattende Warten — das waren die Ursachen des Verzagens, der Schlaflosigkeit und nervösen Erschöpfung, die seine Gesundheit untergruben. Er hatte die Empfindung „stückweise zu sterben.“**

Auch Norton, der erst 1905 Ruskins Briefe aus einer fast lebenslangen Korrespondenz veröffentlicht hat, meint, die Ursache der Erregungen und zunehmenden Gemütsverdüsterungen, wie sie die Briefe der sechziger Jahre widerspiegeln, seien in den Schwankungen dieses Verhältnisses zu suchen.

---

* *Fors Clavigera IV.* p. 52. ** Introduction von Bd. XIX der *Ruskin Library Edition.*

Von hier aus fallen Streiflichter auf die äußeren Begebenheiten, deren innere tragische Entwicklung aus Aufsätzen, Betrachtungen und Gedichten verständlich wird, die Rose Latouche 1870 in einem kleinen Buch *Clouds and Light* veröffentlicht hat. Aber das prickelnde Leben jenes Kinderbriefes, das wie Perlen im Kelchglas jedes Wort zum Überschäumen brachte, ist entflohen. Im ruhigen, temperamentlosen Gleichmaß reiht sich ein Satz schwerflüssig an den andern. Als wäre ein Mehltau auf den Frühling dieser verheißungsvollen Jugendherrlichkeit gefallen. Der Zauber, den ihre Persönlichkeit zweifellos gehabt haben muß, tritt in diesen Aufzeichnungen nicht zutage. Doch geben sie Einblick in eine ringende, leidenschaftliche, auf das Ewige gerichtete Menschenseele. Was großen Heiligen etwa in Momenten höchster Ekstase zuteil geworden: — „wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde“ — das sucht sie in jedem Augenblick des irdischen Daseins zu erleben. Es sind die Seufzer einer in „geistlicher Verlassenheit“ nach Hilfe rufenden, geängsteten Kreatur, die nicht Ruhe für ihre Seele zu finden glaubt, wenn sie nicht alle Stufen pietistischer Frömmigkeit täglich und stündlich in ihrem Innern verwirklicht. Zugleich geben ihre Aufzeichnungen ein Bild, wie sich der Freund in ihrer Seele spiegelt. Unter der Überschrift „Albrecht Meisinger“ zeichnet sie Ruskin und seine innere

Einsamkeit, sein Verlangen nach der Liebe, die sie allein ihm zu geben vermöchte. „Nicht alle hungern wie ich, dessen Ernte nie einer geteilt hat; nicht alle sind arm wie ich, nach dessen Reichtum nie einer verlangt hat; den Gott zur Ausnahme gemacht, und ihm Bedürfnisse verliehen, die das Leben immer unerfüllt lassen muß. . . .“ Da tut Gottes Stimme ihm kund, daß wenn er liebte, wie Gott liebt, sein Leben nicht einsam sein und er aufhören würde, nach menschlicher Liebe zu verlangen. Worauf Albrecht Meisinger in sich geht und Frieden in Gott findet.

Unwillkürlich wird man hier an Abälards kühle, theologische Briefe erinnert, mit denen er Heloisens ungebrochene, unerschütterliche Liebesglut zu dämpfen sucht; Briefe, aus denen uns noch heut, fast nach einem Jahrtausend, Qualen entgegendringen, die nicht sterben können. Und Ruskin ergab sich nicht, wie Albrecht Meisinger, so wenig wie Rose selbst Albrecht Meisingers Abklärung fand. In einem Aufsatz *Regret*, der geschrieben sein muß, als sie glaubte, schon entsagt zu haben, heißt es: „Gibt es Heilung für ein Rücksehnen? . . . Wenn wir Macht besäßen, das tiefst gewurzelte Sehnen aus unserem Herzen zu reißen, würden wir es tun? Ich glaube nein. Was man aufgehört hat zu lieben, hört man auf zu ersehnen. Denn es ist nicht Erinnerung, nicht Rückblick auf die Vergangenheit, es ist der Aufschrei

unserer Natur nach etwas, das wir entbehren. Entbehren wir es nicht mehr, hören wir auf, es zurück zu wünschen. Wir hören aber nicht eher auf, es zu entbehren, bis wir es zu lieben aufhören. Liebe ist die Stärke der Sehnsucht, und diese Sehnsucht ist eine Schlingpflanze, die wir nicht aus dem Herzen reißen können, weil sie unsere stärksten Triebe umklammert. . . . Wir können das Verlieren nicht ertragen, das Verlorene nicht auf immer von uns gehen heißen, um nie mehr wiederzukehren. Wir können nicht realisieren, daß uns, denen die Welt ach voll so sehr war, als wir auszogen,* leer heimgekommen sind. Wir suchen die Freuden, die nicht mehr unser sind, festzuhalten und an den Seilen der Liebe und der Sehnsucht zurückzuziehen. . . . Wir vergehen vor Sehnen nach dem Schatten Erinnerung. . . .“

Während sie so die Qualen der Sehnsucht erleidet, schreibt er an die alte Freundin Miß Beever: „Das was einzig meine Lebenskraft erneuen könnte, ist die Natur — die lebendige Gegenwart der ‚Gehilfin‘. Die Trennung, die die Entfernung von meiner ‚Gehilfin‘ fordert, raubt mir alle Ruhe, und noch mehr, nimmt mir die Möglichkeit, zu empfangen und zu geben. Wieviel von meiner Liebe haben andere verloren, weil das arme kranke Kind nicht den Anteil Liebe nehmen wollte, der ihr bestimmt war.“ Und als Miß Beever ihn auf

* Hier bewußtes Bezugnehmen auf Rückerts „Jugendzeit“.

das Jenseit vertröstet, antwortet er: „ich brauche meine Rosie hienieden. Im Himmel will ich mit Pythagoras reden, mit Sokrates und Valerius Publicola. Da werde ich mir nicht das geringste aus Rosie machen; das soll sie sich nur nicht einbilden. Was könnten graue Augen und rote Backen mir da bedeuten?....“ * Im August 1872, nachdem es abermals geschienen, daß ihre Liebe den Sieg über alle Bedenken davon tragen werde, kam es zu einer Krisis, in der sie ihm endgültig entsagte. Sie könne es nicht über sich gewinnen, das Weib eines Ungläubigen zu werden. Nach Bardoux' Mitteilungen** scheinen ihre Eltern nicht ohne Einfluß auf die Lösung der Beziehungen gewesen zu sein. Ruskin zählte damals dreiundfünfzig, Rose erst vierundzwanzig Jahre. Er war immer mehr in den Ruf eines leidenschaftlichen Sozialisten gekommen. Gerade jetzt hatte er in *Fors Clavigera* Kirche und Geistlichkeit mit beißendem Spott zur Verantwortung gezogen, und aus dem, was man in den evangelikalen Kreisen Englands als Agnostizismus ebenso fürchtet wie den Atheismus — kein Hehl gemacht. Aber der eigentliche Grund lag doch wohl in ihrer Veranlagung. Sie gehörte zu den Naturen, die Heil und Rettung aus den Lebenskonflikten in der Negation suchen, weil es ihnen an Mut und Kraft fehlt, das Leben in all seinen Konsequenzen zu ertragen. Vielleicht berührte

---

* *Hortus Inclusus.* p. 13 & 18. ** John Ruskin. Calman-Lévy. Paris.

sich auf dem Untergrund dessen, was beide zueinander zog, die ihnen gemeinsame Unfähigkeit, sich mit dem Leben, wie es ist — abzufinden. Einige Jahrhunderte früher gingen Frauen ihrer Art ins Kloster. Sie war Puritanerin, für die es in allen Fragen und Entscheidungen nur ein Absolutes gibt — ein Gutes oder Böses. Aus einer Zeit undifferenzierten Denkens, lebte in ihrem Gemüt die sittliche Anschauung vergangener Geschlechter als Gewissenszwang fort. Dem Leben gegenüber war sie scheu und furchtsam geworden. Das unausgesetzte sich selbst Beobachten, ob ein Gedanke, ein Empfinden sündig sei oder nicht, hatte ihr die Kraft zu freudigem Handeln genommen. Das Reformatorische in Ruskin blieb ihr unverständlich. Er bekämpfte überlebte Anschauungen, die sich seines Erachtens als Krankheit fortgeerbt hatten, nur zu heilen, wenn man den Finger auf die Wunde legte. Sein Lebensdrang tastete das an, was ihr unumstößliche Gewißheit und darum Heiligtum war. Und er, der eine neue Zeit heraufführen wollte, mußte in seinem innersten Lebensnerv unheilbar versehrt werden von dem Restbestand einer Anschauung, mit deren Erscheinungsformen auch sein Lebenszentrum unzerreißbar verknüpft war.

Wenn Goethe sagt, in jedem großen Abschied liege ein Keim zum Wahnsinn, so hatte die Gewaltsamkeit dieser Trennung etwas vom Wahnsinn

selbst. Ein organisch gewordenes Verhältnis durchschneiden — einerlei ob es sich um Liebe oder Freundschaft handelt —; lebendige, entwicklungsfähige Keime töten — einerlei aus welchen Motiven — ist allemal das Tun einer aus dem Gleichgewicht geratenen Seele. Denn waren die Bande auch äußerlich zerschnitten, innerlich blieben sie ungelöst. Nach wie vor zogen Gedanken und Sehnsucht die alten Wege, und erzeugten einen Zustand krankhafter Feinfühligkeit, fast Feinhörigkeit, wo die Berührungen von Seele zu Seele, die sich im Unterbewußtsein vollziehen, heraufsteigen und Gehör heischen. Aber trotz allen Ringens bleiben sie Schatten und treten nicht in die Region klarer Erkenntnis. Als dumpfes Gefühl von etwas Undurchdringlichem, hinter dem der ersehnte Lichtbringer vergebens Einlaß begehrt, legen sie sich mit lastender Schwere auf das eigene Weh, und verdoppeln seine Qualen. Denn fühlbare seelische Berührungen, die zu keinem Verständnis, zu keiner Aussprache führen, müssen schließlich das geistige Gleichgewicht stören. Öffnen sie doch allen Möglichkeiten des Zweifels und der Hoffnung zu wirrem Taumel Tür und Tor.

An dieser Trennung, die zu keiner Trennung werden konnte, ist Rose Latouche gestorben. Nach drei Jahren war ihr Zustand hoffnungslos, und sie sah dem Tode entgegen.

Da ließ Ruskin sie fragen, ob er sie nicht noch

einmal sehen dürfe. Die Antwort war eine Gegenfrage: ob er jetzt Gott mehr liebe als sie? Und da seine Antwort „nein“ lautete, er liebe sie unendlich viel mehr, hat sie ihn vor ihrem Tode nicht mehr gesehen. Sie starb in der festen Hoffnung, Gott habe das Opfer ihres Lebens, ihres und seines Glückes, das er gefordert, auch zu ihrer beider Seligkeit angenommen.

Die Tragik dieses Ausgangs ist lediglich innerlicher Natur, und beruht auf einem ungewöhnlichen Ernst religiöser Überzeugung. Doch wird der heutige Mensch die Motive dieses Verzichts weder begreifen noch als Notwendigkeiten anerkennen. Denn was beide trennte, und dem Mädchen unüberbrückbar erschien, waren nicht Gegensätze der Gesinnung oder der Lebensideale, sondern religiöse Imponderabilien. Und doch, welche Hoheit und Größe in diesem Verzicht! Zwei an Lauterkeit des Charakters ebenbürtig Liebende ziehen den Tod in ihr Leben, weil keiner um Haaresbreite von der Wahrhaftigkeit seines Wesens weichen kann. Für Beide gibt es ein Etwas, das ihnen höher steht als ihr höchstes Glück, und auf das sie weniger verzichten können, als auf jenes. Ihr Leben wurzelte in der Jenseitigkeit. Als ihr das in Frage gestellt schien, gab es für sie kein Schwanken mehr. In der Vereinigung mit dem Geliebten hätte sie die ganze Welt gewonnen. Aber sie fürchtete dabei Schaden an ihrer Seele

zu nehmen. Ihre Aufzeichnungen atmen das Verlangen, dem Himmelreich Gewalt anzutun, um es an sich zu reißen. Er aber wollte — in seiner damaligen Geistesrichtung — ein für ihre Begriffe irdisches Reich aufrichten, und das Glück auf die Erde bringen. Und er hat es ihr wohl schließlich unverhohlen gesagt, daß ihm die Pfeiler überkommener Lehren geborsten waren. Da mag der Entschluß in ihr gekeimt sein, ihn durch die Trennung von sich zu Gott zu ziehen. Sie ist daran verblutet, wie die alten Märtyrer. Und wie jene hoffte sie, aus ihrem Blut werde ihm die Saat des ewigen Lebens aufgehen.

Wer so handelt, der mag übermenschlich handeln — doch zugleich auch untermenschlich. „Opfer fallen hier, Menschenopfer unerhört.“ Das jüdische Gesetz hatte geboten, Gott zu lieben über alle Dinge. Die christliche Ethik aber verlangte Gott zu lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und seinen Nächsten als sich selbst. Buchstäblich ist sie dieser Forderung nachgekommen. Wenn sie in sich die Liebe tötete, die sie ihrer Meinung nach von Gott zu trennen drohte, so verlangte sie dasselbe von ihm. Aber nie hat er sich dieser Anschauung gefügt. Alles was er über die Liebe geschrieben, atmet einen andern Geist. Aber an seiner Liebe, an seinem Verständnis für sie hat ihr Tun nie gerüttelt.

Schien es auch nach ihrem Tode anfangs, als werde

er ruhiger, „nicht weil Schmerz eine Form des Gebets ist, aber weil reiner Schmerz kein aufwühlendes, trübendes Element in sich trägt wie die wiederkehrenden Wellen beständig ebbender Hoffnung;“* — so dankt er mehrere Jahre später Miß Beever für die wohltuende Lebenswärme ihrer Briefe: „denn ich lebe meist *la mort dans l'âme.*“ Der Tod, den er im Herzen trug, suchte bald auch seinen Leib zu bezwingen. Doch er überwand die schwere Erkrankung desselben Jahres, nur sein Nervenleben vibrierte in gesteigerter Erregung. Immer aufs neue drängte sich ihm der qualvolle Gedanke ihres unversöhnten Scheidens auf. Wäre es möglich, in der unsichtbaren Welt einen Ausgleich zu erhoffen? Um diese Zeit hörte er viel von den Phänomenen geistiger Berührungen mit Verstorbenen. Die *Society of Psychical Research*, an deren Spitze Männer standen, die in dem Geistesleben der Nation eine führende Stellung einnahmen, hatte sich die Aufgabe gestellt, die nicht mehr abzuleugnenden Wahrnehmungen der Fernwirkung, der Suggestion und auch die Phänomene des Spiritualismus (im Unterschied zum Spiritismus) wissenschaftlicher Untersuchung zu unterziehen. Womöglich objektive Tatsachen von subjektiven Einbildungen zu sondern und auf die Beziehung des Menschen zu kosmischen Gesetzen zurückzuführen.

* *Ruskin Letters to Norton II.* p. 116.

In dieser seiner Geistesverfassung gab Ruskin dem Drängen einer Dame nach, die Berührungen mit Abgeschiedenen erhalten haben wollte. Und ihm wurde, was er gehofft. War es nun, daß seine Sehnsucht sie, die ihm immer in Gedanken lag, zu sichtbarer Erscheinung verdichtete, oder gibt es Berührungen der Seelen bis zur Sichtbarkeit —: die Einzelheiten und die Symbolik dieser Vision verliehen ihm die Überzeugung, ihre Seelen seien sich im Unsichtbaren begegnet, und die Welt des Übersinnlichen gewann wieder die Realität, die sie in früher Jugend für ihn gehabt hatte.

Immer weiter suchte er nach Zeichen, die ihn in solcher Überzeugung befestigten. Ist die Fantasie erst auf das Aufmerken eingestellt, werden ihr auch Dinge, an denen man sonst achtlos vorübergeht, wie Ahnungen, die sich erfüllen, Vorausfühlen von Freude oder Weh, Suggestionen aus weiter Ferne, Stimmungen, für die in einem selbst kein erkennbarer Grund vorhanden — zu Bedeutsamkeiten. Seine nach Innen gerichteten Sinne hörten und sahen heller als zuvor. War dies auch ein Zeichen krankhafter Überreizung und gestörten Gleichgewichts in den leiblichen und geistigen Regionen, kündete sich darin auch schon die kommende Katastrophe, trug seine Seele aus den geheimnisvollen Leiden doch Eindrücke davon, „Steigerungen des Gefühlslebens,* die auch Menschen

* *Fors Clavigera IV.* p. 416.

scharfen und offenen Verstandes nicht unbekannt sind — in denen die Fantasie sich in die Region des Glaubens erhebt. . . . Denn alle wahre Liebe, alle wahre Weisheit und alle wahre Erkenntnis erscheint der Welt als Delirium: und doch sind die Zustände leiblicher Schwachheit, die dem Tode voraufgehen —, oder Zustände eines Lebens, das dem Tode gleicht — Läuterungszustände und oft die überzeugendsten Offenbarungen der Seele."

Mehr und mehr wurden ihm die verloren gewesenen christlichen Überzeugungen zu im Innersten neu erlebten Wahrheiten.* Man spürt dies in allen seinen späteren Schriften: „Wenn die Gefährten, denen ihr die höchste Freude auf Erden verdankt, von euch geschieden sind, und ihr wünscht ihnen einstmals wieder ins Auge zu blicken und ihre Hand zu fassen, — dort wo der Blick nicht mehr getrübt wird, noch die Hände versagen; — wenn ihr euch anschickt unter dem Rasen zu liegen in Stille und Einsamkeit, wo ihr Schönheit nicht mehr seht, Freude nicht mehr fühlt — dann verlangt euch nach jener verheißenen Zeit, da ihr Gottes Licht wieder schauen sollt, wandeln in dem Frieden ewiger Liebe —; dann ist diese Hoffnung eure Religion geworden und der Kern (Wesen) eures Glaubens."**

---

* Myers, *Fragments of Prose & Poetry*: J. Ruskin. p. 91.
** *Bible of Amiens.* p. 256.

In dieser Seelenverfassung kam er nach langer Zeit wieder nach Venedig und sah Carpaccios Bilder, in denen die Legende der heiligen Ursula in menschlich rührender Weise erzählt wird. In der Jugend hatte er Carpaccio so wenig Beachtung geschenkt wie seine übrigen Zeitgenossen. Crowe und Cavalcaselle waren die ersten, die 1871 auf seine Bedeutung hingewiesen hatten. Ruskin, der sie schon 1869 aus der Vergessenheit hervorgeholt, hatte damals Burne Jones veranlaßt, Bilder von Carpaccio für ihn zu kopieren. Nun aber geht ihm erst die psychologische Bedeutung dieser frühitalienischen Kunst auf. Carpaccio erscheint ihm als Interpret der Legenden, zu denen das Mittelalter die griechischen Mythen umgebildet hatte. Zunächst die Legende vom Drachentöter, dem heiligen Georg, der der Schutzpatron seiner sozialen Genossenschaft, der St. Georgengilde, werden sollte. Vor allem aber die Legende der heiligen Ursula. Aus ihr hat er immer neuen Sinn herausgelesen.

Den aus Naturanschauung geborenen Mythos hat die Volksseele zur Legende umgebildet, und zum Symbol einer Wahrheit erhoben, die wohl ihre Form, aber nicht ihr Wesen wandeln kann. Ursprünglich ist „Ursula, die in ihren rauhen haarigen Kelch eingeschlossene Blumenknospe, und ihr Gatte Äther — der Frühlingshauch. Sie erschließt sich dem schönen Leben mit „elf“ tausend andern Blumen zugleich. Ihr Welken ist ihr uner-

wartetes Märtyrertum.“* Als Ruskin vor diese Bilderreihe tritt, verschmilzt sich der Eindruck mit seinem persönlichsten Geschick. Was ihm in der Jugend Ilaria di Caretto bedeutet, das wird ihm im Alter die heilige Ursula: Verklärung der Geliebten. Die herbe Schönheit, die Carpaccio ihr und ihrer Haltung gegeben, das Insichgekehrtsein des Ausdrucks war es nicht allein, was ihn an Rose erinnerte. Wem Carpaccios Ursula gegenwärtig ist, erblickt die Übereinstimmung ihrer Erscheinung mit Rose Latouche wie Ruskin sie schildert: „Rose war groß und leuchtend blond, ihr Antlitz wie gemeißelt, doch von zartester Schönheit. Aber zu streng, um alle Welt völlig zu entzücken. Ihre Augen waren grau und in früher Jugend voll Schelmerei. Als dann die traurigen Zeiten kamen, erschien ihr Antlitz edel verklärt und gewann seltsamen Zauber, so daß ein Fremder bei ihrem ersten Anblick meinte, sie sähe aus wie eine jüngere Schwester Jesu.“**

In der Ursulalegende fand Ruskin auch seine eigene Leidensgeschichte wieder. Die Prinzessin hält den ungläubigen Prinzen hin, in der Hoffnung, ihn durch Entsagung auch innerlich von der Wahrheit ihres Glaubens zu überzeugen; sie führt ihn in Hangen und Bangen, durch Länder und Meere, bis ihr die Märtyrerkrone wird, und sie ihn nun, lie-

---

* *Fors Clavigera III.* p. 429. ** Brief an Miss Hooker: „*The Outlook*“. October 1899.

bend wie die Engel Gottes, die nicht freien, noch sich freien lassen, an den Paradiesestoren erwartet. Carpaccio schien nicht Ursula, sondern Rose gemalt zu haben. Es waren nicht Schwestern — es war dieselbe Eine, die immer wiederkehrt und in den Legenden aller Zeiten und Völker lebt: „Nie hat es in der Welt ein solches Antlitz gegeben. Nicht das Holdeste in euren Gärten kommt ihrer Hulde gleich. Keine Phyllis, die ihr kennt, hat ihr Haar so geflochten. Geflochten wie alle venezianischen Jungfrauen, in Erinnerung der Zeit, da sie ihr Haar zu Tauen drehten für die fliehenden Schiffe in Aquileja. Nirgend werdet ihr solch Haar gewahren; nirgend darunter solchen Frieden auf Stirn und Brauen: den Frieden des Himmels, der Kindheit und des Todes. Keiner weiß, wer sie ist oder wo sie lebt. Sie ist Persephone die unter der Erde zur Ruhe kommt; sie ist Proserpina, die auf der Erde spielt. Sie ist Ursula, der edelste und doch ungezogenste unter den kleinen Bären. Darin vielleicht Typus der Moosrose, oder der dornigsten Rose mit ihren rauhen kleinen Knospen. Sie ist in England, in Köln, in Venedig, in Rom, in der Ewigkeit; sie lebt überall, sie stirbt überall, die unberührbarste und doch wirklichste aller Heiligen. . . . .“ *

So hat ihn Ursula zu Roses Apotheose geführt. Ohne Groll hat er ihrer in gesunden Tagen denken

* Ruskin: *The Pleasures of England.* 1884.

können, die seinem Leben Licht und Freude genommen. Aber die gesunden Tage waren fortan gezählt. Mit ungebrochener Energie gab er sich auf scheinbar entgegengesetzten Gebieten der mannigfaltigsten Arbeit hin. Oft schien er zusammenzubrechen, raffte sich nach kurzer Zeit aber immer wieder auf. Drei Jahre nach Rosies Tode versagten seine Kräfte. Eine heftige Gehirnentzündung warf ihn im Februar 1878 danieder und wochenlang rang sein Leben in Wahnvorstellungen mit dem Tode. Doch trat nach einigen Monaten die Genesung ein.

Merkwürdig ist, wie klar er selbst seinen Zustand beurteilt. Er schreibt an Norton: „Die Ärzte sagen, es sei Überarbeitung und Herzeleid, was halb wahr und halb unwahr ist. Wäre es Überarbeitung und Herzeleid allein — so wäre es bald um mich geschehen gewesen, es hätte mich aber nicht wahnsinnig gemacht. Wahnsinnig hat mich St. Ursula gemacht, und die andern Heiligen, besonders junge Mädchen-Heilige . . . . Aber die Ärzte wissen nichts, weder von St. Ursula, oder St. Katharina oder St. Lachesis — und auch von andern wissenswerten Dingen nicht viel.“

Seiner eigenen Meinung nach lag die Hauptgefahr des Deliriums weniger in der Gehirnentzündung, als in der besonderen Form, die sie während der ersten Stadien der Genesung annahm: er lehnte

z. B. ab, Nahrung aus einer Tasse zu nehmen, die mit einer Rose geziert war. . . .

Hatte er aber auch den ersten Anfall überwunden und schien er danach wieder völlig hergestellt, so hatte das Gehirn doch die Neigung zu Entzündungen behalten. Anfangs wiederholten sie sich seltener, später öfter, aber jeder Anfall ließ ihn geistig geschwächt zurück. Im Jahr 1881 schreibt er an Norton: „Die Wiederkehr meiner Krankheit ist gar nicht die Folge von Überarbeitung, sondern übergroßer Erregung auf bestimmten Arbeitsgebieten. Sie tritt immer im Frühjahr ein, wenn das Blut mit den Säften zu steigen beginnt. Das erstemal war die Veranlassung eine anhaltende Arbeit über St. Ursula . . . . das zweitemal meine Vorbereitung auf die Hausandacht . . . . und nachdem ich lange über Jesu Wort an die siebzig Jünger, die er aussandte, nachgedacht: Freuet euch nicht, daß euch die Geister untertan sind . . . . dies und die späteren Taten der Apostel verführten mich, anhaltend den Versuch zu machen, ob ich nicht wenigstens Rosies Seele lebendig neben mir spüren könne, wenn auch nicht ihren Leib. . . .“ So ist es immer wieder die Sehnsucht nach der Verlorenen, nie Besessenen, die ihn nicht hat zur Ruhe kommen lassen. . . .

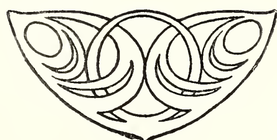
Die tiefsten Lebensfibern waren ihm unheilbar versehrt. Wo und wann dies geschieht, tritt Erschütterung der Lebensgesetze ein.

Das Kapitel von Ruskins letzter Liebe, summiert die Tragik seines persönlichen Erlebens. Sie ist in vierzehn Jahren sein Licht und sein Dunkel. Ein anfangs verheißungsvolles Licht, das unter Hangen und Bangen leuchtet und wärmt, erlischt, noch einmal aufflammt um in Dunkel zu versinken und seinen Geist zeitweilig mit in die Nacht zu ziehen. Sie hat ihn zu den höchsten Gedanken inspiriert über das Verhältnis von Mann und Weib. Ihr verdanken wir die Ideale, die er in „Sesam und Lilien“ darüber niedergelegt hat. „Ich schrieb das Buch um einem Mädchen zu gefallen.“* Huldigungen der Frau, die an den Minnedienst des Mittelalters anklingen, und doch fest auf dem Boden der Gegenwart fußen. Das Weh, was das Schwanken und Zaudern der Geliebten und die Ungewißheit ihres Wollens ihm zugefügt, hat wiederum sein Ohr geschärft und seinen Blick hellsichtig gemacht für das Weh der in anderer Weise Gebundenen, Geängsteten und Enttäuschten rings um ihn her, die wie er, vergebens nach Hilfe riefen. Es hat ihn getrieben seine Kraft einzusetzen, um auch andre sehen und hören zu lassen was er sah und hörte. Und sein Herz hat, aufgewühlt durch persönliches Weh, der Menschheit Jammer tiefer gefühlt als wenn er weniger gelitten hätte.

Das Persönlichste das in ihm war, hat sich in

* Sesam und Lilien, Vorwort, § 19.

dieser Liebe entfaltet, um tot zu Boden zu sinken. Sie hat ihm aber das Geheimnis des Lebens, das er so lange unpersönlich und außerhalb seiner selbst empfand, aus den versengenden Gluten des eigenen Herzens herausbuchstabieren gelehrt. Sie hat ihn mit Feuer zum Propheten getauft.



MYTHOLOGIE UND RELIGION

Gott ist Geist.
Ev. Johannis 4, 24.

In einer Periode innerster Bedrängnis, da die Stützen überkommenen Glaubens ihm eine nach der andern zerbröckelten, hatte Ruskin sich in biologische Studien und religionswissenschaftliche Forschungen vertieft und den Versuch gemacht, beider Resultate zu verschmelzen.

Allmählich kam er zu der Überzeugung, die ihm unveräußerlichsten Elemente religiöser Anschauung als verschiedene Strahlenbrechungen eines im Universum pulsierenden Urgeheimnisses anzusehen, die jener Stützen nicht mehr bedurfte. Das Ergebnis seines Sinnens und Erlebens hat er in ein kleines Buch niedergelegt, das er „Athena, die Königin der Lüfte“ nennt; „eine Studie über griechische Wolken- und Gewittermythen“.

Die vergleichende Religionswissenschaft hatte damals erst ihre Forschungen begonnen. Max Müller war ihr Bahnbrecher in England. Ruskin war von der Universität her mit dem Archäologen Charles Newton befreundet, dem er sich in seinen archäologischen Studien zeitlebens verpflichtet fühlte. Von der neueren Schule, die die Entstehung der Mythen nach der Methode vergleichender Anthropologie behandelt, wußte Ruskin noch nichts. Auch

hätte er sich schwerlich damit befreundet. Ihm kam es vor allem darauf an, den Nachweis zu führen, daß die griechischen Mythen aus den Naturerscheinungen, die der Gottheit lebendiges Kleid wirken, abgelesen seien. Und er hat das Gebiet der vergleichenden Mythologie betreten, ohne Anspruch auf wissenschaftliche Beglaubigung zu erheben. Denn wissenschaftliche Erkenntnis ist seiner Überzeugung nach meist formaler Natur, hält sich bei Nebendingen und Äußerlichkeiten auf und vermag nicht den Dingen an die Wurzel zu dringen. „Die bedeutendsten Mythen berichten uns Männer, die sie geschaut haben: geschaut — unabsichtlich und passiv — mit so großer Deutlichkeit und oft jenseit der Kontrolle ihres Willens, wie wenn unser Traum nachts am lebendigsten wird. Die nicht zu leugnende Glaubhaftigkeit der Vision hat die moderne geschichtliche Forschung bisher ganz außer acht gelassen. Das „Schauen“ ist etwas, das der bloß historische Forscher nicht verstehen oder glauben kann; es eignet ausschließlich schöpferischen oder künstlerischen Menschen, und nur solche können es ihrem Geschlecht deuten, die selbst in gewissem Maße ‚Gesichte‘ haben und Träume träumen.“

Ruskin spricht in diesem Buch als Seher und Poet. Denn: *to see clearly is poetry, prophecy and religion — all in one.* Auf diese Qualität stützt er seine Beglaubigung. Sagt er doch selbst vom

Dichter, daß er durch verschleiernde irdische Dünste ferne zitternde Himmelslichter wahrnimmt, die kaum den irdischen Nebel durchdringen. Hier ließ er aufflammen, was sein Auge geschaut, und machte es auch anderen in vielfarbigem Glanze sichtbar.

Unter den Studien der Naturphänome, die er in „Moderne Maler“ niedergelegt hat, nimmt die Schilderung von Wolken- und Gewitterbildung breiten Raum ein. Es lag ihm nahe, sich über Mythen, die auf kosmischen Vorgängen und Beobachtungen beruhen, ganz bestimmte Vorstellungen zu bilden und ihrer Entstehung nachzugehen. So ist denn schon in „Moderne Maler“, namentlich in Band V — im Anschluß an Hesiod, vielfach Bezug auf griechische Naturmythen genommen, deren symbolische Gestaltung Turner besonders in seiner letzten Periode mit Vorliebe in den Wolkenbildungen seiner großen Kompositionen verwandte. Es war ja Ruskin eigen, die Natur wie der Naturforscher zu betrachten, obwohl er sie wie der Poet empfand. Ihr Inneres und Äußeres war ihm so wenig etwas Getrenntes, wie sie es für Goethe war. „Natur ist weder Kern noch Schale, alles ist sie mit einem Male.“ Darum verstand es sich auch für ihn von selbst, in der Natur das „heilig öffentliche Geheimnis zu ergreifen.“

Das „heilig öffentliche Geheimnis“ hatte Carlyle von Goethe übernommen, und es war ihm zum

Geheimnis des Weltalls geworden. Ruskin übertrug das Problem auf ein Gebiet, das selbst Goethe noch mit anderen Augen angesehen hatte. Goethe bezeichnete die griechische Mythologie noch als *luxe de croyance*, den man sich erlauben dürfe, obwohl man wisse, daß er Fiktionen enthalte. Eine Auffassung, die seit der Renaissance die herrschende war, und die Ruskin schon in den „Steinen von Venedig" bekämpft hatte, weil sie Heidentum und Christentum, beides, zu Allegorien verflüchtigte, an die niemand mehr glaubte, und somit aller religiösen Überzeugung den Tod brachte. Nach Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff hat die Wissenschaft erst in den beiden letzten Dezennien begonnen, auch bei den Griechen nicht mehr Mythologie in jenem Sinne, sondern Religion zu suchen. Und er fügt hinzu, wer noch nicht wisse, was Religion sei, möge es bei Carlyle lernen. Schleiermacher rede dazu zu leise und zu dialektisch.* Nach Carlyle ist das lebenweckende und lebenerhaltende Element aller heidnischen Religion niemals das, was uns darin Quacksalberei erscheint. Denn Betrug und Quacksalberei wohnt kein religiöses Moment bei. Das beruht allemal auf der Aufrichtigkeit des Herzens, mit der auch der religiös tiefstehende Fetischanbeter an den Gott glaubt, den er in Holz und Stein verehrt. Die Überzeugung, mit einem unsichtbaren, geheimnis-

* Vorwort zur „Orestie", Berlin, Weidmann.

vollen Wesen in Verbindung zu stehen, ist das wesentliche Element aller ursprünglichen Religion: das Gefühl vom Geheimnis des Weltalls, das auch in unklaren abergläubischen Vorstellungen pulsiert. In der Natur verehrt der primitive Mensch die übersinnlichen Mächte, die sich ihm in ihrem Walten offenbaren. Und was auch die äußere Form sei, in der er sie anbetet — er steht in unmittelbarer, unleugbarer Beziehung zu ihnen, und seine Anbetung gründet sich nicht auf Hörensagen, sondern auf eigenstes, tiefes, aufrichtiges Erleben. Daß Ruskin sich nicht nur dieser Verwandtschaft mit Carlyle bewußt war, sondern sich unmittelbar von ihm beeinflußt fühlt, geht aus einem interessanten Passus in „Moderne Maler III“ hervor. Danach hat er schon zwei Dezennien vor der Wissenschaft Religion in der griechischen Mythologie gesucht. Seine wundervolle Darlegung vom Jahr 1856 möge hier folgen:

„Wir machen nie den Versuch, wirklich zu erkennen, welche Vorstellung die Griechen von dem hatten, was sie Gott nannten. Wir sind so an eine frivole Auffassung der klassischen Zeit gewöhnt, so gewöhnt, die griechischen Götter als lebende Personen eingeführt zu sehen, die um Hilfe angefleht werden von Menschen, die weder an sie, noch überhaupt an Götter glauben, daß wir sogar das griechische Zeitalter mit diesem Atem infiziert und mit dem Schatten unserer Heu-

chelei verdunkelt haben. Wir neigen zu der Annahme, daß Homer ebenso wie Pope ein genialer Fabulist war, ja, daß alle alten Völker geniale Fabulisten waren, denen das Universum ein lyrisches Drama bedeutete und deren Äußerungen darüber nur witzige Allegorien oder anmutige Lügen enthielten; deren einziges Ergebnis — schöne Statuen in Hofesmitte oder als Abschluß gewölbter Laubengänge. Dies ist unseren Vorstellungen noch so inhärent, daß Carlyles reinigende Blitzstrahlen ihr Gift noch immer nicht völlig ausgebrannt haben. . . . Der Grieche empfand die Elemente instinktiv genau so wie wir. Homer erschien das Feuer rasend und mitleidslos, und die Meereswelle so launisch und träge, wie auch Keats oder wie leidenschaftliche Poesie sie sonst empfindet. Aber der Grieche sann nach über dies Empfinden. Er sagte: Ich kann Feuer entzünden und löschen; ich kann Wasser auftrocknen und trinken. Folglich kann nicht das Feuer oder Wasser wüten oder Launen haben; es muß etwas im Feuer, im Wasser sein, was nicht zu vernichten ist. Es muß eine Macht im Wasser sein, die nicht Wasser ist, vielmehr Etwas, dessen Leib das Wasser ist, das mit dem Wasser strandet, läuft, darin leidet und doch nicht mit ihm zerstört werden kann. Dieses Etwas, diesen Geist des Wassers muß ich nicht mit den Wellen, die nur sein Leib sind, verwechseln. Sie können hier- und dorthin fließen, steigen oder

fallen. Das Etwas muß unteilbar sein — unpersönlich — Gott. Ebenso das Feuer, dessen Strahlen ich steuern, auf die ich Schatten werfe, kann weder göttlich noch mehr sein als ich selbst. Es kann nicht fühlen, aber es mag in ihm etwas sein, das fühlt: eine herrliche Intelligenz, so viel höher und schneller als mein Verstand, wie die Strahlen, die sein Körper sind, eiliger ihren Lauf vollenden als mein Leib. Das ist der Geist allen Lichts, aller Wahrheit, aller Melodie und Kreislauf der Stunden. . . . Es ist begreiflich, daß diese Geister nach Belieben Menschengestalt annahmen, um mit Menschen zu verkehren oder das zu tun, wozu sich ihr eigentlicher Leib — Feuer, Erde, Luft nicht eignete. In der hellenischen Vorstellung des geistigen Leibes der Unsterblichen lebt immer das erhebende Bewußtsein von einer Macht, die zwar von der sichtbaren Gestalt ausgeht, in welcher aber die Unendlichkeit des Elements durch einen bestimmten Gott regiert wird. Dies wird deutlich in der Ilias, wo der Fluß Skamander die Trojaner gegen Achill verteidigt. Um mit dem Helden zu verhandeln, nimmt der Gott menschliche Gestalt an, die trotzdem sofort von Achill als die des Flußgottes erkannt und nicht als Mensch angesehen wird. Denn seine Stimme taucht wie aus tiefen Wasserwirbeln empor; Achill weigert ihm Gehorsam und die menschliche kehrt sofort in die natürliche oder göttliche Form zurück und versucht

ihn durch Wellen zu überwältigen. Vulkan verteidigt Achilles und sendet Feuer gegen den Strom aus, der in seinem Wasserleibe leidet bis zur Unerträglichkeit. Zuletzt fühlt selbst der Nerv oder die Kraft des Stromes (man achte auf den Ausdruck) das Feuer und diese Kraft fleht Vulkan an, ihn in Ruhe zu lassen. . . .“ (Moderne Maler III. Kap. 13.)

Und an anderer Stelle heißt es: „So lange die Griechen an die Götter glaubten, strömte die göttliche Kraft, die sich in ihnen offenbarte, auf sie über. Ihre Götter waren Symbole der Naturmächte, und wurden erst im Lauf der Entwicklung zu Symbolen der moralischen Mächte, die das Leben gestalten und tragen.“

Die Deutung historischer Mythen will Ruskin den Historikern überlassen. Denn die Ereignisse, die sie berichten, sind noch in dichtes, undurchdringliches, obwohl lockendes Dunkel gehüllt. Anders steht es mit den Naturmythen: „Sterne, Berge und Gewitter umgeben uns noch heut, wie sie die Alten umgaben. Wir müssen sie nur mit dem Ernst ihrer Kinderaugen betrachten, um die ersten Worte zu verstehen, die die Menschenkinder über sie gesagt haben. Dann werden wir in den schönsten und ältesten Mythen nicht nur die buchstäbliche Geschichte einer wirklichen Person finden — nicht nur damit parallel laufend das Gleichnis eines moralischen Prinzips — sondern die Anbetung der Naturphänomene, aus denen beides hervorgegangen

ist und in der beides immerdar wurzelt. So bildet der Grieche aus dem wirklichen Sonnenauf- und Untergang, aus der wirklichen Atmosphäre — dem stillen Bereich von unvergänglichem Blau und dem heftigen Niedergang ihrer Gewitter — die Vorstellung von zwei ganz persönlichen und leibhaftigen Göttern, deren Glieder göttliches Fleisch umschließt und deren Stirn göttliche Schönheit krönt. Und doch sind sie so wirklich, daß das Metall auf ihren Schultern rasselt und ihr Wagen sich unter ihrer Last beugt. Auf der anderen Seite parallel mit diesen leiblichen Vorstellungen, keinen Augenblick von ihnen getrennt, empfindet er ebenfalls zwei allgegenwärtige, geistig übersinnliche Einwirkungen, von denen die eine, wie die Sonne mit ihrem Feuer die Erde erhält, alles in der Menschheit erleuchtet, was klug und geschickt ist, die andere, wie die lebenfächelnde Luft, Ruhe himmlischer Kraft ausströmt, und jede menschliche Brust, die rein und tapfer fühlt, mit der Kraft gerechten Zornes erfüllt."* Auf der göttlichen Offenbarung der Naturgesetze beruht der Wahrheitsgehalt, der der antiken Götterlehre innegewohnt hat und deren instinktive Erkenntnis heut durch die physikalische Forschung bestätigt wird. Ruskin beruft sich dabei auf Tyndall. Die griechische Anschauung, daß Äther den Raum durchdringe, sei durch die Untersuchungen der modernen

---

* *The Queen of the Air.* § 5.

Physiker wieder aufgenommen; ebenso sei das Blau des Himmels, das man bisher auf Wasserdampf zurückgeführt, reflektiert von der mit Äther durchtränkten Luft. Das helle Blau von Athenas Augen und das tiefe Blau ihrer Ägis sei der genaue mythische Ausdruck für Naturphänomene, die die jüngste wissenschaftliche Forschung erwiesen habe.

Die Ursache der Naturgesetze, die das Universum durchdringen, kann auch die fortgeschrittenste Wissenschaft nicht erkennen. Sie kann immer nur auf die Umstände und Bedingungen hinweisen, unter denen die Lebensformen entstehen und sich wandeln. Aber über der ganzen Erdoberfläche, und über ihre Gewässer hin unter dem Licht der Sonne, sofern sie unter der Herrschaft der Luft stehen, gestaltet sich eine Reihenfolge untereinander verwandter Gebilde in Wolken, Pflanzen und Getier, die alle in ihrem Tun oder Wesen zu der Auffassungskraft der menschlichen Vernunft in Beziehung stehen. Und in fast allen Religionen arischer Völker kehrt ein bedeutsamer Zug wieder: die Übereinstimmung mythologischer Vorstellungen mit kosmischen Vorgängen und biologischen Gesetzen. Es weht darin ein Gefühl mehr oder minder bewußt, von der Einheit alles Seins; von der Wesensverwandtschaft des Menschen mit allem Werden und Wachsen in der Natur. Unsere eigenen Lebensgesetze finden wir wieder in der Kri-

stallisation der Steine, wo Ruskin Leidenschaften wahrnimmt, in dem Treiben der Pflanze und im Wasser, das der Seele des Menschen gleicht. Den Naturphänomenen aber sind, je nachdem ihr Anblick Grausen oder Bewunderung erweckt und ihre Qualitäten gut oder böse — eine Reihe Mythen eingegraben: Äußerungen der Kraft, die sie gebildet hat und die von der wahren Leidenschaft und Energie des Menschengeschlechts als Religion entziffert werden konnten. Dies Vermögen wiederum ist auf die Seelenzustände primitiver Menschen zurückzuführen, die in instinktivem Verlangen und bildlichen Wahrnehmungen das schauten, was sich der gereiften Seele allmählich als Wahrheit enthüllt. So werden wir von der Geburt der Religion aus dem Mythos bis zu der höchsten Stufe ihrer Entwicklung bei den Griechen geführt.

Die moralische Bedeutung ist in allen großen Mythen ewig und wahr, d. h. in den Mythen großer Völker; denn die Mythen untergeordneter Rassen haben wenig tieferen Sinn. Und je weiter man zurückdringt in die Urzustände, um so ärmer die Bedeutung der Sagen. Erst die Ausbildung, die sie in den Seelen der Auserkorenen mächtiger und großer Völker gewinnen, hat tieferen Wert. Je höher sich Leidenschaft und Intelligenz der Rasse entwickeln, um so fester hält sie an ihrer heiligen geliebten Legende und steigert sie. Das hier in

Frage kommende Zeitalter ist das von Pindar und Äschylos, wo die Gottheit als Personifikation der Elementarkräfte angebetet wird.

Ruskin führt den Ursprung des Athena-Mythos auf physikalische Gesetze zurück.*

Physisch ist Athena der Lebensgeist, der im Blute pulsiert; die Luft, die der Erde den pflanzentreibenden Impuls verleiht; die Luft in ihrer Herrschaft über das Meer; die Luft, die das geweihte ewige Feuer erhält; die Luft, die die Tonschwingungen fortpflanzt. Allmählich werden die Naturerscheinungen personifiziert und schließlich zu einer vertrauten, göttlichen Gefährtin, mit der man Hand in Hand wandelt. Alles, was mit Luft, Winden und ihren göttlichen Obliegenheiten zusammenhängt, fächelt, bläst, wütet, blutet und verursacht Qualen rings um uns her. Alle Gewalten, die das Leben erhalten und mindern, erscheinen in ihrem ursächlichen Zusammenhang; bildlich, wirklich oder in tiefer Symbolik.

Wie Athena höchste Gewalt über den Segen der Stille und die Wut der Stürme hat, so ist sie auch Königin des menschlichen Lebensodems, von dem Goethe sagt: „Im Atemholen sind zweierlei Gnaden — die Luft einziehen, sich ihrer entladen.“ Doch greifen diese Vorstellungskreise in den verschiedenen Entwicklungsstadien des Hellenentums vielfach

---

* Die Königin der Luft. Deutsch bei Heitz & Mündel. Straßburg i. E.

ineinander. So ist Athena der Lebensgeist in dem Organismus der Materie; aber auch der Impuls klug zu handeln und die Inspiration zu künstlerischer Gestaltung. Wie die Schlangen ihrer Ägis die wilden Gewitterwolken darstellten, und die Gorgona auf ihrem Schild Blitz und Kälte der obersten Gewitterwolken, so symbolisierten dieselben Typen das Mysterium und die schreckensvolle zweischneidige Bedeutung des Wissens. Und wie auf physischem Gebiet die Wärme des Blutes durch die Kraft der Luftwärme erhalten wird, so ist Athena auf geistigem Gebiet die Königin aller glühenden Tugend, das unverlöschliche Feuer und die innere Leuchte des Lebens. Zwischen Athenas Geisteskraft in ihrer sanften Leitung und unwiderstehlichem Zorn finden sich Analogien mit der Wirkung „eines anderen Geistes, an den wir als universelle Lebensmacht glauben, und den wir auf unsere größte Gefahr hin weder dämpfen noch betrüben dürfen". Der Lebensodem oder Geist ist die Kraft, die des Menschen Gestalt bildet, die Kraft, durch die er liebt und haßt. Der Naturforscher kann sie so wenig zu Gas verflüchtigen, wie für einen Traum erklären. Der Kraft, die man quantitativ als Wärme oder Bewegung fixieren kann, kommt der Begriff Geist oder Odem aber nicht zu, die zwingt lediglich chemische Verwandtschaften zueinander. Kommen diese aber unter den Einfluß der Luft und Sonnenwärme, dann tritt die gestaltende Kraft in

eine neue Phase, sie verleiht einzelnen Teilen der Materie die Fähigkeit, sich mit anderen ihr entsprechenden Elementen zu neuen Formen zusammenzuschließen. Diese Kraft — nun recht eigentlich Leben genannt, schafft beständig neue Gebilde aus der Auflösung ringsumher, und unsere Anschauung dieser schöpferischen Energie wird wachsen, wenn wir ihr Vorhandensein auch in den niederen materiellen Organismen erkennen, z. B. den Geist in der Pflanze, oder die Kraft, verweste Substanzen um sich her zu sammeln und in ihre Form umzubilden, „denn die Gegenwart des Geistes, der sich im menschlichen Leben am höchsten manifestiert, kündet sein Erwachen überall, wo der Staub der Erde sich zu schöneren Gebilden zusammenschließt. Die Vorstellung stufenweiser Entwicklung ist unzertrennlich von der Lebenskraft. Die Dinge sind nur nicht entweder ganz lebendig oder ganz tot, sie sind nur mehr oder weniger lebendig. . . . Die Stufenfolgen zwischen den verschiedenen Gliedern organischer Kreatur sind nicht weniger vorhanden zwischen den Organismen. Wir kennen kein höheres energischeres Leben als das unsere. Aber die Vorstellung der Lebenssteigerung erweckt die Vorstellung eines Lebens in anderen Kreaturen, das so viel höher ist als das unsere, wie das unsere höher ist als das des Staubes.“ *

Wenn die moderne Naturwissenschaft dies ver-

* *Ethics of the Dust.* § 110.

standesmäßig zu erklären sucht und den Lebensodem des Universums oder den Lebensstrom der Kreatur schlechthin Bewegung oder Schwingung der Luft nennt, so bleibt doch eines gewiß: alle schöpferische Kunst des Menschen, alle Lebensordnungen, Gesetze und Zustände, die ihn wahrhaft beglückt haben, beruhten auf dem Glauben, daß die den Lebensodem ausstrahlende Kraft ein Geheimnis sei — vielleicht persönlicher Natur, aber niemals vom Verstande zu begreifen. Und nun lüftet Ruskin den Schleier von den Beziehungen, den die Unterschiede der Arten von Pflanzen und Tieren in allen Stadien ihrer Entwicklung zum Menschen haben. Hierauf beruht die Symbolik, die er in ihnen geschaut und die Wahrheit, die er daraus geschöpft hat. Unter den vielen Gleichnissen, die er hier heranzieht und mit dem Reichtum seiner Fantasie umspinnt, seien nur die Vögel- und Schlangenmythen hervorgehoben. Was er vom Vogel sagt, liest sich wie ein lyrisches Gedicht: „Der Vogel ist wenig mehr als ein zu Federn zusammengeblasener Lufthauch. Luft atmet in seinen Kielen und durchglüht seinen Flug wie eine angefachte Flamme. Er schwebt auf der Luft, senkt sie nieder, übersteigt sie, überholt sie — ist Luft, die sich selbst besiegt. In der Kehle des Vogels wird die Luft Klang. Was im Winde lautlos, ungezähmt, an Süße unvermerkt verhallt, wird Ton in seinem Sang. Wie die Form der wogenden

Wolke sich in den Linien der Vogelschwinge vollendet, wird die milde Luft in seiner Stimme Melodie, und unermüdlich durchdringt sie den Himmel mit hellem Frohlocken. Sie kündet jede starke Leidenschaft in lauer Frühlingsnacht, bricht aus in Chöre des Jubels im Morgengrauen, zwitschert und zirpt hinter Hecken und Büschen in der Hitze des Tages, wie leise Winde, die nur Glockenblumen läuten und Staubfäden von Heckenrosen bewegen.“ So symbolisiert sich der Geist der Luft in der Kreatur, die zwanzig Jahrhunderte hindurch das Sinnbild göttlicher Hilfe wird.

Der Ursprung der Schlangenmythen beruht auf allgemein menschlichen Instinkten. Die verschiedene Fassung, die sie im Lauf der Jahrhunderte erfahren, wird verständlich aus dem sich nie wandelnden Wesen der Schlange; denn wenn die Bedeutung der toten Hieroglyphen auch wechselt, die lebendigen bedeuten stets dasselbe. Der Schlangenkrest der Königs- oder Götterkrone auf Ägyptens Säulen — ist uns ein Mysterium, nicht weniger aber die Schlange, die am Säulenknauf vorüberschleicht . . . . Das Furchtbare aber ist die Übermacht des Irdischen, die sich darin kündet, „wie sie den Staub mit den Wirbeln ihres Leibes frißt, eine Welle — ohne Wind! ein Bach — ohne Gefälle! . . . . ein lautloser Marsch aufeinanderfolgender Ringe, eine gespenstige Prozession gesprenkelten Staubes, Zerstörung in ihren Schlingen, Verrenkung in ihren

Gewinden. Eine göttliche Hieroglyphe dämonischer Erdgewalt." Wie der Vogel Symbol des Lebensgeistes, ist die Schlange Symbol der Todesgewalt und seines Stachels. In gedrängter Mannigfaltigkeit wird die wechselnde Bedeutung der Schlangenmythen in verschiedenen Zeiten und Völkern behandelt. Als der Menschheit bei ihrem Erwachen ihre Bedeutung aufging, waren bei tiefstehenden Völkern die Ausübung grausiger Mysterien die Folge. Sogar die das Christentum verdunkelnde Lehre von der völligen Verderbnis der menschlichen Natur steht damit in Verbindung; so gotteslästerlich und falsch, als wollte man behaupten, die Erde sei nur voll Übel.

„Es gibt keine Mythen, an denen sich der moralische Zustand und die Feinheit der Intelligenz verschiedener Volksrassen so ermessen ließe, als an den Mythen der Vögel und Schlangen. Namentlich in der verschiedenen Auffassung von Sünde und Reue, von Schmerz und Schicksal, deren der Volksgeist, der sich darin kündet, fähig gewesen war. Schlange und Geier sind Symbole der Unsterblichkeit und Reinigung bei den Völkern, die sich nach Unsterblichkeit und Reinheit sehnten. Und als sie ihr eigenes Elend erkennen, wird die Schlange zur Geißel der Furien und der Geier findet seine Beute ewig in der Brust des Menschen."

Doch nun zu Athena zurück. Die geistige Bedeu-

tung der Königin der Lüfte ist die Inspiration besonders auch zu bildnerischer Gestaltung. Aber schwer ist es, durch die Unvollkommenheit, und mehr noch durch die höchste Vollendung bildender Kunst hindurchzudringen bis zu den Gedanken, die den primitiven Völkern ihre künstlerischen Aufgaben stellten, und welche Gedanken sie erfüllten, als sie den Höhepunkt ihres Könnens erreicht. Denn die religiöse Leidenschaft ist fast immer am stärksten, wenn die Kunst am schwächsten; und das technische Vermögen erreicht erst seine Vollendung, wenn die Ekstase, die sie ins Leben rief, auf immer dahin ist. Es ist so vergeblich, aus allem was wir von Phidias Werken besitzen, oder darüber lesen, herauszuklügeln, wie Athena sich dem Griechenherzen offenbarte, oder wie sie es lenkte, als es für die Jünger einer neuen Religion unmöglich wäre, den Geist des Christentums aus Tizians „Himmelfahrt Mariä“ abzuleiten. Die lebendige Wirkung der religiösen Anschauung läßt sich nur aufspüren in den ersten Versuchen zitternder Hände und seltsamer Genüsse für ungeschulte Augen; die Schönheit des Traumes läßt sich so wenig in den ersten Symbolen wiederfinden, in denen er Ausdruck gewann, als die Vorstellung eines Kindes vom Märchenland aus seinem Bleistiftgekritzel zu entnehmen ist.

Nun aber erhebt sich eine andere Frage: Waren die persönlichen Einwirkungen, ja die persönlichen

Erscheinungen der Götter, von denen die griechischen Dichter und Seher berichten —, waren das alles nur Fantasiegebilde, oder hat sich der ewige Lebensgeist ihnen offenbart und kund gegeben, so gut wie er dem jüdischen Volk in mannigfacher Gestalt in Zeichen und Wundern erschienen ist?
Für Ruskin konnte es nur eine Antwort auf diese Frage geben. Ist das Weltall in seiner Herrlichkeit und Unendlichkeit, in seiner Gesetzmäßigkeit und Unergründlichkeit, nur ein mechanisches Uhrwerk, das in ewiger Wiederholung seine Zeiger dreht? Oder ist es ein von Gottes Kräften durchwirktes, durchseeltes Geheimnis, und in seiner Erscheinungsform ein gewaltiges Symbol dieser unergründlichen Kräfte? Dann haben die verschiedenen Völker, je nach den ihnen verliehenen Gaben des Schauens auch verschiedene Buchstaben des darauf eingeschriebenen Geheimnisses entziffern müssen. Und ihre Seher und Dichter haben in den ihnen gewordenen Erscheinungen, Fingerzeigen, Weissagungen und Orakeln ebenso Berührungen mit dem das Weltall durchwaltenden Gottesgeist gespürt, als die Propheten und Sänger der Hebräer und die Heiligen der ersten Christenheit.
Ruskin erzählt uns in einem seiner letzten Werke, *The Bible of Amiens*, wie sich diese Erkenntnis in seiner Seele vollzogen hat. Wenn Fromme, die wie er „die Bibel zu lesen gewohnt sind, als habe Gottes Finger selbst sie geschrieben“, die Allein-

gültigkeit dieser Offenbarung allen andern gegenüber hervorheben und betonen, ist er zu dem entgegengesetzten Resultat gekommen. Gewohnt auf den verborgenen Sinn der Worte, auf die okkulte Bedeutung zu achten, die sie für die Menschen, die zuerst an sie glaubten, besaßen, sucht er nun nach eben dem verborgenen Sinn auch in den heiligen Urkunden der Heiden. Was irreligiösen Lesern frivol daran erschien, gewann ihm religiöse Bedeutung und wurde ihm zu einem Gleichnis göttlicher Wahrheit. Ja, die religiöse Anschauung der klassischen und christlichen Literatur erschien ihm „in seinem Alter gleichwertig, und ermöglichte ihm mit dem Glauben aufrichtiger, großherziger Seelen jeder Zeit und Zone zu sympathisieren". Nicht als wäre ihm die christliche Religion dadurch verblaßt. Sie war und blieb ihm das unveräußerliche Fundament, auf dem die ganze abendländische Kultur beruht. So sehr, daß seine sozialen Grundgedanken unmittelbar die christliche Ethik zur Voraussetzung haben. Aber das Griechentum ist ein ebenso tief gegründetes Fundament unserer Kultur, wie das Christentum, und wir können es in seiner vollen Bedeutung verstehen und würdigen nur, wenn wir auch den Glauben an die darin wirkenden göttlichen Kräfte in uns aufnehmen.

Auch darin stimmt Ruskin mit Carlyle überein, daß nur das wirklich Religion zu heißen verdiene, was der Menschen Verhältnis zu dem geheimnisvollen

Weltall bestimme: die Art, in der er sich in geistige Beziehung stellt zu der unsichtbaren Welt — oder zu ihrem Nichtvorhandensein. . . . Die Annahme, nur ein Volk sei besonderer göttlicher Offenbarung gewürdigt worden, bildet das größte Hindernis, das wesentlich Religiöse in den Anschauungen anderer Völker zu erkennen. Die Torheit des Wortes „Es ist kein Gott," wird nur noch überboten von dem Bekenntnis: „Es ist kein Gott außer dem meinen." „Es ist klüger und frömmer, mit dem Feuer des eigenen Glaubens die Asche erstorbener Religionen wieder anzufachen, als unsere Seele schauern und stolpern zu lassen unter ihren Gräbern. . . ." (*Ethic of the Dust.* § 118.)

Hier, wo er auf das Urgeheimnis in der Religion zurückgeht, wird ihm alles zu einem gottdurchwirkten Symbol. Bald verhüllter, bald offenbarer, aber göttlich beglaubigt immer da, wo die Menschen glaubten, mit übersinnlichen Wesen in Berührung getreten zu sein. Er ist überzeugt, daß es auch in der klassischen Literatur religiöse Überlieferungen gibt, die parallel mit der biblischen Überlieferung gehen, und in den symbolischen Legenden des christlichen Mittelalters zusammenfließen. Die Einheit des Universums, die sich ahnungsreich und geheimnisvoll den Griechen kund tat, wird auch von den hebräischen Propheten und Psalmisten empfunden, und die Geistesmacht, die sich ihnen in sinnlichen Zeichen kündet, ist beiden

etwas ganz Konkretes. Dies persönliche Erleben geistiger Mächte ist in Sagen und Legenden in die alte Kirche übergegangen. So bildet die Sage vom Nemeischen Löwen und seine Überwindung mit Athenas Hilfe die eigentliche Wurzel der Legende vom Löwen des heiligen Hieronymus, der das wilde Tier durch Kraft des heilenden Lebensgeistes besiegt. Ob Herkules jemals die wilde Kreatur erschlug, ob Hieronymus das wunde Tier pflegte, ist gleichgültig, wenn wir verstehen, was die Umrisse der griechischen Vasenbilder bedeuten, und was die christlichen Maler mit ihrem liebevollen Verweilen bei der Treue des Löwen sagen wollen. Die älteste Tradition in der Geschichte von Samson und dem Löwen, vom ungehorsamen Propheten und anderes — sind symbolische Parallelen der dorischen Fabel. Aber die Legende vom heiligen Hieronymus nimmt die Legende vom tausendjährigen Reich auf, und verheißt mit der cumäischen Sibylle und mit Jesaias, eine Zeit, wo die Furcht des Menschen sich als Segen, nicht als Feindschaft auf untergeordnete Wesen erstrecken wird. . . .

Carlyle begrüßte das Buch über Athena mit heller Begeisterung: „Euge, euge! Sie sind die einzigste Seele in der weiten Welt, die heute die höchsten Dinge ebenso wie ich empfindet und mir ganz aus dem Herzen spricht. Gerade was mich zu hören verlangte! .... Mit all diesen Dingen stimme ich nicht nur überein, sondern möchte Thors

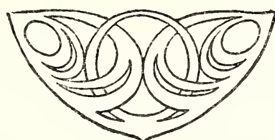
Hammer haben, um sie dieser faulen Welt einzutreiben. Gut gemacht! Gut gemacht! Mut fassen und so fortfahren. . . .“

Ruskin befindet sich in seiner Auffassung aber auch in Übereinstimmung mit Herder, in dem wir einen, leider fast vergessenen Deuter der historischen Mythen, namentlich des Alten Testaments, aber auch der Griechen und anderer arischen Völker besitzen, der kraft seiner dichterischen Intuition tiefer in ihren lebendigen, weil allgemein menschlichen Sinn eingedrungen ist, als der bloß historische Forscher. So sieht er in der hebräischen Sage vom Sündenfall ein Gleichnis der Menschheitsgeschichte, in dem diese ihr eigenes, sich stets wiederholendes Erlebnis, durch einen Spiegel in einem dunklen Wort erblickt. Wenn andere Völker im Spiegel ihrer Seele das Erlebnis anders schauen, so ist es doch dasselbe. So in der Legende der Paria, die auch für Goethe Geheimnis blieb. Denn lösen wird sich das Problem nie, „daß vertiefte Lebenskenntnis, eindringendes Verstehen und erweitertes inneres Leben nur unter Sünde und Gedankenbelastung“ wie Herman Grimm sagt, zu gewinnen ist.

Ruskin hat aber auch in Behandlung dieser Fragen dem Kommenden vorausgefühlt. Er hat nachgewiesen, daß der Ursprung der Religion, die Entzifferung der dem Kosmos eingegrabenen Mythen gewesen, die der Leidenschaft und Energie des

Menschengeschlechts allmählich gelungen sei. Daß aber auch — wie Frederic Myers es in Übereinstimmung mit Fechner ausdrückt — Religion ihrer bleibenden Bedeutung nach die Anpassung unserer Empfindungen an die Struktur des gottdurchwirkten Universums ist, mit dessen Leben und Weben wir im tiefsten Innern unzerreißbar verknüpft sind.* So hat auch Ruskin teil an dem Wiedererwachen des deutschen Transzendentalismus in neuer Form, wie Emerson ihn in das Bereich der menschlichen Erfahrung gerückt hat, und Trine ihn fordert um *In Tune with the Infinite* zu leben.

* *Fragments of Prose and Poetry.* London 1904.



PROFESSOR IN OXFORD

Der Einfluß, den Ruskin bisher auf Englands künstlerische Entwicklung und Anschauung gewonnen hatte, beruhte ausschließlich auf seiner schriftstellerischen Tätigkeit und freiwilligen Vorträgen. Erst verhältnismäßig spät ist er auf den Lehrstuhl für Kunstwissenschaft nach Oxford berufen worden. Ein Fach, das bis dahin an den Universitäten nicht gepflegt und nicht besetzt worden war. Ein früherer Industrieller und kunstverständiger Sammler hatte dies als Mangel erkannt, und 1869 reich dotierte Stiftungen für die Universitäten Oxford, Cambridge und London hinterlassen, um dort Lehrstühle für Kunstwissenschaft zu errichten. Auf Ruskin fiel die erste Wahl. Die Nachricht ereilte ihn in Lugano, bei der Betrachtung von Luinis Kreuzigung. Er war sich gleich darüber klar, welch einflußreiche Sphäre sich ihm mit diesem Beruf auftat, und empfand es nur schmerzlich, daß der Vater nicht mehr erlebt hatte, daß sich ihm auf dem Gebiet, für das er ihn bestimmt hielt, neue Möglichkeiten eröffnen würden. „Aber“ — fügt Ruskin dem Brief an die Mutter hinzu — „vielleicht macht es der anderen Einen noch etwas Freude, der, die mir das bitterste Herzeleid angetan hat.“

John James Ruskin war 1864, fast neunundsiebzig Jahre alt, gestorben. „Es ist seltsam,“ schreibt Ruskin

darüber an Burne Jones, „daß ein naturgemäßer Schmerz unsere Kraft nicht verzehrt sondern vermehrt, während ein naturwidriges, übergroßes nicht unabwendbares Herzeleid, je nach seiner Schwere tötet.“ Norton aber meint, der Verlust des Vaters sei schwerwiegender für ihn gewesen, als gemeinhin für Männer seines Alters. Denn trotz aller Meinungsverschiedenheiten wußte des Vaters gesundes Urteil seine Neigung, augenblicklichen Impulsen zu folgen, in mehr als einer Hinsicht zu zügeln.

Nun war er mit der alten, herben Mutter allein zurückgeblieben, deren Härten mit dem Alter immer mehr nach außen traten. Auch dem Sohn gegenüber, der gehorchen mußte, und den sie gleichwohl liebte und zu schützen suchte, wie eine Löwin ihr Junges. Norton schildert sie als eine Frau, die von ihrer Umgebung ohne weiteres Unterordnung erwartete. Der Sohn suchte gelegentlich mit ihr zu scherzen, was sie aber meist zurückwies. Freundlicher gestaltete sich sein Dasein, als eine jugendliche Verwandte, Joan, der er in „Praeterita“ den Tribut der Dankbarkeit voll entrichtet hat, in das Haus trat, und durch Heiterkeit und Frische ausgleichend wirkte. Und doch empfand er später, zu seiner eigenen, Norton gegenüber geäußerten Verwunderung, den Verlust der Mutter und „der Unendlichkeit ihrer Liebe“ einschneidender als er gedacht. Sie starb 1871, neunzig Jahre alt. Seine

Cousine heiratete den Maler Arthur Severn, und Ruskin lebte allein in Oxford oder auf Reisen. Als er aber 1871 schwer in Matlock erkrankte, und nur die treueste Pflege der jungen Frau ihn rettete, haben sie sich nicht mehr getrennt. Ruskin verkaufte das väterliche Haus in Denmark Hill, und erwarb ein Landhaus in Brantwood,* herrlich im englischen Seendistrikt gelegen, zum ständigen Wohnsitz. Hierher ist ihm Mrs. Severn mit ihrer Familie gefolgt, und hat seine einsame Häuslichkeit zu der ihrigen erweitert.

Ruskin war durch des Vaters Hinterlassenschaft in den Besitz eines Vermögens von 3 Millionen und 140,000 Mark gelangt, verschiedener Häuser, Ländereien und Kunstschätze. Diese pekuniäre Unabhängigkeit ermöglichte ihm, die angeborene Großherzigkeit und Großzügigkeit seiner Natur unbeschränkt walten zu lassen.

So war es sein erstes, die später nach ihm benannte Zeichenschule, im Anschluß an seine Lehrtätigkeit in Oxford, ins Leben zu rufen und neben einem Fond von 100,000 Mark zur Besoldung eines Zeichenlehrers, verschwenderisch mit den Schätzen seiner eigenen Kunstsammlungen auszustatten. Die Universität gab die Räume und ihm ward die Genugtuung, die staatliche Gewerbeschule, die in Oxford vorhanden war, nach seinen Prinzipien umzugestalten. Er hat der Schule über neunhundert Vor-

* Siehe Ch. Broicher, Essays I, S. XXXIV.

lagen geschenkt, die er eigens dafür gesammelt, arrangiert, katalogisiert und beschrieben hat. Darunter wertvolle Stiche, Holzschnitte, Handzeichnungen neben verblaßten Photographien. Fast zweihundert Zeichnungen sind von seiner Hand. Welch wundervolle Blätter darunter, ist aus den Nachbildungen ersichtlich, die E. T. Cook in *The Studio No. 84, March 1900* veröffentlicht hat. Die *Ruskin Library Edition* (im Besitz der Königl. Bibliothek) enthält auch eine große Auswahl seiner Zeichnungen. Das hervorragendste darunter sind die Architekturstücke. Und ganz bedeutend, an Dürer erinnernd, die getuschte Zeichnung eines Adlerkopfes zu *The Eagles Nest.**

Was Ruskin als Vorbildung zum Kunsthandwerk gefordert, wurde auch für seine Unterrichtsmethode an der Universität grundlegend. Er stellte sich zunächst die Aufgabe, die technischen Seiten der verschiedenen Künste verständlich zu machen; und zwar hielt er dies ebenso unausbleiblich notwendig für Studenten, die sich nur theoretisch mit der Kunst befassen wollten, wie für die Künstler und Kunsthandwerker, die sie praktisch ausüben sollten. Ja, er hielt die praktische Ausbildung aller für unerläßlich, um eine künstlerische Kultur herbeizuführen. Auch seine eigene Berechtigung und Befähigung zum Kunstlehrer und Kritiker führt er allein auf seine Qualitäten als Maler zurück. Seine Vor-

* Siehe Ch. Broicher Essays I, S. 132.

lesungen behandeln daher nicht das, was man in Deutschland unter Kunstgeschichte versteht. Ruskin karikiert diese Vorstellung als er A. Woltmanns „Holbein“ erwähnt: „Die Kritik der deutschen Kunsthistoriker beruht fast immer auf angelerntem Wissen und nicht auf eigener Anschauung“ (*Ariadne Florentina*). Eher noch könnte man Ruskin als Kunstgelehrten bezeichnen. Denn er war recht eigentlich an der Kunst gelehrt geworden, und nicht nur fähig, über sie zu reden, sondern sie von Grund auf zu lehren. Dies hat auch bei der ferneren Besetzung der Slade-Professur den Ausschlag gegeben. Ruskins Nachfolger waren die Maler W. B. Richmond und Hubert Herkomer. Dasselbe Moment, was Ruskins Nationalökonomie von der der Fachgelehrten unterscheidet, kommt auch in seiner Kunstlehre zum Ausdruck. Denn er war „ein neuer Mensch, der als Persönlichkeit über jeden Beruf hinauswuchs“.* Anschauung, Verständnis und Erkenntnis der Kunst haben für ihn nur Bedeutung, sofern sie zum Leben in Beziehung stehen. Er behandelt darum ebenso eingehend das Verhältnis der Kunst zur Naturwissenschaft, wie zur Religion, zur Moral und zu ihrem praktischen Nutzen (*Use*). In dieser Zeit, wo er mehr als je von sozialen Problemen bewegt ward, drängen sie sich nicht nur wie etwas Beiläufiges und Zufälliges in alle künstlerischen Erwägungen. Die Ziele der

* Lothar von Kunowski, „Schöpferische Kunst“, S. 63.

„wahren Nationalökonomie" werden auch immer mehr eins mit den Zielen nationaler Kunstentwicklung. Und da es für die wissenschaftliche Behandlung seines neuen Fachs noch keine Tradition gab, hatte er vollen Spielraum, seiner Lehrweise freien Lauf zu lassen, und seine in praktischen, kunsttheoretischen und geschichtlichen Studien gewonnenen Erfahrungen und Kenntnisse nach Belieben und Bedarf hervortreten und wieder untertauchen zu lassen. Und noch ein Moment charakterisiert seine Lehrweise. Die Studenten der englischen Universitäten unterstehen der strengen Hausordnung und Disziplin der vorgesetzten Professoren (*Fellows*). Eine Disziplin, die ganz persönliche und pädagogische Einwirkung des Lehrers ermöglicht. Daraus erklärt sich auch der didaktische und oft ermahnende Ton, den Ruskin anschlägt.

Oxford und Cambridge sind von jeher Hauptzentren des englischen Geisteslebens gewesen. Oxford gilt aber Cambridge gegenüber für den Hort konservativer Tradition. Doch auch darin hieß es: „Was Oxford heute denkt, denkt morgen ganz England." Hatte doch die hochkirchliche Bewegung hier ihren Sitz, von wo sie sich über ganz England verbreitet hat. Das war zur Zeit, als Ruskin hier studierte; und wenn auch damals schon die von der neuen Naturerkenntnis ausgehenden geistigen Umwälzungen bemerkbar waren, so standen sie jetzt im Mittelpunkt der Interessen. Die neuesten Ergeb-

nisse der Wissenschaft hielten die Gemüter in Spannung und Erregung. Die Luft war elektrisch geladen; alle Fundamente religiöser Überzeugung schienen erschüttert. Man meinte das Geheimnis der Lebenskraft in Retorten und Gasen zu finden, und die physikalische Ursache des Lebens wie die imaginäre Ursache der Gottesexistenz philosophisch begründen zu können. Die Idealisten der alten Schule litten unter den daraus sich ergebenden Unsicherheiten ihrer geistigen Existenz und dem Skeptizismus, der nun ihr unabweisliches Teil schien.

„We are most hopeless who had once most hope,
And most beliefless who had once believed.“

(Clough.)

In diese durch Kontroverse der Gegensätze erhitzte Atmosphäre trat Ruskin ein. Die Probleme waren ihm nicht neu, aber er sah sich nun in der Notwendigkeit, seinen eigenen Standpunkt wissenschaftlichen Größen gegenüber zu behaupten, und in seinen Vorlesungen Stellung dazu zu nehmen. Aus seinem nahen Kontakt und der daraus entstehenden Reibung mit den verschiedenen Richtungen des überaus regen Geisteslebens in der Universität, erklärt sich auch die mehr wissenschaftliche Formulierung seiner Gedanken. Der Andrang zu den Vorlesungen war von Anfang an groß und bei der Antrittsrede (1870) so gewaltig, daß die Zuhörerschaft aus dem Auditorium des Oxforder naturwissen-

schaftlichen Museums in ein daran stoßendes großes Theater ziehen mußte. Unter den Zuhörern befanden sich nicht nur Studenten und Studentinnen. Auch Dozenten und Professoren der verschiedenen Fakultäten sammelten sich um sein Katheder, und obwohl die Stunden ungünstig lagen, blieb der Andrang unverändert derselbe. Abgesehen vom Inhalt, war der Zauber seiner Beredsamkeit und der Eindruck seiner Persönlichkeit unwiderstehlich. In seinem Auftreten lag nichts von akademischen Allüren. Eilig, in eifrigem Gespräch mit einer Gefolgschaft von Freunden und Assistenten betrat er den Hörsaal. „Wenn Sie keinen Platz finden, will ich Sie unter meine Rockschöße nehmen," schrieb er einer Lieblingsschülerin. Zu Beginn las er sein Kolleg regelrecht ab, bis er den Kontakt mit seinen Zuhörern empfand. Dann wurde der weite Professorentalar, in dessen Ärmel er sich hoffnungslos verstrickte, abgeworfen, das Manuskript wurde beiseite geschoben, die feinen Künstlerhände mit den spitzen Fingern begannen ihr lebhaftes Gebärdenspiel, und er sprach frei. Von dem, was man nun hörte, sagen seine Schüler, sind die gedruckten Vorlesungen nur ein schwacher Abglanz. Das Seltsame seiner Kleidung trat zurück: der schlechtsitzende Überrock, die weite, hellblaue Kravatte, der steife, hohe Halskragen, und die lange altmodische Uhrkette, alles mehr das Äußere eines Gutsbesitzers als eines Gelehrten — denn nun kam der

Augenblick, da seine Hörer in den Bann seiner Persönlichkeit gezogen wurden.

„Der Zauber jener wunderbaren Stimme, die das ganze Theater oft in atemloser Spannung erhielt, will noch nicht von mir weichen. Etwas Seltsames, Geisterhaftes schien in ihrer Modulation mitzuschwingen, wie das Seufzen eines trostlosen Geistes, der über den Wassern zu Babel schwebt und an Zion gedenkt. . . .“ *

Ruskins Erscheinung und Auftreten hatten damals noch etwas Jugendliches. Seine Gestalt war schlank und biegsam, der langgestreckte Schädel mit dem mächtig entwickelten Hinterkopf, dem Organ der Fantasie, war von welligem, ins Rötliche schimmerndem Haar bedeckt. Die Nase, gebogen, trat bedeutend hervor, mit beweglichen, rassigen Nüstern. Um die herabgezogenen Mundwinkel und die breite Unterlippe aber lag ein sarkastischer Zug. Die niedrige Stirn war kräftig vorgebaut, und in Wulsten ausladend über den buschigen Brauen. Darunter versteckt lagen die feurigen, blauen Augen, deren Ausdruck von Ernst zu Heiterkeit, von Güte zu Strenge unaufhörlich wechselte. Die dich festhielten, bannten, dich durch und durch sahen und in deiner Seele lasen, und wen sie anblickten, der fühlte, daß auch er eine Seele habe. So schildert Collingwood den Eindruck, der sich ihm unvergeßlich eingeprägt hat. Ruskin erhielt sein Stand-

* H. Mallock, *The New Republic.* p. 17.

quartier im Corpus Cristi College, zu dessen Ehrendoktor er ernannt wurde, und wo er aus den Fenstern des alten, gotischen Gebäudes auf die weiten Wiesen und die hohen Baumgänge des Parkes von Christ Church College blickte. Sein Heim wurde bald ein Mittelpunkt des Austausches, nicht nur für die Studenten, die er an bestimmten Tagen bei sich sah, auch für die geistig bewegte Gesellschaft der alten Alma Mater, die sich nach den Vorlesungen zur Teestunde um ihn scharte.

Unter den Studenten, auf deren Entwicklung Ruskin in verschiedener Weise Einfluß gewonnen hat, waren die entgegengesetztesten Charaktere. Da war Oscar Wilde, der noch später von ihm sagt: „Meister in jeder Wissenschaft edler Lebensführung und in der Weisheit aller Dinge des Geistes wird er uns immer sein; er war es ja doch, der durch die zwingende Kraft seiner Persönlichkeit und die Musik seiner Rede uns in Oxford die begeisterte Liebe zur Schönheit lehrte, die das Geheimnis des Hellenismus ist. . . .“ *

Da war ferner H. Mallock, der sich als Schriftsteller später einen bedeutenden Namen gemacht hat. Er war Katholik und ist am bekanntesten geworden durch das Ruskin gewidmete Buch: *Is Life Worth Living?* Den Eindruck, den er von dem Ruskin jener Tage gewonnen, hat er in *The New Republic* gezeichnet. Aus diesem Buch ge-

* „Ästhetisches Manifest,“ Karl Schnabel, Berlin.

winnt man einen lebendigeren Eindruck von Ruskins Stellung innerhalb der Geistesströmungen jener Zeit, als durch alle Biographien. Der Verfasser steht den Tendenzen und Geistesrichtungen, die er in ihren Hauptvertretern personifiziert, nicht nur als Spiegel oder als Photograph gegenüber. Die Probleme, in die er uns einführt, sind seine eigenen gewesen. Vor allem aber ist er den Männern, die er schildert, geistig ebenbürtig. So kann er uns die höchste Geisteskultur jener Epoche vergegenwärtigen; nicht ohne satyrischen Beigeschmack, doch ohne eigentlich zu karikieren. Da sehen wir den modernen, fast möchte man sagen überbildeten, eiteln liberalen Geistlichen Dr. Jenkinson. Die Gegensätze von Welt und Christentum, Naturwissenschaft und Überlieferung glaubt er auszugleichen, wenn er sie weihevoll salbt. Und in der Skepsis erblickt er den Höhepunkt christlicher Glaubensentwicklung. Da ist Mr. Storks, eigentlich Jowett, der gefürchtete *Master* von Balliol College, der exakte, sarkastische Gelehrte, der im Forschen nach Wahrheit an sich, was auch die Resultate seien, Befriedigung findet. Beseligung und Freiheit der Menschen aber erwartet er von der wachsenden intellektuellen Erkenntnis. Da ist der Physiologe Mr. Stockton, eigentlich Huxley, liebenswürdig, beweglichen Temperaments, dem der Materialismus so religiös deucht, wie der fromme Glaube des Katholiken. Da ist Mr. Luke oder Matthew Arnold, Dichter, Professor der Literaturge-

schichte und einer der feinsten Geister seiner Zeit. Daneben junge Zyniker, die das Nichtdasein Gottes beweisen wollen und der Prärafaelit Rose, eigentlich Walter Pater, der von Ruskin ausgegangene ästhetische Schriftsteller und Professor in Oxford. Er tritt in der Konversation so geistreich hervor wie in seinen Büchern. In ästhetische Träume eingesponnen, sucht er die Wirklichkeit mit ihren Unzuträglichkeiten zu vergessen. Ferner einige Frauen der Gesellschaft und junge, vornehme Leute, auf denen die Zweck- und Ziellosigkeit ihres Lebens lastet. Diese Gesellschaft einer überaus hohen, verfeinerten Bildung trifft sich in einem Landhaus, und erörtert Fragen der Wissenschaft, der Kunst und namentlich der Kultur. Von ihr hebt sich Ruskins Persönlichkeit (Mr. Herbert) ab, als habe sie sich aus einer andern Welt und Zeit in diese Umgebung verirrt. „Halb St. Hieronymus und halb John Knox“ wie er sich selbst einmal scherzhaft bezeichnet. In seinem Mangel an Menschenkenntnis, in seiner Unfähigkeit, Kompromisse zu schließen, in seinem Widerspruch zu allen Zeittendenzen, in seinem Schmerz über die eigenen Zweifel. So wie man ihn aus seinen Werken kennt, aber lebendig veranschaulicht von einem, der ihn ganz begriffen und lieb hatte. „Er ist fast der einzige Mensch der Gegenwart, vor dem ich wahre Ehrfurcht hege, fast der einzige unserer Lehrer, aus dem noch ein Hauch der Inspiration spricht.“*

* H. Mallock a. a. O., p. 16.

Auch Arnold Toynbee gehörte zu dem kleinen Kreise der Auserwählten, denen Ruskin seine Hoffnungen, Befürchtungen und Pläne rückhaltlos enthüllte. Durch Toynbees wundervolle Persönlichkeit und selbstloses Wirken haben Ruskins soziale Ideen später hundertfältige Frucht getragen, und praktisch mehr erreicht als Ruskins eigene Unternehmungen. Er gehörte mit zu den Studenten, die unter Ruskins Leitung die Chaussee zwischen Oxford und Hinksey ausgebessert haben, um produktive Arbeit zu leisten, statt ihre Zeit und Kraft dem Sport zu opfern. Ein Unternehmen, das viel belächelt worden, wenig praktischen Erfolg hatte, aber dartut, wie groß Ruskins Einfluß auf Studenten war, denen der Sport über alles ging. Und der Grund zu dem, was man *The New Oxford Movement* nennt, ist in Ruskins persönlichem Austausch mit seinen Lieblingsschülern gelegt worden.
Unter seinen Zuhörern war auch Prinz Leopold, ein jüngerer Bruder der Kaiserin Friedrich, der mit schwärmerischer Verehrung und Liebe zu Ruskin aufsah. Ein edler Prinz, hochgemuten Strebens und feinen Geistes, der aber früh einem tückischen Leiden erlag. Ruskin hatte ihn lieb und setzte große Hoffnungen auf ihn, da er auch für seine sozialen Ideen Auffassung besaß. Hat er doch einmal, als Ruskin persönlich verhindert war, der Abendklasse einer Kunstschule für Arbeiter in Mansfield Ruskins Vortrag vorgelesen. Ruskin wurde

noch die Freude, ihn in dem St. Georgen-Museum für Arbeiter in Sheffield herumzuführen. Seinen Tod hat er schmerzlich betrauert.

Ruskins Universitätsvorlesungen, wie sie gedruckt vorliegen, tragen anderen Charakter als seine Jugendschriften. Ihre einfache, knappe, durchsichtig klare Sprache wird von manchen Kritikern für vollendeter gehalten als der Reichtum an Bildern und Gleichnissen der „Modernen Maler". Vornehmlich haben sich aber seine Anschauungen über göttliche Inspiration und moralische Bewertung des Kunstwerks gewandelt. Religion und Moral stehen ihm auch jetzt noch in enger Wechselwirkung zur Kunst. Aber sie decken sich nicht mehr mit der puritanischen Enge seiner Jugendgedanken, sie haben sich zu einer Anschauung geweitet, die der unserer Klassiker nicht viel nachsteht.

Eine Umwandlung, die sich nicht von heute auf morgen vollzogen hatte, aber nach langen Kämpfen, angesichts Veroneses Königin von Saba in Turin ihren Abschluß fand. Hier macht er die Entdeckung, „daß man, um ein Maler ersten Ranges zu sein, nicht fromm sein darf —; eher etwas schlimm, jedenfalls ein Mann der Welt".* Doch war diese neue Erkenntnis der Beginn schwerer innerer Kämpfe, über die er selbst das Wort haben möge:** „All meinen ersten Büchern bis hin zu den „Steinen von Venedig" lag der einfältige Glaube

* *Letters to Norton I.* p. 7. ** *Fors Clavigera IV.* p. 70.

zugrunde, den ich als Kind gelehrt worden war. Besonders der zweite Teil „Moderne Maler“ war ein Ausruf bewundernder Begeisterung der religiösen Malerei, worin ich Fra Angelico über alle anderen Maler stellte. Aber während meiner Arbeiten in Venedig entdeckte ich Tintorettos gigantisches Können und sah, daß hier ein völlig anderer Geist waltete, als in Fra Angelico. Und indem ich venezianische Kunst sorgsam analysierte, erkannte ich, und sprach es trotz meiner Liebe zu ihren Meistern furchtlos aus, daß in Tizians Werken kein religiöser Hauch zu spüren sei und daß Tintoretto sich nur gelegentlich zur Religion verirre. . . .* Heut nun nenne ich in aller Kunst allein Tizians Werke vollkommen. Und seitdem ist in allem, was ich über Kunst gelehrt, Tizian für mich Maßstab der Vollendung. Macht euch klar, wie sehr das Problem auf meiner Seele gelastet hat, daß es möglich sei, die vollkommenste Arbeit, die mir in meinem Beruf bekannt war, völlig ohne Religion hervorzubringen! . . . . Mein Studium der Venezianer überzeugte mich damals nicht nur von ihrem vollendeten Können, sondern zeigte mir auch, daß all ihr Tun von einer mächtigen, weltlichen Harmonie durchflutet sei. . . . Und in dieser weltlichen Harmonie menschlicher und artistischer Fähigkeiten sah ich mein Idol Turner dicht neben Tintoretto stehen. Und Velasquez, Reynolds und

* Steine von Venedig I, §§ 13 und 14.

Gainsborough dicht neben Tizian und Veronese. Diese sieben Männer — unzweifelhaft und nachweisbar Riesen auf dem Gebiet der Kunst — nach Velasquez eigenen Worten „*Tizian z'e quel che porta la Bandiera*“ — standen wie die Häupter einer großen weltlichen Armee, Anbeter der sichtbaren Wahrheit der Welt, wider, und ausgesprochen unterschieden von einer anderen heiligen Armee, die sich den Regeln der katholischen Kirche in strengstem Gehorsam unterwarf. An ihrer Spitze Cimabue, Giotto und Angelico; Anbeter nicht weltlicher und sichtbarer, sondern visionärer Wahrheit, von der sie behaupteten, sie überrage jene. Aber unter der Leitung dieser übernatürlichen Wahrheit war ihre Arbeit weniger vollendet, als die ihrer weltlichen Widersacher. . . . In ihrer Gesamtheit eine furchtbare Entdeckung für mich, und noch heute problematisch. Damals aber völlig verwirrend. Denn noch war ich in den Banden meines alten evangelikalen Glaubens. 1858 hieß es für mich entweder Protestantismus (d. h. Puritanismus) oder das Nichts. Bis eine völlige Umwandlung in meinem ganzen Gedankenkreise eintrat. Ich stand eines Sonntags morgens in Turin vor Veroneses Königin von Saba, und ging, ganz überwältigt von seiner gottverliehenen Gewalt in eine Waldenser Kapelle, wo ein kleiner, quieksender Idiot einer Versammlung von siebzehn alten Weibern und drei Lümmeln predigte, sie allein seien Gottes Kinder

in Turin, und alle Menschen, die nicht zu ihnen gehörten, seien verdammt. Ich trat aus der Kapelle, und das Endergebnis zwanzigjährigen Nachdenkens war, daß ich endgültig als ein von diesem kleinen Piemontesen und seinem bezwingenden Orgelgeplärr umgekehrt Bekehrter aus der Kapelle trat. . . . Was mir von Religion geblieben, steht in Schmerz und Dunkelheit des Herzens in den Büchern, die ich zwischen 1858—74 geschrieben habe. Es ist alles soweit gesund und gut, während alles Frühere so mit protestantisch dogmatischen Irrtümern und Unverschämtheiten versetzt ist, daß ich in dieser Form keins dieser frühesten Bücher mehr herausgeben mag."

Tatsächlich hat er fünfzehn Jahre lang die Wiederauflage der ersten Bände „Moderne Maler" und „Steine von Venedig" verhindert. Und als er sich später doch dazu entschloß, hat er jene rührenden Anmerkungen beigefügt, in denen er unten das widerruft, was oben im Text so leidenschaftlich behauptet wird. In dieser Entwicklung kommt ein Ruskin besonderer Zug zum Ausdruck. Die neue künstlerische Erkenntnis erweckt ihm nicht nur Zweifel an seiner bisherigen Kunstanschauung, auch an der Berechtigung und Wahrheit seiner religiösen Überzeugung. Ähnliche psychologische Erfahrungen sind auf anderen Gebieten nichts seltenes. Durch erweiterte wissenschaftliche oder philosophische Erkenntnis ist schon mancher an dem Glauben seiner

Kindheit irre geworden. Es handelt sich dann aber meist um abstrakte Begriffe und konkrete Inhalte. Hier aber bewirkt eine neue Erkenntnis von Farbengebung, von Licht und Schattenwirkung, von Komposition* ein von unterst zu oberst Kehren der ganzen Weltanschauung. In dieser Anlage, künstlerische Eindrücke religiös zu erleben, liegt der Schlüssel zu der Unteilbarkeit und Einheit seiner Kunst- und Lebensauffassung.

Die puritanische Doktrin fiel von ihm ab wie eine ausgedroschene Hülse. Lag auch noch ein weiter Weg vor ihm, bis er ein zu interkonfessioneller Weite geklärtes Christentum wiederfand, so gelangte er doch bald zu einer neuen Phase künstlerischer Erkenntnis.

Was ich früher über Ruskins religiöse und moralische Anschauung in ihrer Beziehung zu Kunst und Ästhetik gesagt habe,** ist schon das Ergebnis dieser Umwandlung. Im wesentlichen stimmt es mit dem überein, was er in seinen ersten Oxforder „Vorträgen über Kunst“ niedergelegt hat. Denn hier hat er den Unterschied von Religion und Moral klar formuliert. An diese Definition wird ihre Beziehung zur Kunst geknüpft. Und die Erregung vergangener Kämpfe zittert darin nach. Namentlich in seinen Warnungen, künstlerische Vollendung nicht auf göttliche Inspiration zurückzuführen. Doch

* Moderne Maler V, S. 302, § 23. ** Essays I. Reihe, Kunst und Moral, Religion und Ästhetik.

künden diese Ausführungen eine weniger positive Überzeugung, als sich in dem früher besprochenen, aber einige Jahre später verfaßten Buch, der „Königin der Lüfte“ ausspricht. Die Frage, welche begründete Ursache wir zu der Annahme haben, Kunst sei jemals als göttlich beglaubigte Offenbarung eingegeben, d. h. inspiriert worden? — Welch inneres Zeugnis in den Werken großer Künstler enthalten sei, daß sie unter der Führung von supernaturalistischen Mächten gestanden haben, beantwortet er mit einem ganz hegelianisch klingenden Satz: „Je unbefangener wir die Phänomene der Einbildungskraft prüfen, je mehr werden wir zu dem Schluß genötigt, daß sie die Äußerungen eines allgemeinen und urvitalen, aber deswegen nicht weniger göttlichen Geistes sind, an dem alle lebenden Wesen teilnehmen in einem ihrem Rang in der Schöpfung entsprechenden Grade; und daß alles, was Menschen richtig erkennen und vollbringen, in der Tat durch göttliche Hilfe erreicht wird, aber unter feststehenden Gesetzen, von denen keine Abweichung möglich ist.“*

Auch die visionäre Kraft ist, wie wir schon früher gesehen, für Ruskin eine Seite der künstlerischen Begabung, und unmittelbar mit der geistigen Natur des Menschen verknüpft. Doch hält er sie für das Zeichen irgend einer geistigen Befangenheit oder Verworrenheit. Z. B. hat Dürers visionäre

* Vorträge über Kunst, § 44.

Fähigkeit seine künstlerische Fähigkeit eher beeinträchtigt als erhöht. „Und die höchsten künstlerischen Schöpfungen waren Männern beschieden, in denen die visionäre Begabung der besonnenen Willenskraft durch eine liebevoll aufmerkende Hingabe an die Wirklichkeit der sie umgebenden Welt untergeordnet war.“ (Ibid. §. 48.)

Ähnlich hatte sich seine moralische Anschauung geweitet. In seinen Erstlingswerken betrachtete er jede künstlerische Leistung schlechtweg als Ausdruck der moralischen Tugend oder Untugend der Persönlichkeit oder Nation, die sie geschaffen. Er wundert sich nicht, daß der lügnerische Bildhauer, der auf dem Denkmal des Dogen Vendramin in Venedig nur die dem Beschauer zugekehrte Gestalt ausgearbeitet, und die andere im Block gelassen, später wegen Falschmünzerei verbannt wurde. Jetzt aber ist ihm nicht die Moral der Wertmesser des Kunstwerks, sondern seine Tüchtigkeit allein bestimmt seinen moralischen Wert: „Denn man kann nicht Trauben lesen von den Dornen.“

Die staunenswerte Geschicklichkeit und Sicherheit der großen Meister in der Linienführung —: Leonardo und Veronese zeichneten oft in einem Strich, ohne abzusetzen ein Profil oder den Umriß eines Antlitzes; diese Sicherheit der Pinselführung kann nur das Ergebnis lebenslangen Fleißes sein, der wiederum mit einem lasterhaften Leben unvereinbar ist. Wo große Künstler ihren Leidenschaften

unterliegen, macht sich das auch in ihren Werken geltend, oder sie ermatten doch im Alter, wo sie nicht früh sterben. Und wenn die Werke mancher Meister irrtümlich darauf schließen lassen, daß sie ihr Leben in Leidenschaften vergeudet, so bedeutet das nur, daß sie starke Leidenschaften hatten. Ihr Leben ist aber trotzdem so rein und klar gewesen wie ein umfriedeter Bergsee, in dem sich die Wolken des Himmels spiegelten. Doch braucht ein guter Maler kein guter Mensch zu sein. Aber ein guter naturalistischer Maler muß starke Elemente des Guten in seiner Seele tragen, wie sehr ihn auch andere Charaktereigenschaften entstellen. . . .*
„Nur untergeordnete Künstler versuchen die Notwendigkeit genauer, gewissenhafter Arbeit zu umgehen, während die großen Meister wissen, daß die oberste Tugend des Malers darin besteht, sein Handwerk zu beherrschen. Die Wahrheit in diesen Dingen ist vielfach verschleiert, weil dem modernen Leben Ganzheit und Einfachheit, d. h. Geschlossenheit fehlt. Wir können nicht nur nicht feststellen, was ein Mensch eigentlich ist, sondern ob er überhaupt ist!, ob er lebendigen Geist hat oder nur ein Echo ist.“ **
Wichtiger noch erscheint Ruskin die Frage nach der ethischen Wirkung der Kunst auf die Menschen. Auch hierin haben sich seine Ansichten erweitert. Er spricht von Bevölkerungsschichten,

* *The two Paths.* § 66. ** Vorträge über Kunst, § 74.

die kaum die rohesten Anfänge künstlerischer Betätigung kennen, und dabei ein verhältnismäßig unschuldiges und zufriedenes Leben führen.... Oft ist dies freilich nur auf Mangel an Leben und Regsamkeit wie an den von der Kultur unzertrennlichen Versuchungen zurückzuführen. Denn kein Volk hat je die höchste Stufe künstlerischer Entfaltung erreicht, als in Perioden verfeinerter Kultur, befleckt durch oft ungeheuerliche Verbrechen. Und die Vollendung künstlerischer Ausdrucksfähigkeit ist noch immer und überall das Zeichen beginnenden Verfalls gewesen. Auf der andern Seite ist absoluter Mangel an künstlerischer Betätigung bei Menschen von sittlicher Gesundheit unmöglich. Sie haben mindestens Schiffahrt und Ackerbau. Und die Bauernschaft hat fast überall eine ihr besondere Kunst geschaffen, in Kleidung, Geräten und Gesang. Daran schließt sich eine wundervolle Charakteristik der psychologischen Entwicklung großer Völker, die allemal aus Rassen hervorgegangen sind, die Einbildungskraft besaßen. Während dieser ganzen Aufwärts- und Abwärtsbewegung des Volkslebens sind die Künste die getreue Chronik jeder Phase seiner ethischen Entwicklung. Die glänzendsten Erfolge werden erzielt während die Völker unaufhaltsam vorwärtsstürmen dem Abgrund entgegen. „Wer die Schuld an der Katastrophe aber deshalb der Kunst zuweisen würde, täte nichts anderes, als die Ursache des Wasser-

falls in den auf ihm spielenden Farben des Regenbogens suchen."*

In diesen Vorlesungen hat Ruskin ferner die Quintessenz seiner technischen Erkenntnisse niedergelegt. Er beruft sich dabei vorzugsweise auf Leonardos „Traktat über die Malerei", will aber auch die Lehren anderer unbestrittener Meister einholen, um „auf dem festen Postament des Vergangenen zu ruhen". Dies scheint schon wieder ein Gegensatz zu der Behauptung in „Moderne Maler I", „daß der junge Künstler sich durch das Erbe der Vergangenheit nicht fesseln und von allem Vorwärtsschreiten zurückhalten lassen dürfe". Man muß diesen Widersprüchen gegenüber nicht vergessen, daß Ruskins Entwicklung völlig autodidaktisch war und seine wechselnden Kunsturteile auf den Zufälligkeiten dieses Bildungsganges beruhen. Sein Zurückgreifen auf die Alten und auf Leonardos Lehre der Malerei ist Ausdruck seiner eigenen Fortentwicklung, die man sich noch einmal kurz vergegenwärtige.

Aus Turners Kunst hatte er jene grundlegende Erkenntnis artistischer Prinzipien gewonnen, wie er sie in „Moderne Maler I" an Lockes Terminologie systematisch gefaßt hat. Neben der impressionistischen Farbengebung und ihrer Voraussetzung, dem „passiven Sehen", wie Adolf Hildebrand** es be-

---

* Vorträge über Kunst, § 81. ** Zum Problem der Form II. Süddeutsche Monatshefte. September 1906.

zeichnet, hatte ihm Turners Kunst auch, das was Hildebrand in Gegensatz dazu stellt — das „aktive Sehen“ erschlossen. Denn erst wenn die Sinneseindrücke (*sensations*) mit der inneren Wahrnehmung (*reflections*) zusammenfließen, entsteht die völlige Anschauung der dargestellten Sache (*complexions*). Sie rundet sich im Raume und wirkt durch die Sinne auf den Geist des Menschen.* Zur Kunst vollendet sich aber die der Natur entnommene Impression erst, wenn sie von der Fantasie des Künstlers aufgenommen und verarbeitet als Eigenschöpfung (Komposition) neu ersteht.** Was er in „Moderne Maler“ über Farbengebung gefordert, fand er in Fra Angelico, Gozzoli und auch durch die englischen Prärafaeliten bestätigt. Und was ihn Turner über Licht- und Schattengebung gelehrt, in Tintoretto. Inzwischen hatte sich jener Umschwung zugunsten der Venezianer in ihm vollzogen. Dazu war, ursprünglich durch Turners Radierungen angeregt, ein strenges Studium der graphischen Künste getreten, das ihm Dürer und Holbein nahe gebracht, und auf dem Umweg des italienischen Kupferstichs auch Botticelli. Von seiner Verherrlichung der venezianischen Renaissance aus verfolgte er die Spuren seiner eigenen ungestümen Entwicklung nach rückwärts, und entdeckte die früheren venezianischen Maler, die Bellini und Carpaccio. Von ihnen gelangte er zu Giotto und von

* Moderne Maler I, S. 28. ** Moderne Maler II, S. 247.

da zu Cimabue, „mit dem Geiste Phidias, der Seele des Apostels Johannes und der Licht- und Schattenkenntnis und Perspektive eines zehnjährigen Knaben .... aber er ist der letzte große Grieche“.*

Und so war Ruskins Entwicklung bei den Griechen angelangt. Und diese Anschauungen und Erkenntnisse haben sich ihm, dem unsystematischsten, aber zugleich analytischsten Geist seiner Zeit, zu einem Schema gerundet, das in wunderbarer Einheit die Grundgesetze der Malerei aller Zeiten und Länder umfaßt. In Beurteilung der Rangordnung einzelner Schulen und Meister von den leidenschaftlichsten Vorurteilen beseelt, von den Blitzstrahlen neuer Erkenntnisse durchleuchtet, und ebenso zu leidenschaftlicher Ablehnung wie begeisterter Zustimmung verführend.

Sein immer tieferes Eindringen in Platon, Pindar, Homer hatte ihn endlich auch zur bildenden Kunst der Griechen geführt. Dies hat ihm ermöglicht, „sein Panorama der Kunstmethoden mit griechischer Kunst zu verflechten“.**

Sein „Panorama“. Denn nun weist er uns einen Standpunkt an, von dem wir die gesamte Entwicklung der hauptsächlichsten Schulen der Malerei, die fernen Höhenzüge wie die des Vordergrundes, gleichzeitig erblicken. Und er weist nur auf beider Gipfel hin. Er verwahrt sich dagegen, wie Crowe

* *Letters to Norton II.* p. 79 und 97. ** Ibid. p. 27.

und Cavalcaselle die lokale Kunst jeder einzelnen kleinen italienischen Stadt in ihren einzelnen Vertretern zu beleuchten. Wichtiger erscheint ihm, die Beziehung des Klimas und des Materials, von dem die Kunst abhängig ist, zu kennen und die Zeitgeschichte in ihren großen Zügen.

H. Wölfflin hat in seiner „klassischen Kunst" die einzelnen Kunstschulen und Künstler auch nicht gesondert betrachtet. Er stellt die Entwicklung der klassischen Kunst in ihrer Gesamtheit dar, und der einzelne Künstler gewinnt Bedeutung und Beachtung nur durch seine Stellung innerhalb dieser aus unbeholfenen Anfängen zur Vollendung aufsteigenden Kunst.

Ruskin steckt sich einen weiteren Umkreis. Für ihn liegt die Entwicklung aber nicht in dem linearen Aufbau der Komposition, sondern in dem Verhältnis der Linie zu Licht und Farbe. Hiernach teilt er ein. Die Linie ist in allen Schulen das Primäre. Daraus entwickelt sich die Schule der Linie und des Lichts oder die griechische Schule, wo die Linie wie auf den griechischen Vasenbildern helle und schattierte Flächen umschließt. Andererseits entsteht die Schule der Linie und Farbe, oder die gotische Schule, wo die von der Linie umrissene Fläche mit Farbe ausgefüllt wird. Dies wirkt wie leuchtendes Mosaik oder wie gotische Glasfenster, in denen das Dunkel auch nur durch kräftigere Farben erzielt wird. Bei fort-

schreitender Entwicklung verschwindet die Umrißlinie, und innerhalb der Formen erscheinen feste Flächen. Dieser Fortschritt wird auf zweierlei Weise erreicht. Die Farbenschulen lassen die Massen nur durch kräftigere und zartere Farbenverteilung hervortreten. Die Helldunkel-Schule beginnt die Massen durch Licht und Schatten zu verteilen. Dadurch treten die festen Körper aus der Fläche hervor und gewinnen modellierte Form. Sie hat hei den Griechen begonnen (Vasenmalerei) mit einfacher Umrißlinie, wenig Farbe, Licht- und Schattenverteilung, und nimmt in der Florentiner Schule Farbe auf. Leonardo und seine Schüler sind ihre Hauptvertreter. Die griechische oder die Schule des Lichts ist voll Traurigkeit. Wie in vielem anderen, berührt sich Ruskin in dieser Auffassung vom Hellenentum mit der modernen Auffassung. Die klassizistische Auffassung bewunderte in den Griechen die Abgeklärtheit, das Maßhalten und vor allem die durch keinen Zwiespalt gebrochene und getrübte hellenische Heiterkeit. Schon in „Moderne Maler IV und V", hat Ruskin Streifzüge unternommen in die tiefe Zwiespältigkeit ihrer Lebensauffassung, in ihren Wagemut, das letzte der Geheimnisse des Schmerzes zu ergründen. („Der Speer der Pallas Athene." Moderne Maler V.) Zu der griechischen Schule rechnet er alle Malerei, die sich mit der Wiedergabe des Lichts in seiner Wirkung auf die Modellierung der Fläche befaßt.

Sie setzt praktisch ein mit der frühhellenischen Vasenmalerei und schließt ab mit Turners Sonnenuntergang auf dem Téméraire. Sie bleibt auch ferner eine Schule der Schwermut und Freiheitssehnsucht, aber von intensiver Kraft. In der technischen Behandlung des Schattens zur Modellierung, wie auch in ihrem innersten Wesen ist sie durch Dürer vertreten in seinen beiden großen Kupferstichen der Melancholie, und Ritter, Tod und Teufel.

Die gotische Schule umfaßt der Zeichnung nach alle Schulen, die sich von den frühesten Kunstanfängen in Mittelasien und Ägypten bis auf unsere Tage in Indien und China erstrecken. Sie begnügen sich mit schönen Farbenharmonien, ohne Darstellung des Lichts, und sind oft bei der unvollkommenen Wiedergabe der Form stehen geblieben, wie sie unter diesen Bedingungen erreichbar ist.

Die griechische oder die Helldunkelschule sucht die Form durch den reinen Gegensatz von Licht und Schatten darzustellen. . . . In ihr bleibt manches unentschieden oder unsichtbar in geheimnisvollem Zwielicht. Daher oft unedle Formen wie nie bei den Koloristen in ihr vorkommen. Doch beide Schulen verlangen zu allererst unfehlbare Genauigkeit im zeichnerischen Erfassen. Ob sie ihre Flächen mit Farben oder Schatten ausfüllen, unter allen Umständen müssen die richtigen

Umrisse und richtigen Abstufungen vorhanden sein. . . . Koloristen, wie z. B. Cima da Conegliano, gehen mit größter Sorgfalt der Umrißlinie jedes einzelnen Blattes, wie es sich vom Himmel abhebt, nach. Ebenso Dürer in seinen Helldunkelzeichnungen. Und er erreicht die unvergleichliche Kraft des Ausdrucks nur durch das Anlegen flacher Töne innerhalb feiner Umrisse.

Die andere Schule geht stets durch die Farbe. (Modellierung der Fläche durch Farbe.) Ihr Hauptvertreter ist Giorgione und seine Nachfolger. Die Malerei erreicht ihren Höhepunkt, wenn die Helldunkelschule sich mit der Schule der Farbe vermählt wie in Tizian und Velasquez. In dem Kursus *Lectures on Landscape* gibt Ruskin einen wundervollen Vergleich der griechischen und gotischen Schulen. Das Hauptziel der gotischen Kunst nennt er *passionate rest* — Frieden, eine Ewigkeit intensiven Fühlens. . . . Im einzelnen steht aber griechische Mäßigung der gotischen Leidenschaft gegenüber; trotzdem aber griechische Tatkraft der gotischen Starrheit und griechische Straffheit gotischer Ekstase.

Obwohl Ruskins Kunstanschauung vom impressionistischen oder „passiven" Sehen ausgegangen ist, kann er doch Leonardos Lehre an die Spitze seiner Unterweisungen stellen, und den Schülern vor allem seine Forderung einprägen, das der Natur ähnlichste Bild sei das beste. Trotzdem ist er

nicht zu einer abschließenden Meinung gelangt, ob es ein Ausdruck größeren Genies sei, „einen Mund wie Gainsborough hinzusetzen mit einem wellenförmigen Pinselstrich, oder wie Carpaccio, der mindestens eine halbe Stunde darauf verwendet. Dann aber ist es ein vollkommener Mund, während Gainsboroughs Mund nur ein anmutiger zinnoberroter Strich ist, der aus der Entfernung wie ein Mund wirkt."*

Dagegen gibt er folgende Charakteristik der Linie: „Alle Gegenstände, die das Auge erblickt, werden als Farbenflecke von bestimmter Tiefe, Struktur und Kontur wahrgenommen, mit Abstufungen der Farben innerhalb der Umrisse. Die Kontur jedes Gegenstandes ist die Grenze seiner Masse gegen eine andere Masse gesehen. Ein Krokus auf ein grünes Tuch gelegt, hebt sich als einfache, gelbe Fläche davon ab, und vor ein Fenster gehalten — als dunkle Fläche gegen den hellen Himmel. Beidemal ist seine Umrißlinie die Grenze der hell- oder dunkelfarbigen Fläche, wodurch er sich dem Gesichtssinne einprägt. Diese Umrißlinie ist daher unendlich fein, d. h. nicht einmal eine Linie, sondern nur die Stelle für eine Linie, welche außerdem durch stoffliche Eigenschaften gemildert wird. Doch besteht die Kunst darin, sie mit absoluter Sicherheit und Schärfe darzustellen."**

---

* *Verona and its Rivers.* § 24. ** Vorträge über Kunst, § 130.

Von hier aus wendet er sich gegen die Vorstellung, Licht und Schatten von der Farbe getrennt zu denken. . . . Die Theorie, daß Schatten das Nichtvorhandensein von Farbe sei, ist falsch. „Schatten ist im Gegenteil notwendig zur vollen Entfaltung der Farbe; denn jede Farbe ist eine verminderte Menge oder Stärke von Licht. . . . Daher jede Farbe in der Malerei ein Schatten gegen eine hellere Farbe, ein Licht gegen eine dunklere sein muß.“* Die Griechen sahen alle Farbe zuerst als Licht; im Vergleich mit anderen Rassen sind sie nicht für Farbtöne empfänglich, dagegen im feinsten Maß für Lichtwirkungen. Ihre lineare Kunst geht über in eine Kunst der flachen Massen von Licht und Dunkel, hauptsächlich durch vier Farben repräsentiert, Schwarz und Ziegelrot, Weiß und Dunkelviolett. Demgegenüber sind manche nordische Völker zunächst ganz unempfänglich für Licht und Schatten, aber sehr empfänglich für Farbe. Das Schema wird weiterhin näher präzisiert. Die früheste Kunst der Linie wird abgezweigt in die Kunst von Linie und Licht (Griechisch), und von Linie und Farbe (Gotisch). . . . Daraus entwickeln sich die zwei großen mittelalterlichen Schulen: eine von flacher und unendlich mannigfacher Farbe, verbunden mit ausgezeichneter Charakteristik und Empfindung der dargestellten Formen, aber mit wenig Verständnis für Schatten; die andere von

* Vorträge über Kunst, § 134.

Licht und Schatten mit vorzüglicher Modellierung der festen Form, aber mit wenig Verständnis für Farbe, oft ebensowenig für Gemütsempfindung. Die Schule von Licht und Schatten nähert sich der Stecherkunst. . . . Durch die Farbe gehen Menschen von heiterer, natürlicher und vollkommen gesunder geistiger und körperlicher Veranlagung: . . . . zu glücklich, um tief zu denken, und doch mit einer Fantasie begabt, die sie befähigt, noch ein anderes Leben als das der Wirklichkeit zu leben, während sie sich bewußt bleiben, daß es unwirklich ist. Sie verlangen nicht nach mehr Licht, als sie umgibt, und nehmen keine andere Dunkelheit wahr als das Grün und Blau von Meer und Himmel. Der Weg durch Licht und Schatten wird dagegen von Menschen höchster Gedankenkraft und dem ernstlichsten Wahrheitsverlangen eingeschlagen. Sie sehnen sich nach Licht und nach der Erkenntnis alles dessen, was das Licht offenbaren kann. Aber in ihrer Sehnsucht nach Licht sehen sie auch die Dunkelheit. Und im Suchen nach Wahrheit und nach der Dinge Wesen (*substance*) finden sie Vergänglichkeit. Sie schauen aus nach Form auf Erden, nach Morgenröte am Himmel; und im Suchen danach finden sie Gestaltlosigkeit auf Erden und Nacht am Himmel.

Bei Charakteristik der Farbenschulen geht er von der Glasmalerei aus. „Und zwar weil die Natur selber all ihre lieblichsten Farben in irgend einer

Art von festem oder flüssigem Glas oder Kristall hervorbringt.“ Die Beispiele, die er dafür anführt, sind mit das Lieblichste aus der Fülle seiner Naturbeobachtung. Auch die (hauptsächlichsten) Farbenschulen beginnen mit der Linie; gehen über zu Flächen, die sie kolorieren. Dann verschwinden die Linien und die festen Formen treten innerhalb der Flächen hervor. Die zweite Stufe dieser Entwicklung exemplifiziert er an Giottos Schüler Cima da Conegliano. Von weitem wirkt sein Bild wie eingelegte Arbeit. Tritt man näher, dann entwickelt das Stückwerk sich zu einer Heimsuchung und Geburt des Johannes. Die roten Mäntel, die weißen und blauen Gewänder sind in ihrer Eigenfarbe gemalt und nur mit dunkleren Tönen derselben schattiert. Das Ganze wirkt daher wie ein aus leuchtenden Farben zusammengesetztes Mosaik, als wäre es aus Glas. Und dabei ohne jede Lichtwirkung.* Dies motiviert seine Bezeichnung dieser Schule als gotisches Glas.

Wir haben im Kaiser Friedrich-Museum das Bildnis eines ·jungen Mädchens im Profil von Domenico Veneziano (1410—1461) als Exemplifikation dieser Epoche von Linie und Farbe. Ähnlich wirkt auch der Kardinal im roten Gewand aus der Sammlung Thysen daselbst, von Ercole da Roberti. Neben dem Domenico Veneziano hängt ein weibliches Profilbildnis von San Gimignano, aus etwas

* *Ariadne Florentina.*

späterer Zeit. Daran ist ersichtlich, was Ruskin weiter ausführt, wie die Schule der Farbe in ihrer Fortbildung alles von der Licht- und Schatten- oder der Helldunkelschule aufgenommen habe, was mit der eigenen Kraft vereinbar sei. Daraus sei denn die vollendete Kunst erblüht, die in ihrem Brennpunkt durch die großen Venezianer vertreten werde. „Wenn die Koloristen feste oder modellierte Formen malen, so streben sie immer nach Wiedergabe der farbigen Erscheinung . . . . hierin zeichnen sich die Venezianer vor allen anderen Schulen durch Richtigkeit aus . . . . keines ihrer Lichter ist flammend oder flackernd, blitzend oder blendend. . . . Lichter von Perlen — nicht von Gips. Unter diesen Umständen müssen sie freilich auf den eigentlichen Sonnenschein verzichten. . . . Alles ist in edler Klarheit gesehen, wie durch Kristall, fern und nah. . . .*

Der nun folgende Abriß der Entwicklungsgeschichte der Malerei ist bei aller subjektiven Färbung ein Glanzpunkt poetischer Darstellung. Die Leitmotive äußerer Vorgänge werden vernehmlich und sichtbar. Man lese über die den Venezianern aufgehende Erkenntnis, „daß wir eigentlich nicht im Innern einer Perle leben“, und wie es den Helldunkelmalern gelingt, die Venezianer in das Lichtmysterium einzuführen. . . . „Da nun alle Lichter Schatten im Vergleich zu höheren (helleren) Lichtern,

* Vorträge über Kunst, § 176.

und nur Lichter im Vergleich zu tieferen (dunkleren) Lichtern sind, so gibt es keinen Unterschied in ihrer Eigenschaft als solche. Aber das Licht ist stumpf, wo es Körper und Stoff, dagegen durchsichtig, wo es Raum oder Luft ausdrückt, und dasselbe gilt vom Schatten. Aber selbst dann ist er nicht durchsichtig im gewöhnlichen Sinn, sondern er muß durch so zarte Striche wiedergegeben werden, die wie ein Nebelflor wirken. Leonardo verlangt, die Schatten müßten *dolce* und *sfumosa* wie hingehaucht sein. Und Michel Angelos und Correggios Skizzen machen klar, daß die wahre Trägerin und Behüterin des Lichts die Wolke ist, in der Kunst wie in der Natur: eine zarte, geheimnisvolle Dämmerung. . . . Von Meisterhand hingeworfen wie bei Dürer und Turner ist der Schatten stumpf, und doch lichtvoll und leuchtend."* Man lese ferner, wie die Kunst in Tizians und Velasquez' Wunderwerken der Farbe und Schattenmalerei ihren Höhepunkt erreicht, und in den Malern, die von der Farbe zum Kerzenlicht herabsteigen, sinkt. Seine damit charakterisierte Nichtachtung der Niederländer beruht demnach auf seiner hohen Bewertung der Koloristen als der einzig „wahren Maler". — Denn es sei ein, wenn auch häufig begangener Irrtum, Ton mit Farbe zu verwechseln. Auch Taine sei dadurch verführt worden, die Niederländer für Koloristen zu hal-

* Vorträge über Kunst, § 164.

ten,* obwohl sie Helldunkelmaler seien. Ihre Bilder scheinen oft reich an Farbe. Aber wo z. B. der Hirt in einer sonnenbeleuchteten Landschaft eine rote Jacke trägt, ist das Rot nur im Licht aufgetragen. Dagegen sind die Schatten der roten Jacke und ihre braunen Ärmel mit demselben Braun gemalt. Ob der Maler die Schatten farbig oder schwarz und braun malte, damit stand und fiel Ruskins Bewertung. „In Tizians vollstem Rot sind die Lichter bleiches Rosa in Weiß übergehend — die Schatten tiefes, warmes Karmin. Bei Veroneses prachtvollstem Bronze sind die Lichter bleich, die Schatten krokusfarben. . . . Die Art der römischen und bologneser Schulen, ihre Schatten immer dunkel und kalt zu malen, ist von Anfang an falsch. Jede sichtbare Fläche, ob dunkel oder hell, ist entweder farbig oder schwarz und weiß. Wir sollen ihr eine richtige Umrißlinie geben und sie mit der richtigen Farbe malen."**

Auch die graphischen Künste werden im Anschluß an sein Schema der Malerei betrachtet:*** Linie, Helldunkel, Farbe.

„Wie der Bildhauer aus der Oberfläche seines Materials dem Auge wohlgefällige Erhöhungen herausmeißelt, so hat der Gravierer seine Fläche mit wohlgefälligen Linien zu bedecken, zunächst ganz unabhängig davon, ob sie etwas bedeuten

---

* *Philosophie de l'art dans les Pays-Bas*, p. 53. ** Vorträge über Kunst, § 134. *** *Ariadne Florentina.*

oder nicht. . . .“ „Eingravieren (eingraben) heißt ursprünglich einen dauernden Einschnitt oder Graben ziehen . . . . die Hauptsilbe des Wortes hat schwermütigen Klang und bedeutet den dauerndsten aller Gräben. . . .“

„In Stein graben oder schneiden ist die Kunst der Länder, die reich an Marmor und Edelstein sind. Daher der Stil der Steinschneider sich an Säulen und Pyramiden bildet. Der Holzschnitt ist die Kunst waldreicher Länder, und ihr Stil bildet sich unter den Traufen der Holzhäuser. Stechen und gravieren in Metall ist die Kunst der an Gold- und Silberschätzen reichen Länder, daher ihr Stil sich an den Schätzen der Könige bildet. Entsprechend dem Material, steht die Kunst auch in enger Wechselwirkung zum Klima und seinem Einflusse auf die Gemüter. Ohne dies mit in Betracht zu ziehen, ist es unmöglich, einen einzigen Strich dieser Künste deutlich zu machen.“ Eingehend wird auch hier wieder die Beziehung der Malerei zur Stecherkunst aus den verschiedenen Methoden der Schwarz-weiß-Kunst und der Mezzotinten erörtert. Besonders eingehend wird der Holzschnitt behandelt, dessen Vorzug die Qualität der groben Linie, weil die feine Linie schwer in Holz zu schneiden ist. Der Holzschnitt ignoriert deshalb Licht und Schatten, und gibt nur die Form der Dinge und ihre Lokalfarbe wieder. Der Vorzug wie die Schwierigkeit des Gravierens oder Stechens

besteht wesentlich in der feinen Linienbehandlung. Denn es gilt tausende feiner Linien wagerecht und senkrecht zu ziehen, deren Wirkung der Künstler fühlen, aber nicht sehen kann, da die in Metall eingegrabenen Linien blenden. Die verschiedenen Methoden wiederum des Licht- und Schattenzeichnens haben einerseits Ähnlichkeit mit der Kunst des Gravierens, andrerseits mit der des Malens. Doch müssen ihre Qualitäten von denen der Malerei völlig verschieden sein, weil diese die Natur ganz anders interpretiert. Genau werden die verschiedenen Modi des Gravierens erörtert, die lineare Zeichnungen hervorbringen, Lichteffekte und Farbenwirkungen. Die Zeichner sind hauptsächlich Gravierer. Die Helldunkelkünstler bevorzugen Kreide, Kohle oder einzelne Farbentöne.

Ruskin hat die Technik dieser Künste an den Meisterwerken deutscher und italienischer Stecher und Holzschneider lebendig gemacht. Und in den Mittelpunkt stellt er die Kunst Botticellis und Holbeins. Botticelli, der jahrhundertelang vergessen gewesen, hatte er soeben in den Fresken der Sistinischen Kapelle wiederentdeckt, und glaubte seine Hand unabweisbar in Baldinis Stichen erkannt zu haben. „Da nun die Kunst des Stechens die Grundlage des Stils der Florentiner Architektur und Skulptur bildet,“ bespricht er Botticellis Kunst zunächst an diesen Stichen. An ihnen erläutert er sein Leben und seinen Charakter, und stellt ihn Holbein gegen-

über. „Holbein und Botticelli sind die reinsten Typen der nordischen und südlichen Rassen, die in Florenz aufeinandertrafen. Holbein ist ein zivilisierter Bauer, Botticelli ein wiedergeborener Grieche. Holbein war abgeschliffen durch die Gesellschaft von Gelehrten und Königen, blieb aber im wesentlichen immer der Augsburger Bürger. Aber Botticelli bedarf keiner Unterweisung. Er ist von Geburt an Gelehrter und Gentleman bis ins innerste Herz. Selbst das Christentum kann ihn nur inspirieren, aber nicht verfeinern.... Wie verschieden muß die wiederentdeckte klassische Schulweisheit auf die beiden Männer gewirkt haben. Botticelli nimmt sie auf wie ein Kind in späteren Jahren sich lieber, vergessener Ammenmärchen erinnert: er ist mehr er selbst, und wird es immer völliger, je mehr er die Lüfte Griechenlands atmet, und in seiner Heimat Italien die verklungene Stimme der Sibylle wieder bei dem See Avernus raunen hört.... Die Antike verdirbt Rafael; aber begnadet ihn auch und wird Teil von ihm. Sie verdirbt Mantegna und schmückt ihn zugleich. Aber Holbein versehrt sie nicht, gerade weil sie ihn weder schmückt, noch in ihn übergeht."* Holbeins Einfachheit stellt Ruskin fast noch über Dürers Größe. Wundervoll sind seine Bemerkungen zu dem Totentanz und was er hier auch aus der Behandlung von Licht und Schatten herausliest.

---

* *Ariadne Florentina.*

Auch in den Vorlesungen* „über die Grundlagen der bildenden Kunst“ macht sich die stete Bezugnahme auf griechische Kunst als ein neues, wichtiges Element geltend. Anfangs gesondert betrachtet, tritt sie alsdann in Beziehung zu der frühen toskanischen Kunst, und erlebt in ihr eine Wiedergeburt: die lebendige Renaissance. Zunächst wird auch die Skulptur von der technischen Seite aus betrachtet. An den Anfängen griechischer Bildhauerkunst werden ihre Grundgesetze erörtert. Ruskins Formenlehre, im Anschluß an griechische Münzen, hat so neue Gesichtspunkte erbracht, daß nach dem Ausspruch des nur zu früh verstorbenen Archäologen August Kalkmann die Erkenntnis griechischer Formbildung wesentlich dadurch bereichert worden ist.

Nach Ruskins Definition ist die Skulptur „ihrem Wesen nach das Zustandebringen einer fürs Auge erfreulichen Abwechslung rundlicher Erhöhungen“. Das Nähere wird an dem Text beigegebenen Abbildungen griechischer Münzen erläutert. Hauptaufgabe des Bildhauers ist es, den Reiz der Raumverteilung hervorzuheben und die Schönheit einer belebten Oberfläche, ganz abgesehen vom Gegenstand darzustellen. Genau so wie es die Hauptaufgabe des Malers ist, eine gute Farbenwirkung zu erzielen. Denn „Skulptur ist in der Tat nur Licht und Schattenzeichnung in Stein. Ihre Meister

---

* *Aratra Pentelici.* Wege zur Kunst IV. Heitz & Mündel.

denken in erster Linie nur an das richtige Anlegen der Massen, und suchen Leben durch Wölbung und Wechsel der Oberfläche zu geben. Ein anderes tritt aber dazu: Von den Parthenonskulpturen an bis hinab zu der leichtesten Ranke, die sich um ein 13. Jahrhundertkapitäl schlingt, wird jeder Stein, den die Hand eines Meisters berührt, weich durch inneres Leben. Er gleicht der Natur nicht nur im Gewebe der Haut, in den Fibern des Blattes oder den Adern des Fleisches. Auch in dem freien, zarten, unaussprechlich subtilen Wogen seiner organischen Formen."*

Das impressionistische Moment ist demnach auch hier das Zunächstliegende. Aber nicht das allein Ausschlaggebende. Denn er nennt drei Faktoren als wesentlich in der Bildhauerkunst. Zunächst die Vorstellung der Anatomie, danach das rhythmische Element, dessen Wirkung auf farbige Anordnung oder Verteilung der Massen hindrängt, und zuletzt das nachahmende Moment oder die Wiedergabe der Außendinge. An den griechischen Münzen erhellt er die Merkmale der Bildhauerkunst und ihrer Entwicklung.** In der archaischen Periode ist keine Ähnlichkeit mit dem dargestellten Gegenstand erkennbar. Die Zeichnung ist weder vollkommen richtig noch falsch. In der mittleren Periode ist die Anlage der Zeichnung ebenso klar und bestimmt, aber die Übergänge sind feiner

* Vorträge über Kunst, § 166. ** *Aratra Pentelici.* Wege zur Kunst IV. Heitz & Mündel.

ineinander gearbeitet und abgerundet. Die vollendete Periode wird durch äußerste Einfachheit und anspruchslose Schönheit der Behandlung charakterisiert. In der Verfallzeit sind die Züge mit Feinheit wiedergegeben, aber ohne Einfachheit und Breite. Lässigkeit und Willkür walten vor.

Der Meister der Blütezeit sah vor allem auf lebendige Wirkung. Auch bei Phidias stand dies Bestreben im Vordergrund, wie bei allen Künstlern ersten Ranges. Künstler zweiten Ranges aber streben in der Kunst nicht nach vollkommener Ähnlichkeit, sondern suchen eine gewisse Abstraktion zu erreichen, um die künstlerische Wirkung zu verfeinern. In einem besonderen Abschnitt wird der künstlerische Trieb erörtert. Ruskins Definition des „Puppenspiels“ klingt in vielem an Schillers „Spieltrieb“ an, und an das, was Goethe dem Prometheus in den Mund legt: „Hier sitze ich, forme Menschen nach meinem Bilde. . . .“

Der Mensch als Kind — oder das Volk in der Kindheit, rekreiert sich selbst in doppelter Bedeutung. Es ahmt die Schöpfung der Welt nach. Es schafft im Kunstwerk neues Leben, um mit seinen Gestalten zu spielen, oder sie anzubeten. „Das jugendkräftige Aufblühen der Völker läßt sich fast unmittelbar an ihrer Vorliebe für nachahmende Kunst ermessen; an ihrer Freude an Bildhauerei oder am Drama, das wie einst in Griechenland lebendige und redende Skulptur ist. In der Kind-

heit der Menschen und Völker ist dies Tun an sich beglückender als sein Endergebnis. . . . Später ist der Haupttrieb zu bildnerischer Tätigkeit das Verlangen, über das bloße Nachbilden hinaus das in feste Gestalt zu bannen, was an unsichtbar waltenden Kräften ringsumher wirksam ist. Zu besitzen, was sonst abwesend, sichtbar zu verehren, was rätselhaft und wunderbar ist. Die in den Wolken thronenden Götter werden so als Hausgötter unter Dach gebracht; die Toten verlassen ihr Schattenreich und wachen als Laren über dem Haus. . . . Denn die andere Voraussetzung der Bildhauerkunst ist das Sehnen nach Vergegenwärtigung der unsichtbaren Mächte und eines gewissermaßen persönlichen Verkehrs mit ihnen. Ist dieser Trieb aber der einzig maßgebende in der Seele des Volkes, dann muß seiner Skulptur ein wesentliches Element mangeln, und ihre Entwicklung höchstens auf raffinierte Ausführung oder seltsame Ausgestaltung hinauslaufen. Dies ist für die indische und chinesische Kunst zutreffend, die festgenagelt, an abergläubischer Furcht und Bewunderung krankt. Das Element, das ihr mangelt, ist das ernsthafte Streben des Volksgeistes nach Ergründung ethischer Probleme. Das war in Griechenland und Florenz der Fall. Der Fortschritt der bildenden Kunst hielt hier gleichen Schritt mit der Erkenntnis. . . . Denn was den bildnerischen Trieb läutert, äußert seine Kraft zugleich in der geistigen Entwicklung der

Rassen, und der Höhepunkt künstlerischer Vollendung erfaßt und verewigt die Wirklichkeit in dem Augenblick, da sie am schönsten ist. Ruskin schließt hieran eine tiefe Deutung der Symbole der griechischen Göttersagen, die in engem Zusammenhang mit ihrer Kunst stehen. Ich greife nur Eins heraus: „Die Griechen waren das erste Volk, das in reiner Humanität heranreifte.... Sie überkam — im Gegensatz zu ihren Nachbarvölkern — ein neuer Geist; und die Steine begannen zu atmen, die Wolken gewannen feste Gestalt...." Und nun folgt an der Hand griechischer Skulptur, ihrer Anfänge, Blüte und Verfall, eine eingehende Exemplifizierung seiner in den „Vorträgen über Kunst" niedergelegten Gedanken über die Wechselwirkung von Kunst und Moral im Volksleben.

Wenn Ruskin die Kunstausübung für das im höchsten Sinn allein moralische Tun erklärt,* so erbringt er dabei einen seiner ganzen Denkweise entsprechenden Beweis. Es war die Zeit, wo der Materialismus sein Siegespanier entfaltete. Wo man glaubte, durch die Gesetze der Materie auch das Gesetz und Geheimnis (Substanz) des Lebens gefunden zu haben, weil das Lebensgesetz der scheinbar meßbaren Wärme nahe verwandt sei. „Darüber aber"** — erklärt Ruskin — „stehen zwei Gesetze, die jede zufällige Absonderlichkeit

* Vorträge über Kunst, § 95. ** *Aratra Pentelici,* Deutsche Ausgabe, S. 67.

oder Ausartung dieser Substanz beherrschen: das eine betrifft die Schönheit der Gestaltung, das andere die Größe des Charakters. . . . Gesetze, welche im Chaos der Schöpfung zwischen dem Lebendigen und dem Toten stehen, um das Heilige und Lebenfördernde von dem Bösen und Lebenzerstörenden zu scheiden. . . . Der Mangel an Verständnis für diese beiden Gegensätze ist eine stark hervortretende Eigentümlichkeit modernen Geisteslebens. Keine Leichtgläubigkeit, kein Aberglaube früherer Zeiten, bekundet eine so merkwürdige Herabwürdigung des menschlichen Intellekts als das mangelnde Verständnis für schön entwickelte Formen, und der mangelnde Glaube an eine gewaltige, heroische Lebensführung. . . .“ Von der griechischen Bildhauerkunst werden wir zu der Skulptur der Frührenaissance geführt. Denn die Vorbedingungen für eine vollkommen große Bildhauerkunst haben sich im Laufe der Geschichte nur zweimal erfüllt, und nur auf kurze Zeit. In Ionien und in Florenz. Athenische und Florentinische Kunst sind von gleichem Range, und in der Hauptsache gleich ursprünglich und unabhängig. Die Florentiner haben als die späteren mancherlei von den Griechen entlehnt, doch wäre ihre Kunst ebenso groß geworden auch ohne diese Anregungen. Beide Völker waren vor die gleiche Aufgabe gestellt. Die Griechen hatten die Einflüsse der phönizischen und etruskischen Kunst zu vermensch-

lichen, und die Florentiner die byzantinische und normannische (lombardische) Kunst. . . . Die griechische und nach ihr die florentiner Bildhauerkunst hat es allein vermocht, die menschliche Gestalt vollendet darzustellen. Die Griechen waren Meister in Wiedergabe der Gestalt, nicht aber des seelischen Ausdrucks des Antlitzes. Und die Florentiner haben, so unvergleichlich sie die Gesichtszüge meißelten, die Schönheit des nackten Körpers nicht vollkommen gebildet. . . . Was der griechischen Kunst ihre Stellung in der Weltkunst verleiht, ist zweierlei. Sie ist die Wurzel aller Einfachheit, und hat Vorliebe für bunte Fülle. Denn sie liebt fein ausgeführte Ornamentik, die den Eindruck farbiger Muster hervorbringt, was namentlich auf ihren Vasenbildern hervortritt. Aber inmitten der Erzeugnisse anderer Kunstschulen, barbarischer und selbst gotischer, wirkt griechische Kunst groß, einfach und rein menschlich. „Aus allem überflüssigen, überladenen Beiwerk, aller niedrigen und abergläubischen Furcht, löst der Grieche die Gestalten von Mensch und Tier heraus, und stellt sie in der Nacktheit ihrer natürlichen Körperformen dar, sie scheinbar mit dem Feuer einer lebendigen Seele durchglühend. Er führt das Kranke zur Gesundheit und drängt das Unwahre zurück“. . . .

Ruskins künstlerische Reife erreicht ihren Höhepunkt in der wachsenden Erkenntnis griechischer

Kunst. Und da er auch hier nur seinem Auge folgt, kommt er selbständig zu immer überraschenderen Resultaten. Die römische Kunst und die auf ihr beruhende römische Renaissance bleibt nach wie vor ausgeschaltet. Aber in *Val d'Arno*, wo er dem Ursprung toskanischer Skulptur nachgeht, entdeckt er griechischen Ursprung in der italienischen Gotik. Dem Sarkophag mit Meleagers Jagdzug entnahm Nicola Pisano die Grundzüge moderner Kunst. An seinen Skulpturen spürt Ruskins zeichnerisches Nachbilden griechische Grundformen auf. Er „fühlte in Ruhe die Emotionen eines andern nach“ und folgte Stunde auf Stunde der Arbeit, die von dem Glück der zweiten großen Kulturperiode erfüllt war. An den Spitzbogen aber der Kanzel im Baptisterium zu Pisa erkannte er das erste Erblühen christlicher Gotik. Und noch „jede Linie des Florentiner Meißels im 15. Jahrhundert beruht auf nationalen Kunstprinzipien, die schon im 7. Jahrhundert vor Christo bekannt waren“. (*Mornings in Florence.*)

Und nun folgt das merkwürdige Geständnis dieses Wahrhaftigsten unter den Wahrhaftigen. Er sagt, seine Behauptungen über griechische Architektur, wie er sie im „Wesen der Gotik“ niedergelegt, seien irrtümlich gewesen. Damals sei ihm entgangen, daß die Griechen nicht weniger mannigfaltige Formen gehabt hätten als die Goten; sie seien nur maßvoller gewesen in der Anwendung. Jetzt habe er

erkannt, daß die Formen griechischer Kunst so reich seien wie die der Gotik, ja die griechische Darstellung des Meeres oder der Stromeswellen sei die eigentliche Quelle aller spiralen oder übersponnenen Filigrandekoration der Gotik und der Pracht früh-Pisaner Kunst.

Nun sein Auge einmal für diese Zusammenhänge erschlossen, wird er ihrer auch in der Malerei gewahr. Obwohl Giotto die moderne Farbengebung begründet hat, waren doch all seine Anfänge mittelalterlicher Kunst Fortsetzung der Antike. Sein Ausmalen einer gotischen Kapelle vergleicht Ruskin der Malerei einer umgestülpten griechischen Vase, wo die Gestalten auf der inneren, hohlen Fläche wie dort auf der gewölbten Außenseite stehen — innen und außen gebeugt, in möglichen und unmöglichen Stellungen, aber immer von lebendiger Anmut.

Die Freiheit, die Ruskins Stellung an der Universität mit sich brachte, ermöglichte ihm, immer neue Lebensgebiete in seine Kunstbetrachtung hineinzuziehen. So hat er im Jahr 1872 ein Kolleg über das Verhältnis von Kunst zu Wissenschaft und zu Naturwissenschaft gelesen, dem er den Titel „Das Adlernest“ gab. In Blakes Verse faßt er die Grundgedanken dieser Vorlesungen zusammen:

Weiß der Adler was die Höhle birgt,
Oder soll der Maulwurf es dir künden?

Der Erkenntnistrieb ist ein edler Trieb des Menschen, sofern er sich auf hohe Dinge richtet. Die

moderne Erkenntnissucht hat aber die Tendenz, sich auf Dinge zu erstrecken, die dem hohen Menschen nicht geziemen. Höher als die Erkenntnis aller Probleme des Menschenlebens, der Natur und ihrer Gesetze steht das Gewinnen der göttlichen Weisheit, der Sophia. Sie ist das alte, ewig neue Ideal, das die humanistische Kultur durchdrungen hatt, und das die Neuzeit gering achtet, weil es ihr wichtiger ist, zu wissen, was im Abgrund sich regt, als wohin den Adler seine Flügel tragen. Das alte Ideal, die göttliche Weisheit, richtet Ruskin auf, und stellt es in neue Beziehung zu allen Impulsen der Neuzeit, um ihnen voraufzuleuchten, und das höchste Ziel aller menschlichen Bestrebungen zu werden. Ohne sie, ohne die göttliche Weisheit ist alle Wissenschaft und Kunst im höheren Sinne wertlos. Und die ganze moderne Kultur steht in der Gefahr, über dem Spezialisieren in Kunst und Wissenschaft das zu verlieren, was die Welt im innersten zusammenhält: das höhere geistige Band.
Ruskin nähert sich in dem Hervorheben dieser höheren Lebenseinheit der Auffassung unserer Klassiker. In seinen Definitionen finden sich sogar Anklänge an Hegel, der in Oxford mit Vorliebe studiert wurde. So wenn er die Kunst definiert als „die Veränderung der Außendinge durch unsere substantielle Kraft“. Hegels Definition lautet ähnlich: „Kunst ist die Veränderung der Außendinge, welchen der Mensch das

Siegel seines Inneren aufdrückt, und in ihnen nun seine eigenen Bestimmungen wiederfindet."*
Im „Adlernest" hat Ruskin auch leidenschaftlich Stellung zu dem Studium der Anatomie genommen und es für die bildende Kunst nicht nur als überflüssig, sondern irreführend erklärt. Der Künstler habe es lediglich mit Erscheinung der Dinge zu tun, und nicht mit dem, was unter der Haut sei. An Dürers Madonnen wies er nach, daß die anatomischen Kenntnisse seine Schönheitsdarstellung wesentlich beeinträchtigt haben. Wie es Ruskins Art war, wurde er durch Widerspruch nur in seiner Meinung bestärkt und immer heftiger in die Opposition getrieben. In eine Opposition, die ihn zu der berüchtigten Vorlesung über Michel Angelo und Tintoretto veranlaßt hat. Sie bildet den Abschluß seiner Vorlesungen über bildende Kunst *(Aratra Pentelici)*, in denen er die Bildhauerkunst der Frühitaliener verherrlicht. Er hatte eben in der Sistina die jahrhundertelang vergessenen Fresken Botticellis wieder entdeckt, und neben der Bewunderung für die kindlichen Formen der Frührenaissance hatte Auffassung für Michel Angelos Pathos der Leidenschaft keinen Raum mehr in seiner Seele. Früher fand er Worte für ihn wie: „Seine Fantasie legt die unendliche tiefste Wurzel des Menschendaseins bloß, kraft welcher es aus dem Unsichtbaren herauswächst...."** Hier aber stellt er sich dazu in

* „Einleitung in die Ästhetik." ** Moderne Maler II, S. 280.

schroffen Widerspruch. Sagt er zwar im Vorwort, Michel Angelos Ruhm stehe so unantastbar fest, daß keine Kritik ihm etwas anhaben könne, so wagt sich Ruskin gleichwohl mit Urteilen heraus, die verkleinernd auf ihn selbst zurückfallen. Mit Befremden liest man, daß Tintoretto, Correggio und Michel Angelo *delight in the body for its own sake,* den Körper in alle möglichen und mehr noch unmöglichen Stellungen bringen, nur um die Bewegung des Skeletts und die Konturen des Fleisches deutlich zu machen. „Eine Handbewegung bei Cima oder Bellini drückt eine seelische Regung aus, Michel Angelo aber zeichnet den Körper aus Eitelkeit, dessen Erkenntnis er am Leichnam gewonnen hat. . . .“

Ruskins treuste Freunde trauerten, als sie dies hörten und lasen. Der Maler Sir William Richmond* meint, Ruskin habe die Tragik des Daseins, die Michel Angelo künde, überhaupt nicht verstanden. Es sei ihm dabei unheimlich zumut geworden und seine Abneigung gegen das unechte und hohle Pathos der Nachahmer Michel Angelos, habe er auf diesen selbst übertragen. Sein Nichtverstehen Michel Angelos und Beethovens, wie seine Abneigung gegen Rom, war indessen Ausdruck seiner tiefsten Wesenheit.

Richmond knüpft daran eine reizende Mitteilung

* Der Sohn jenes in Praeterita erwähnten George Richmond.

persönlicher Natur. Als Ruskin 1878 nach schwerer Krankheit seine Professur niederlegen mußte, wurde Richmond zum Slade-Professor erwählt. Als erstes las er ein Kolleg über Michel Angelo und gab darin seiner Bewunderung für die Decke der Sistinischen Kapelle vollen Ausdruck. Dies hatte heftige Vorwürfe von Ruskins Seite zur Folge, auf die Richmond aber nach Ruskins Genesung mit dem Anerbieten antwortete, zu seinen Gunsten auf die Professur zu verzichten, und Ruskin trat durch Wiederwahl an seine Stelle. Als die Freunde sich danach wieder trafen — es war das letzte Zusammensein — und in herzlichem Einvernehmen von alten Zeiten und Erinnerungen plauderten, sagte Ruskin beim Abschied plötzlich: „Willy, weshalb haben Sie mich wegen Michel Angelo so heftig angegriffen?“ Richmond erwiderte: „Mr. Ruskin, weil Sie Unsinn behauptet haben.“ — „Was habe ich gesagt?“ war die Erwiderung. — Er wiederholte seine Äußerung: „Eine von Tintoretto gemalte Haarlocke ist mehr wert als aller unschickliche Faltenwurf am Deckengewölbe der Sistinischen Kapelle.“ Da hat Ruskin seine beiden Hände ergriffen und gesagt: „Mein lieber Willy, Sie haben recht: es war Unsinn.“ Richmond meint, in einem Zuge wie dieser komme Ruskins wahrer Charakter zum Ausdruck. In ihm einte sich die Kraft höchster Begeisterung mit einer seltsamen Urteilslosigkeit. In

seiner hinreißenden Beredsamkeit, in dem Strom seiner Bilder und malerischen Anschaulichkeit wandelte sich jede Paradoxie in eine Wahrheit. Und in seinem Temperament wurden die kaustischen Entgegnungen mehr als bloß im Gleichgewicht gehalten durch Güte, Sanftmut und jene kindliche Bescheidenheit, die allen großen Menschen eigen.*

Ruskin ist dreimal auf drei Jahre zum Slade-Professor wieder erwählt worden, und hat bis 1879 mit kurzen Unterbrechungen an der Universität gelesen. Doch machten sich die wiederholten Krankheitsanfälle alsdann schmerzlich geltend, und er mußte seine Lehrtätigkeit niederlegen.

1883 hatte sich seine Gesundheit gebessert, und er konnte die Neuwahl annehmen doch nur auf zwei Semester. In diesen Vorlesungen, *The Art of England*, ist aber schon ein trauriges Abnehmen seiner Geisteskräfte fühlbar. In dem über Burne Jones und Watts angekündigten Kolleg hat er Watts nur erwähnt, obwohl er der Maler war, von dem er früher gesagt hatte: „Wir haben in der Gegenwart nur einen Maler, G. F. Watts, der imstande ist, farbige Kompositionen im großen Stil zu schaffen. Er allein unter unseren Künstlern besitzt die Anschauung von dem Wert breiter Massenverteilung und hat die Energie der Erfindungskraft, auf der diese Breite beruht. Seine

* „*Ruskin as I knew him.*“ St. George. Vol. V, p. 20.

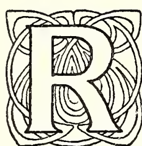
Ausdrucksfähigkeit und Gedankentiefe sind nicht weniger merkwürdig als seine kühne Konzeption farbiger Wirkungen."* In den weiteren Vorlesungen über Kate Greenaway und Mrs. Allingham sind noch wundervolle Gedanken verstreut über die Art Bilderbücher, die die Fantasie des Kindes entwickeln, und die es ebenso üben muß wie seine Lungen und Glieder. In dem letzten Kursus „Englands Vergnügungen", traten neben geistreichen Darlegungen Paradoxien im Übermaß hervor. Seine Freunde waren peinlich davon berührt. Als dann die Universität bald darauf, trotz seines Protestes, sich entschloß, in dem naturwissenschaftlichen Museum die Vivisektion einzuführen, nahm er ergrimmt und schmerzlich bewegt seinen Abschied. Mit Enthusiasmus und Hingabe hatte er mitgewirkt an der Gründung und Ausführung dieser Pflegestätte der Wissenschaft. Sie der Vivisektion ausliefern, bedeutete für ihn aber nicht allein unnötige Grausamkeit gegen Tiere, sondern ein Mißverstehen wissenschaftlicher Zwecke und Ziele, und Verletzung sittlicher Gesetze. In Groll und Bitterkeit schüttelte er den Staub von seinen Füßen, in der Überzeugung, all seine Arbeit sei vergeblich gewesen, er habe jede Fühlung mit seiner Zeit verloren und tue besser, den ungleichen Kampf aufzugeben.

---

* Steine von Venedig III, Kap. 1, § 39, Anmerkung 3.

DER PROPHET

Er war ein brennendes und scheinendes Licht.
Ev. Johannis 5, 35.

uskin hat es wiederholt ausgesprochen, sein eigentlicher Beruf sei Studium und Ausübung der Kunst. Nur darin fühle er sich beruhigt und beglückt. Seit 1870 war er nun in einer Stellung, in der seine Gaben sich auf diesen Gebieten aufs schönste bestätigten. Seine Freunde glaubten, seine sozialen Bestrebungen seien in den Hintergrund getreten und waren nicht wenig überrascht, als am 1. Januar 1871 der erste jener Briefe erschien, in denen er das englische Volk über ein Jahrzehnt hindurch in Erregung gehalten hat. In denen er es aufrief, die Übelstände zu beseitigen, die es als Nation herabwürdigten, seine besten Kräfte verzehre, und es dem Untergang unaufhaltsam entgegentreibe. Es mache sich schon jetzt ein soziales Elend fühlbar, dem mit Maßnahmen der Mildtätigkeit nicht mehr zu steuern sei. Ein Elend ganzer Bevölkerungsschichten; ein Elend, unter dem Millionen seufzten. Kein Elend, aus dem, ob verdient oder nicht verdient, der einzelne sich emporringen könne, wenn er den Schwachen und Unfähigen als Sprosse benütze, um in die Höhe zu kommen — sondern das unentrinnbare, das Massenelend.

Um die Bedeutung dieser Briefe zu verstehen, vergegenwärtige man sich, welche Zustände der unerwartet schnelle Übergang des englischen Agrarstaates zum Industriestaat gezeitigt hatte. Schulze-Gaevernitz gibt davon ein deutliches Bild:* Durch die Entwicklung der Dampfmaschine wurde die Industrie vom Bache oder Flusse unabhängig und kehrte wieder in die Stadt zurück, weil dort unter gleichen Bedingungen die Arbeitskräfte leichter, und durch gesteigerte gegenseitige Konkurrenz billiger zu haben waren. Daher gegen Anfang des 19. Jahrhunderts das ungeheure Anschwellen der Städte, oft bisher unbedeutender Orte. Neue Mittelpunkte des nationalen Lebens entstanden, in denen Kapital und Bevölkerung mit wunderbarer Schnelle zusammenflossen. Damals erst sah die moderne Großstadt das Tageslicht und mit ihr jener Zustand, den der Engländer bezeichnenderweise ‚Atomisierung der Gesellschaft' nennt. Denn die Arbeiter waren sich in dem wüsten Treiben der Konkurrenz ganz selbst überlassen. Bis gegen Mitte des Jahrhunderts wurde jede staatliche Regelung des Arbeitsverhältnisses mit den Sophismen bekämpft, daß die Arbeit das einzige Eigentum des armen Mannes sei, und daß eine Einmischung in dieselbe — um ihren Verkauf durch gesetzliche Maßregeln zu beschränken, ein gefährlicher Eingriff in die Rechte des armen Mannes wäre. Und die klassi-

* Zum sozialen Frieden I.

sche Nationalökonomie hat mit ihren Lehren die Kluft zwischen Besitzenden und Besitzlosen erweitert, das Emporsteigen des Kapitalismus und das Herabsinken des Pauperismus mächtig befördert. Ihr ungeheurer Einfluß hatte seinen Grund darin, daß sie nichts anderes war, als die in Form einer Theorie gebrachte Lebensanschauung der industriellen Mittelklassen, und vor allem der der ersten Generation der Arbeitgeber entsprach. Auf Grund jener Lehren erschien aber jede private Bemühung um die Hebung der arbeitenden Klassen nutzlos.

Hatte sich auch in den sechziger Jahren eine Besserung dieser Notstände angebahnt, hatte sich namentlich schon ein höherer Arbeiterstand zu Selbsthilfe und besseren äußeren Verhältnissen entwickelt, so war noch Elend genug vorhanden. Und was Ruskin am meisten empörte, das war die Unfähigkeit der oberen Gesellschaftsschichten, die Wurzel der Übelstände zu erkennen.

„Während der letzten achthundert Jahre haben die oberen Klassen Europas eine große *Picnic*-Gesellschaft gebildet. Die meisten waren auch fromm; und indem sie sich in Gruppen in Parks und Gärten auf den grünen Rasen niederließen, haben sie geglaubt, von der göttlichen Autorität auf diese Stelle befohlen zu sein, um mit Brot vom Himmel genährt zu werden. Und sie hielten es für schicklich, ihre Reste zu der Erhaltung und ihre

Zehnten zu der Aufsicht der Armen abzugeben."* Obwohl Carlyle vielen die Augen geöffnet, und das Vorgehen Maurices, Kingsleys und Robertsons auch unter den Geistlichen Nachfolge gefunden hatte, so stand die intellektuelle wie die fromme Welt der Zahl nach noch völlig unter den Anschauungen des Manchestertums. Auch der Bischof von Manchester hatte diese Schule vom christlichen Standpunkt aus verteidigt. Die Auffassung der Kirche befürwortete das patriarchalische Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, wie es ihr aus den Agrarverhältnissen überkommen war. Ihre ethische Erkenntnis hielt nicht Schritt mit den sozialen Veränderungen, deren umwälzenden Ansprüchen sie nicht gewachsen war. Mit Schmerz gewahrte Ruskin bei den Frommen (Evangelikalen)** die intellektuelle Unmöglichkeit, die Schäden der Zeit zu erkennen und sie an der Wurzel zu packen. Aus Furcht, in das Wesen der Welt verstrickt zu werden, die sie ohnehin für verloren hielten, gaben sie den Kampf wider die herrschenden Übel von vornherein auf, und vermauerten sich immer völliger den Ausblick in das Leben. Andere, denen Innerlichkeit und Ernst mangelten, fühlten sich äußerlich zwar zugehörig zur Kirche; aber der Drang, sich im Leben zu betätigen und in der Welt vorwärts zu kommen, war stärker, und so

---

* *Fors Clavigera I.* p. 33. ** Ihre Richtung entspricht ungefähr der „Gemeinschaftsbewegung" in Deutschland.

konnten sie dem Dilemma nicht entgehen, mit ihrem Streben und anerzogenen Glauben in Zwiespalt zu geraten. Ruskin war nicht der erste, der erkannte, daß die Kirche und Geistlichkeit aller Dominationen ihren Einfluß auf die Massen eingebüßt hatten, weil sie den Kampf wider die Übel der Zeit mit unzulänglich gewordenen Waffen führten. Vor allem aber, weil sie die eigentliche Sünde der Gegenwart, die Mammonanbetung und ihren Dienst — den Tanz um das goldene Kalb — nicht brandmarkten. So konnte er erzählen, daß er viele Predigten in seinem Leben gehört habe, in denen junge Faulenzer ermahnt wurden, sich vor der Wollust zu hüten, und alte Arbeiter, ihrem Durst nicht nachzugeben. „Aber niemals habe ich gehört, daß ein Geistlicher ernsthaft von dem Kampf zwischen Gott und dem Mammon geredet hätte, oder die Notwendigkeit erhärtet, zu wählen, welchem von diesen beiden Herren sie dienen wollten.“*

Dem Massenelend, der zunehmenden Verwilderung des Proletariats gegenüber, erwiesen sich auch die hergebrachten Wohltätigkeitsbestrebungen nicht nur der Quantität nach als unzureichend. Die Ermahnungen zu Ergebung und Unterordnung unter die bestehenden Verhältnisse, wie das Vertrösten auf die jenseitige Welt, mußten Menschen gegenüber wirkungslos bleiben, die im Frohndienst des

---

* *Fors Clavigera II.* p. 266.

Tages jede menschliche Würde einbüßten. Die Kluft zwischen den oberen und unteren Ständen weitete sich zusehends, und schloß jedes gegenseitige Verständnis aus.

Die Zehn Gebote der modernen Gesellschaft aber lauteten: „Du sollst jeden anderen Gott haben neben mir. Du sollst anbeten jede bestialische Einbildung, die auf Erden und unter der Erde ist. Du sollst den Namen des Herrn mißbrauchen, um des Armen zu spotten, denn der Herr wird den ungestraft lassen, der bedrückt und nicht gibt. Gedenke des Sabbattages, das du ihn entweihest. Du sollst deinen Vater und deine Mutter entehren; du sollst töten und töten nach Millionen, mit allen deinen Kräften; deinen Verstand und deinen Reichtum hingeben für Maschinen, die tausendfach töten. Du sollst dich jedes Weibes gelüsten lassen. Du sollst stehlen und stehlen vom Morgen bis zum Abend, das Böse vom Guten und den Reichtum von den Armen. Du sollst leben vom Lügen in millionenfachen Lügengeweben. Laß dich gelüsten nach deines Nächsten Haus, Land, Reichtum, Ruhm und allem, was dein Nächster hat." „Und zuletzt kurz summiert, durch Adam Smith: Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander hasset."*

„Die zivilisierten europäischen Nationen bestehen in großen Zügen aus einer Masse halbwissender,

* *Fors Clavigera IV.* p. 116.

unzufriedener und meist mitteloser Bevölkerungen, die sich das Volk nennen, aus einer Sache, die sich Regierung nennt — d. h. einem Apparat, Geld einzuziehen und auszugeben, und einer kleinen Zahl Kapitalisten, von denen viele Schurken sind, und die meisten Dummköpfe. Sie sind ohne jede Vorstellung von einem anderen Lebenszweck als dem, Geld zu verdienen, zu spielen oder Sekt zu schlürfen. Aus einer bestimmten Zahl Literaten, die irgend etwas sagen, wofür die bezahlt werden, — von Predigern, die nur das sagen, was man sie gelehrt hat — von Naturforschern, die alles behaupten, was ihnen durch den Kopf geht — und aus Adel, der gar nichts behauptet. — Sie alle vereinigen sich, um die Tatsachen zu verdrehen und die Desorganisation der Masse zu vollenden; was aber die geschäftliche Seite anlangt, so besteht die zivilisierte Nation der breiten Masse nach aus Pöbel, aus nur geldeinsammelnden Maschinen und den Kapitalisten."*

Je höher Ruskins Vorstellungen von Menschenwert und Würde der Arbeit, je quälender die Bilder, die vor seiner Fantasie aufstiegen, um so weniger konnte er im Bewußtsein, daß Erkenntnis dieser Übel ihm Verpflichtungen auferlege, schweigen und tatlos zusehen, daß nichts grundlegendes zu ihrer Beseitigung geschehe: „Ich bin weder selbstlos noch ein Evangelikaler. Ich habe kein besonderes

* *Fors Clavigera III.* p. 355.

Vergnügen am Gutestun; noch ist es mir so zuwider, daß ich Belohnung dafür im Jenseit erwarten dürfte. Aber ich kann einfach nicht mehr lesen, nicht Mineralien betrachten, noch sonst etwas treiben, das mir Freude macht. Selbst das Licht der Morgensonne ist mir verhaßt, seit ich den Jammer begreife, und seine Anzeichen auch da gewahre, wo mein Wissen aufhört. Und keine Fantasie kann ihn sich bitter genug vorstellen. Ich will aber nicht länger schweigen, sondern von nun an mein bißchen Bestes tun, um das Elend zu mindern. . . .“* „Aber wer bin ich denn, gebrechlich und alt, daß ich Gefolgschaft beanspruche? Gott behüte mich davor. Aber sie ist mir aufgedrängt, aufgedrängt gegen meinen Willen, völlig zu meiner Verzweiflung, ja in vieler Hinsicht zu meiner Beschämung. . . . So wie ich bin, stehe ich zu meinem Schrecken — so viel ich beurteilen kann — in meiner Überzeugung, meiner Hoffnung und mit meinen Entschlüssen allein in der Wüste dieser modernen Welt. Auferzogen in Luxus, der mit andern verglichen ungerecht war, und für mich selbst verderblich; wankelmütig, töricht und von jammervollem Mißerfolg in allem persönlichen Erleben begleitet — hoffnungslos umhergetrieben von Stürmen der Leidenschaft — ich, ein Mensch in weichen Kleidern — ich, ein Rohr, das der Wind hin und her beugt, — mir ist trotzdem die

* *Fors Clavigera I.* p. 3.

Botschaft an alle Menschen aufs neue anvertraut worden: ‚Es ist schon die Axt den Bäumen an die Wurzel gelegt. Darum, welcher Baum nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. . . .‘ Und zum zweitenmal ist mir die Verkündigung auferlegt, obwohl niemand darauf gehört hat. Alles, was ich seit Jahren geredet und gefordert, ist erfolglos verklungen. . . . Die Klügsten tun sich mit den Narren zusammen, die Besten mit den Schurken, um nur dauernd das Gute, das geschehen könnte, zu verhindern, und das beständige Übeltun gut zu heißen. Nationalschuld zu kontrahieren und in den gesetzlichsten Formen — wie leicht! Nationalen Barbestand aufzusammeln — unter irgendwelchen legalen oder moralischen dauernden Bedingungen — wie schwierig! Jedermann nennt mich verrückt, weil ich das erhoffe . . . . und ich werde gewarnt, keinen Wohltätigkeitsfond zu gründen, der nur zu Mißbrauch in falschen Händen führen würde.

Nun ja, das mag, menschlich gesprochen, so sein. Ich sehe und gebe in schmerzlicher Überzeugung zu, daß ich inmitten eines Volkes von Dieben und Mördern lebe, daß jedermann trachtet, jedermann zu berauben; und zwar nicht tapfer und stark, sondern in der feigsten und widerlichsten Weise betrügerischen Handels. Daß ‚Engländer‘ heut nur ein Wort ist für Schwindler und Spieler; und englische Ehre und Höflichkeit umgewandelt sind in

das Kriechen und Lächeln eines geprügelten Hausierers, der mit einer Dampfdrehorgel umherzieht. Es sei so; nach der Herzenslust — oder Leber- und Gallenlust — jedes modernen Ökonomen und Philosophen. Und doch glaube ich wahrhaftig, aus der eiternden Masse dieses Auswurfs der Erde und des elenden Gerinnsels, einer von Rinnsteinwasser durchseuchten Froschbrut — daß ich hier und da eine ertränkte Ehre an den Haaren herausziehen mag. Daß ich verbriefte Verordnungen hinterlassen kann für gesundes Tun, und dafür gesammelte Gelder, die befolgt und bewahrt werden, wenn ich dahin bin."*

Was war das für ein Ton? So leidenschaftliche Worte man auch von Ruskin gewohnt war, diese Heftigkeit der Anklagen, diese Laute der Verzweiflung, die wie Donnerkeile auf alle Stände, auf alle Schichten der Gesellschaft herniederprasselten, waren neu und unerhört.

Fors Clavigera — so nannte er diese „Briefe an die Arbeiter und Werkleute Großbritanniens" sind eine Fortsetzung der Briefe in *Time and Tide*. Der Titel weist auf den Zweck hin. *Fors* ist das beste Teil von *Force*, *Fortitude* und *Fortuna;* d. h. von Kraft, Tapferkeit und Glück. *Clavigera* bedeutet Keulenträger, Schlüsselträger und Nagelträger.

Die Briefe erschienen in zwangloser Folge neben

* *Fors Clavigera III.* p. 175.

seinen Werken feinsinnigster Betrachtungen und Auseinandersetzungen über Wesen und Ausführung der Kunst. Häufig von den Orten aus datiert, von Venedig, Pisa, Verona, wo er die Einflüsse griechischer auf die gotische Architektur mit fingernder Hand heraustastete, wo er neue Entdeckungen machte über Farben und Helldunkelwerte in der Malerei. Oft sind Betrachtungen angestellt worden über die Zwienatur des Menschen und ihre unvereinbaren Gegensätze. Meist aber als Gegensätze von hoch und niedrig, von edel und gemein. Hier aber wird ein Mensch von Impulsen, die stärker sind als das, was er selbst für seine edelsten Neigungen und höchsten Aufgaben erklärt, auf ein entlegenes Gebiet wie durch höhere Mächte unwiderstehlich getrieben. Er spricht es ganz naiv aus, daß sein Gewissen ihm keine Ruhe lasse bei seiner Arbeit und daß er es beschwichtigen müsse, um Kraft und Nerv für seinen Beruf zu erübrigen. Auch Goethe fand, daß, wenn er nicht vergessen könne, daß die Strumpfwirker in Apolda hungerten, er nicht Iphigenie dichten könne. Ruskin war nicht so glücklich, das Elend vergessen zu können. Er meint, gerade die künstlerische Betätigung habe seine Gehirnsensationen verfeinert, daß sie ihn nur um so empfindlicher gegen die Eindrücke von außen machten. Je mehr sich ihm täglich neue, unerreichbare Höhen des Denkens und Strebens

eröffneten, je unglücklicher er sich fühle, in allem zu kurz zu greifen, um so entsetzlicher sei das Gefühl des Alleinstehens „in dieser heulenden, fleischfressenden Menge, die gierig nach Geld und Lust einander gegenseitig zerfleischt“.

So beruht denn die erneute Anknüpfung an soziale Bestrebungen lediglich auf dem sittlichen Notdrang seiner Natur, der zum Gewissenszwang wurde. Sein unveräußerliches, puritanisches Erbteil.

Die alten Puritaner lebten und webten in dem Gedankenkreise des Alten Testaments, worin das Prophetentum eine hervorragende Stellung einnahm. Der Prophet trat in Israel auf, wenn der Götzendienst überhand nahm, wenn die Religion der Lippen nicht mehr mit der Religion des Herzens übereinstimmte, wenn die Priester das Volk irreleiteten und toten Brauch und Rechtgläubigkeit der Wahrhaftigkeit des Wandels überordneten. Die Propheten hielten den Gewalthabern, die das Volk mit ungerechtem Frohndienst knechteten, furchtlos ihre Sünde vor. Sie deckten die Laster der Mächtigen und Reichen auf und verlangten, daß den Geringen und Schwachen geholfen werde. Kein Laster aber haben sie furchtbarer gebrandmarkt als den Wucher. Auch Carlyles Vorstellungen vom Heldentum der Propheten haben im Alten Testament ihren Ursprung, und die feurigen Pfeile, die er gegen die sozialen Mißstände geschleudert, sind ihrem Köcher entnommen. In Ruskin steckte ein gut Teil Tem-

perament der israelitischen Propheten, und die Sprache der Bibel war seine Muttersprache. So war es ihm nur selbstverständlich, daß er, der die Bürde des Propheten trug, zu einer anderen Zeit auch in ihrer Sprache redete. Ihre Sprache aber war die Sprache der Exaltation, die häufig mit krankhaften Zuständen verbunden war. Daraus erklären sich die Forderungen, die das Maß des Möglichen, des Erreichbaren oft übersteigen. Aus ihnen flammt auch die Leidenschaftlichkeit der Worte hervor. Ruskin selbst führt „das Glühen oder die Erregung des Geistes, die zeitweise seine Kraft verdoppelte und ihn befähigte, schärfer zu erkennen und lebhafter auszusprechen, was er schon lang auf dem Herzen gehabt,* auf gefährliche, wenn auch noch gesunde Zustände geistiger Erregung zurück". Alles, was er über das Wesen der Fantasie, und ihre Beziehung zur Inspiration gesagt hat, deutet darauf hin, daß, was er geschrieben, mehr Werke der Eingebung als verstandesmäßiger Überlegung gewesen sind. Und selbst wo er auf eine organische Entwicklung in der Reihenfolge seiner Werke hinweist, muß er zugleich bekennen: „Dies ist die Botschaft, die zu verkünden ich von Jahr zu Jahr geführt worden bin, und von der ich nicht mehr wußte, als ich ihre Rolle entfaltete, was darauf geschrieben stand, als der Grashalm weiß, welche Form seine Frucht annehmen wird." **

* *Fors Clavigera VI.* p. 121. ** Ibid.

Haben nun nüchterne Leute daraus schließen wollen, daß die in *Fors Clavigera* niedergelegten Reformideen als Äußerungen einer oft krankhaft überreizten Fantasie nicht ernst zu nehmen seien, so werden wir nicht nur sehen, wieviel lebenskräftige Ideen darin niedergelegt, sondern auch, welch wunderbare Früchte aus ihrer Saat aufgegangen sind. Freilich anders, als Ruskin erwartet hatte. Geben wir ohne weiteres zu, daß die visionären Zustände und Halluzinationen, wie er sie schildert, Ausdruck geistiger und seelischer Erkrankung waren. Sie waren aber noch etwas anderes. In diesen Zuständen der Entrücktheit, der Träume, der Schrecken und Entzückungen sind ihm „Berührungen mit der inneren Wahrheit der Dinge selbst geworden, in denen das unleugbare ‚Es' ihn angestrahlt hat", wie Carlyle die prophetischen Zustände schildert. Die moderne Physiologie urteilt anders. Sie sagt: weil religiöse Erlebnisse oft mit pathologischen Zuständen vereint auftreten, ist das religiöse Erlebnis an sich schon eine pathologische Erscheinung. Es ist dies derselbe Trugschluß, als wollte man aus den Ergebnissen der modernen Bibelkritik auf die Unterwertigkeit der biblischen Berichte überhaupt schließen. Denn die ihren Verfassern nachweisbaren historischen und wissenschaftlichen Irrtümer berühren gar nicht die Frage nach der Wahrhaftigkeit und damit nach der Bedeutung der von ihnen mitgeteilten religiösen Kämpfe, Erlebnisse und Wahr-

heiten (Vgl. William James: „*The Varieties of Religious Experience.*“ *A study in human nature.* Longmans, Green & Co., Newyork und Gifford Lectures, London 1906).

In *Fors Clavigera* finden sich in den Briefen zwischen 1878—84 Äußerungen eines Geistes, der auf der Grenzscheide von Wirklichkeit und Wahnsinn schwankt. Und doch hat er in diesen Erregungen, in der heiligen Empörung *the divine rage*, wie Carlyle von ihm sagt, Wahrheiten ausgesprochen über die tiefsten Ursachen sozialer Übelstände, an denen wir alle leiden und an denen wir alle Schuld tragen. Und auch so paradox, so übertrieben in Anklagen und Forderungen, wie nur je ein israelitischer Prophet mit der Seherbinde um das Haupt seinem Volk Gericht und Untergang geweissagt hat.

Nur einige dieser Äußerungen als Beispiel: „Nach den Manieren, Gewohnheiten, Gefühlen und religiösen Ansichten des modernen England habe ich so wenig zu fragen wie der arme Prophet Jonas sich mit den liebenswürdigen Eigenschaften der Niniviten auseinanderzusetzen hatte. Ich habe England ebenso vor der nahenden Katastrophe und der Auflösung zu warnen, wie Jonas Ninive seinen in zehn Tagen bevorstehenden Untergang verkünden sollte.“* Der Hauptvorwurf, den er der Kirche Englands entgegenschleudert, ist darum auch, daß

* *Fors Clavigera IV.* p. 174.

sie den prophetischen Geist verloren habe. „Kein Bischof wird heutzutage wagen, die ihm amtlich zuerkannte Gabe der Prophetie in einem Salon zu betätigen. . . .“ Auf seinen Vorwurf, der Richter, Geistliche und Kaufmann täten sich zusammen, um den Armen das Geld aus der Tasche zu nehmen, erwidert die Frau eines Landpastors, ob er denn nicht wisse, daß der Landpastor der einzige Freund der Armen sei? Worauf Ruskin erwidert, ob denn ein furchtbarerer Vorwurf wider die Geistlichen denkbar sei, als daß sie der Armen einzige Freunde seien? „Haben sie denn so ihres Meisters Geist verraten, in der Predigt an die Reichen? Ihre Worte so geglättet, ihre Autorität so verkauft, daß heut kein Mensch in England den Armen Barmherzigkeit erweist als sie?“*

Um ein bequemes, unangefochtenes Leben zu führen, hätten sie nicht den Mut, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Auch habe die Kirche den Glauben verloren, daß Wahrheit und Rechtschaffenheit Lebenswirklichkeiten seien, mächtiger als Betrug und Heuchelei, und dazu berufen, die Welt zu durchdringen. Statt Ehrlichkeit im Handel zu fordern, erklärten sie das von vornherein für unmöglich, und vertrösteten den Menschen aufs Jenseit. Er macht die englischen Bischöfe insgesamt verantwortlich für die unsittlichen Handelsbedingungen des modernen Lebens. Auf sie falle

* *Fors Clavigera I.* p. 196.

die Schuld, „daß ihre Herden in dieser bestialischen Unkenntnis der Moralgesetze groß geworden sind“.

Für Ruskin war die Tyrannei und der Geist des modernen Kapitalismus desselben Ursprungs und Wesens wie der Wucher des Volkes Israel. „Weil denn nun die Geistlichen ein falsches Evangelium gepredigt haben, sind sie wie sonst niemand für die bestehenden Zustände verantwortlich. Zustände, wie sie heut in den Gerichtshöfen verhandelt werden, und die an Verruchtheit und Fäulnis von Seele und Leib in keiner Zeit und keinem Volk ihresgleichen haben. . . . Verantwortlich wie sonst keiner; denn die Geistlichen haben das verantwortliche Amt auf sich genommen. Ich aber bin ein Maler. Und ich bin tödlich geplagt, weil ich statt ihrer lehren muß, da sie Furcht vor ihren Gemeinden haben. . . .“ Ebenso erhebt er den Vorwurf wider die Geistlichen, sie kümmerten sich nicht um die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, und gründeten ihre Lehren auf überwundene Erkenntnisse.

Und a. a. O.: „. . . Hätten wir noch wahre kirchliche Disziplin, und würde der größere Teil unserer wenig klerikalen Herren, die nun mit den Reichen speisen und den Armen predigen, mit den Armen speisen und den Reichen predigen, stünde es besser um uns. . . .“*

---

* *Fors Clavigera III.* p. 258.

Mit schneidender Ironie spricht er zu den Frommen, die von der jenseitigen Wiedervergeltung überzeugt sind, und deshalb den Armen getrost seinem Untergang überantworten: „Für sie mag es kein Zeichen von Herzenshärtigkeit sein, sich des Armen nicht anzunehmen, über dem, wie sie wissen, sein Meister die Wacht hält, und dem zeitlichen Tode anheimfallen zu lassen, was doch nicht auf ewig untergehen kann. Ihr aber, die ihr diese Hoffnung nicht teilt, ihr haltet das Geschick, das ihr dem Elenden zuweist, für die Summe seines Erbteils. . . . Wollt ihr denn mit unbedachter Hand sein bißchen Alles aus dem Leben eures Bruders nehmen?. . . . Fühlt ihr euch dringender getrieben, ein Unrecht zu begehen, das ungesühnt bleiben muß auf immer. . . .?“*

In dieser Zeit wird er auch zum Gegner des Zwischenhandels, und indem er sich an die Arbeiter wendet, schreibt er: „Von 156 Millionen £, die ihr jährlich für Bier und Tabak ausgebt, bezahlt ihr dem reichen Zwischenhändler 100 Millionen, und erhaltet für alle 2 Schillinge, die ihr verausgabt, für 35 Pfennig Bier zu schlucken. Unterdessen sind der Bischof, der Rektor mit Gemahlin und die liebe alte Quäker-Jungfer aus dem rosenumrankten Häuschen entsetzt, daß ihr so viel trinkt und daß ihr so wüste Kerle seid, daß euch eben nicht zu helfen ist. Und euer Lohn darf ja

* Kranz von Olivenzweigen, § 15.

nicht erhöht werden, weil ihr ihn doch nur vertrinken würdet. Und morgen gehen sie alle zum Diner aufs Schloß und treffen dort den Brauer, der Parlamentsmitglied ist. Der baut ein Wirtshaus an der Eisenbahnstation, ein anderes in der Hochstraße, ein drittes am Knie, und ein viertes in Karlshorst, wo er eben das Feld übermauert und die Schmetterlingswiese mit zerbrochenen Flaschen aufgefüllt hat. Damit ist dann in jeder Hinsicht die Zunahme eures Wohlergehens gesichert. Aber alles Wissen, meine durstigen Freunde, ist nutzlos, wenn ihr nicht den Mut und das Einsehen gewinnt, eure Schenken zu vermindern. Ich an eurer Stelle würde mich in sechs Wochen zu Tode trinken, wenn ich nichts hätte, das mir Spaß machte. Und ich suche euch in aller Eile solche Bildung zu vermitteln, die euch befähigt, euch ordentlich zu amüsieren.“ *

Nun erhebt sich aber die Frage: hat Ruskin ein Äquivalent gefunden für das, was seine Kritik vernichtet? Hat er einen Ersatz zu bieten auch auf religiösem Gebiet, und war seine Kraft aufzubauen so stark wie seine Kraft, niederzureißen?

Von Kind auf war ihm selbst voll bewußt, das religiöse Erleben etwas von der sittlichen Erkenntnis Verschiedenes. Seine Religion war das, als was Schleiermacher Religion bezeichnet: Gefühl

---

* *Fors Clavigera IV.* p. 13.

und Anschauung des Universums. Und wie ihm die frühesten religiösen Erlebnisse in der Natur wurden, so auch weiterhin in der Kunst. Dies befähigte ihn, seiner Zeit die Botschaft zu bringen, daß die Natur heilig, weil Gott sich in ihr offenbare, der Mensch aber berufen sei, sie als gottdurchwirktes Symbol heilig zu erhalten. Aber der Mensch habe geschieden, was Gott zusammengefügt. Er glaube, ohne Schönheit auskommen zu können, und der Schönheit gegenüber keine Verpflichtung zu haben. Aber die Welt, in der wir leben, ist das, was wir aus ihr machen, und wenn wir der Schönheit Eintrag tun, schädigen wir uns mit. Ebenso stark war aber sein sittliches Bewußtsein. Vor allem äußerte es sich in der Forderung und Betätigung von Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Als nun später seine Zweifel an dem Lehrgebäude des Protestantismus erwachten, vermochte dies niemals seinen Glauben an das Sittengesetz und die Grundforderungen der christlichen Ethik zu erschüttern. Doch ist dies ein dem religiösen Leben Englands gemeinsamer Charakter. — Seine Frömmigkeit hat einen gesetzlichen Zug. Hinter ihr findet ein Forscher den großen, imponierenden Gedanken Calvins: „Die Regelung des gesamten öffentlichen und privaten Lebens durch den geoffenbarten Gotteswillen.“ Diese Regelung wird durch die Stellung des einzelnen zu den göttlichen Dingen nicht berührt. Denn das nationale Element

seiner Frömmigkeit ist dem Engländer fast bedeutsamer als das persönliche. Zugehörigkeit zur Kirche bedeutet ihm gewissermaßen dasselbe wie Staatsbürgertum. Und bei den zahlreichen Dissidenten ist die puritanische Verquickung des politischen und religiösen Lebens eher noch stärker als schwächer. Die politische und religiöse Erziehung des Engländers ist daher eng verknüpft, und das politische Einheitsbewußtsein wird durch das religiöse Verantwortungsgefühl nur gesteigert. Und Carlyle und Ruskin haben darin den stärksten Bundesgenossen für ihre Bestrebungen gefunden. Dies macht es verständlich, daß Ruskin, während er persönlich in Zweifeln befangen ist, nie den Glauben an die bindende und das Leben regelnde Kraft der christlichen Ethik verliert. Denn in ihr verkörpert sich das Gesamtgewissen des Volkes. Und ihre Bedeutung wächst, je tiefer er in ihre soziale Anpassungsfähigkeit eindringt. Eine besondere Höhenlage aber erreicht sie für ihn in der eigentümlichen Verschmelzung mit der griechischen, insbesondere mit Platons Gedankenwelt die sich in ihm vollzieht. Die Platonische Forderung nach Gerechtigkeit in Handel und Wandel, nach Übereinstimmung von Innen und Außen, wurde ihm Maßstab christlicher Lebensführung. Streit um Dogmen und Theologie erschien ihm weniger als sekundär. Wie nun Platon es für möglich gehalten hatte, ein Staatengebilde lediglich auf Gerechtigkeit zu gründen, so glaubte Rus-

kin, die sittliche Wahrheit des Christentums müsse sich darin erweisen, daß seine Forderungen sich im Leben durchsetzten. Der Mensch hat seine Aufgabe in dieser Welt, und seine Religion und seinen Charakter in ihr zum Ausdruck zu bringen. Darum wendet er sich so leidenschaftlich gegen die damals in der Kirche herrschende Auffassung, allen Ausgleich der Ungerechtigkeit von der Wiedervergeltung im Jenseit zu erwarten, und die sittliche Bestimmung des Menschen im Diesseit außer acht zu setzen. War ihm aber auch die Lehre der Kirche mehr als zweifelhaft geworden, so hat er nie nachgelassen, für das, was er religiös in innerster Seele erlebt hatte, auch den Intellekt befriedigende Antwort zu suchen. In dieser Phase stellt ihn Mallock in *The New Republic* dar. Aus der darin geschilderten Umgebung versteht man erst, welche Probleme er damals in Oxford durchzuringen hatte, und wieviel innere Unabhängigkeit dazu gehörte, in dieser erhöhten, intellektuellen Temperatur, als Einzelner den Kampf wider die Zeittendenzen aufzunehmen. Der Überzeugung der Naturwissenschaft jener Tage, das Lebensgeheimnis auf mechanische Ursachen zurückzuführen, konnte er sich niemals anschließen. Sein Bewußtsein von der das All durchwirkenden geistigen Kraft war stärker. Aber er konnte lange nicht darüber ins klare kommen, ob diese Macht persönlich sei, ob sie sich dem einzelnen Menschen bezeuge, oder alle darauf bezüg-

lichen Annahmen nur Fantasiegebilde seien. In den „Vorträgen über Kunst“ finden sich mehrfach Äußerungen derart (§ 38). Was er begrifflich zugibt, überschreitet nicht ein Haar breit seine verstandesmäßige Erkenntnis. Aber dabei beruhigt er sich nicht. Er leidet unter der Vorstellung, die Existenz Gottes einem möglichen „Vielleicht“ unterstellen zu sollen. Er wird nicht müde, die Fragen immer aufs neue zu durchdenken, und kommt allmählich dahin, es für ebenso möglich zu halten, wahre Erkenntnis der Kräfte und Leidenschaften zu gewinnen, die auf oder in der Materie wirken, als über die Vorgänge der Materie an sich (Adlernest, § 67). Erst aus den furchtbaren Erfahrungen seiner Krankheit erwuchs ihm mächtiger und tiefgründiger als zuvor die Überzeugung, daß das Universum von einer Geistesmacht durchwirkt wird, deren Wesen der Mensch nur ahnt, mit der der Einzelne aber in fühlbarer Berührung stehen kann. Dies Ergreifen Gottes vonseiten des Menschen macht er fortan zur Voraussetzung auch der intellektuellen Erkenntnis. Die zutreffendste Charakteristik seiner Stellungnahme bezeichnet ihn nach der intellektuellen Seite hin als Agnostiker und nach der seelischen als Mystiker.* Doch verlangte ihn, sein Denken und Fühlen in Einklang zu bringen. Und es gelang ihm durch den starken

* *The Sophia of Ruskin by A. S. Mories. Saint George IV,* Nr. 14.

sittlichen Imperativ seiner Natur, das was Herzensinstinkt in ihm war — die Liebe zu den Menschen — auch als die das All durchwirkende Kraft zu erkennen. Und wundervolle Worte hat er dafür gefunden, daß die Liebe nicht allein der Kitt, vielmehr das Fundament der menschlichen Gesellschaft sei.* Sie fällt zusammen, wenn sie einen andern Grund legen will. Und so war das Unsichtbare recht eigentlich das Lebenselement, das er aus der Schönheit des Sichtbaren gewann, und dessen Gesetze er in der menschlichen Gesellschaft und im Diesseit wiederum sichtbar zu machen und zu verwirklichen strebte. Eine Auffassung, die sich ihm später durch die Werke des heiligen Franziskus, Giottos und Cimabues vertiefte. Weil nun das Weltall von Gottes Hauch, Geist oder Wort durchwaltet ist, erklärt er es für Willkür, ein Buch oder eine Sammlung Bücher schlechthin als Gottes Wort zu bezeichnen. „Gottes Wort kann zu dir kommen in Büchern, — in Wolken, in Stimmen der Menschen, in der Stille der Einsamkeit“, es hat keine Schranken. Befragt, weshalb er sich dann aber zur Begründung seiner Nationalökonomie stets auf die Autorität der Bibel berufe, erklärt er, seine Nationalökonomie gründe sich auf die dem Menschen mögliche Ehrlichkeit. Wahre Ehrlichkeit basiere aber weder auf Religion noch auf Politik. Das sei nur für Sklaven zutreffend.** Und seine häufigen Bibelzitate bildeten

* Essays Erste Reihe, S. 108. ** *Time and Tide.* § 33.

nichts weniger als die religiöse Grundlage seiner Nationalpolitik. Und nun definiert er seine eigene Stellung zur Bibel. Er teile weder den Standpunkt der ungebildeten Frommen, die die Bibel für von Gott diktiert halten; nicht den Standpunkt vieler guter, aufrichtiger Geistlicher, die alles, was darin steht, für göttlich inspiriert und absolut wahr halten; noch den Standpunkt derer, die das Entstehen der Bibel weder auf göttliche Eingebung zurückführen, noch sie für frei von wesentlichen Irrtümern halten, aber trotzdem glauben, sie künde wahrhaftig die Wege des einen Gottes mit der Erziehung des Menschengeschlechts und erbringe wahres Zeugnis für die Auferstehung der Toten und die zukünftige Welt. Seine eigene Stellungnahme stimme mit der Überzeugung der gründlichsten Forscher der Gegenwart überein: „Der Hauptsache nach teilt die Heilige Schrift nur das höchste Streben mit, das, soviel wir bis jetzt wissen — von einer Rasse des Menschengeschlechts gemacht worden ist, um das Verhältnis der Menschen zu der übersinnlichen Welt wahrzunehmen. Mitteilungen, die glaubwürdig sind nur als Ausdruck begeisterter Gesichte oder des begeisterten Glaubens ernster Menschen, die von dem Dunkel der Welt bedrückt waren. Sie besitzen nicht mehr Anrecht an unseren Glauben als die religiösen Spekulationen und Geschichten der Ägypter, Griechen, Perser und Inder. Sie müssen aber im Zusammenhang mit diesen ehr-

fürchtig studiert werden, weil sie einen göttlich beglaubigten Teil der höchsten Weisheit enthalten, die die menschliche Vernunft bis jetzt gefunden hat. Dies Buch, das seit über fünfzehnhundert Jahren der anerkannte Führer der moralischen Intelligenz Europas gewesen ist, stellt einige einfache Gesetze als Normen menschlicher Lebensführung auf, die in allen Hauptpunkten von allen Religionen wie von den größten profanen Schriftstellern aller Zeiten und Länder geteilt werden. Dies Buch verbietet vor allem Hochmut, Lüsternheit und Neid; und alle großen Denker in jedem Volk haben diese Laster ebenfalls gebrandmarkt. Dies Buch befiehlt Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Barmherzigkeit. Und ihr wißt, daß jeder große Ägypter, Grieche und Inder dasselbe fordert. Ihr wißt ferner, daß durch alle Geheimnisse der Geschichte und des Menschenloses, das Schicksal sein Gesetz entweder auf die Mauern der Städte schreibt oder in ihren Staub; in Lettern aus Licht oder in Lettern aus Blut. . . . Und ihr wißt, daß das Gesetz der Gerechtigkeit bei den religiösen Schriftstellern aller Völker, namentlich aber in unserer Heiligen Schrift die entfernte Hoffnung verheißt auf ein besseres Leben und eine zukünftige Gerechtigkeit.* Laßt es euch darum nicht gereuen, obwohl ich die Prinzipien menschlichen Tuns zunächst von den Naturgesetzen abgeleitet habe, daß ich

* *Time and Tide.* § 33—38.

sie verschärfe durch die Vorschriften oder suggestiven und wahrscheinlichen Lehren dieses Buches, dessen Autorität für manche noch begründeter ist als für mich. . . .“ Daß dies aber nicht Ruskins letztes Wort in religiösen Dingen war, sehen wir aus dem Bekenntnis, das er in *Fors Clavigera* für die Georgengilde formuliert hat.

Man hat darauf hingewiesen, daß er den Ernst der christlich asketischen Weltanschauung mit hellenischer Weltfreude verschmolzen habe. Hellenischen Ursprungs war die Bedeutung, die er der Freude und der edel ausgefüllten Muße zuwies. Er erinnert darin an Ernst Curtius Hellenentum, der die Kaiserin Augusta in Erstaunen setzte, als er neben der Pflichterfüllung das Element der Freude für Kaiser Friedrichs Erziehung fruchtbar machen wollte.* Hellenisch war Ruskins Forderung, ein Ich zu werden, und die verhängnisvolle Aufopferung des Selbsts zu meiden.** „Leben heißt soviel wie sein Selbst gewinnen. Sobald man sich zu einem Selbst kristallisiert, beginnt das Leben. Denn ohne Unterscheidung gibt es keine Gemeinschaft.“***

So energisch, wie er die eigene Persönlichkeit zu bejahen fordert, verneint er die Verderbtheit der menschlichen Natur. In *Ethics of the Dust* sucht er dies schon den jungen und jüngsten Mädchen

---

* Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen von Friedrich Curtius 1902. ** Siehe Fortsetzung Essays I, S. 281. *** *Ethics of the Dust.* § 27 und 28.

ins Gemüt zu führen. Es ist auch ein wesentlicher Punkt des Bekenntnisses, das die Mitglieder der St. Georgengilde ablegen sollten. Es heißt darin ausdrücklich: „Ich vertraue auf den Adel menschlicher Natur, die Majestät ihrer Gaben, die Fülle ihrer Barmherzigkeit, und die Freudigkeit ihrer Liebe."

Wir haben es in diesem Bekenntnis augenscheinlich mit seinem eigenen Credo aus der zweiten Hälfte der siebziger Jahre zu tun. Hier hat sich ihm der Glaube an eine lebendig wirkende Geistesmacht zur Vaterschaft Gottes verdichtet, deren Gesetze er zu halten gelobt, und dessen Werk er in diesem Leben schauen will. Er will ferner trachten, den Nächsten zu lieben als sich selbst, und wenn er das nicht vermag, doch so handeln, als ob er es täte. Daran schließen sich die Gelöbnisse, zu arbeiten, weder selbst zu lügen und zu trügen, noch zuzugeben, daß andere um seines Vergnügens und Vorteils willen betrogen werden.

Charakteristisch ist neben dem Gelöbnis, niemanden zu töten, der Zusatz: „sondern trachten, edles Leben zu retten und zu heilen, und alle Schönheit auf Erden zu bewahren und zu vervollkommnen." Ebenso das folgende: „Ich will trachten, Leib und Seele täglich zu höheren Kräften der Pflichterfüllung und Glückseligkeit zu erheben. Nicht durch Wettbewerb oder Feindschaft mit anderen, sondern um andern zu helfen, ihr Glück und ihre Ehre

zu mehren und die Freude und den Frieden meines eigenen Lebens zu fördern.“ Es folgt das Gelöbnis, die Gesetze des Landes zu halten, und alle eingesetzten Autoritäten anzuerkennen, sofern die Gesetze mit dem vereinbar sind, was er für Gottes Gesetz hält. „Sind sie es nicht, oder scheinen der Änderung bedürftig, will ich ihnen loyal und wohlüberlegt entgegentreten, nicht aber mit boshafter, heimlicher oder ungeordneter Heftigkeit.*

Collingwood hat den Eindruck von *Fors Clavigera* treffend geschildert: „Du hoffst über die Zeichen der Zeit aufgeklärt zu werden. Aber du bist in einen Gewittersturm geraten. Während du den Berg erklimmst, verfinstern sich die Wolken, und die Spannung instinktiver Angst wächst, als ein Bild gräßlichen Elends nach dem andern vor dir aufsteigt, Mord und Tod dir drohen. Hier und da huscht ein Sonnenstrahl an dir vorüber, der aber die Wildheit der Umgebung nur um so düsterer erscheinen läßt. Durch die Wolkenrisse blickst du auf Weiten alter Geschichte, wie auf verlorene Länder der Versuchung. Allmählich hüllt dich das Düster ein. Der alte Donner Ruskinscher Paraphrasen, zu kurzen Peitschenhieben ausholend, hallt wider von Ort zu Ort, ruft das Echo wach und erlotet die Tiefe. Anspielungen, Suggestionen, Andeutungen, die das Bereich des Chaos aufwühlen,

* *Fors Clavigera III.* p. 118.

das wir lieber ruhen ließen, aber nun, durch Gedankenblitze erhellt, fürchterlich uns nahen sehen. Bezaubert von dem Spiel von Thors Hammer, der unter Reifriesen wütet — den Gewohnheiten, die auf uns lasten, wie grauer Frost — beginnen wir zu applaudieren, bis ein unerwarteter Hieb unsere eigene Auffassung in den Abgrund rollt. Kannst du aber unverzagt weiter klimmen bis zum Gipfel, dann zieht das Gewitter vorüber. Dann siehst du die Welt erneut unter dir liegen, sich windend in Thors Gelächter und verschleiert in seinen Tränen."
In allen Werken Ruskins finden sich sporadische Einschaltungen, Abschweifungen und Widersprüche. Aber *Fors Clavigera* ist zusammenhanglos und inkonsequent schlechthin. Und das Persönlichste, was wir außer seinen Briefen an Norton von ihm besitzen: das kummervollste und hoffnungsvollste seiner Werke. Rückblicke auf entlegene Zeiten stehen neben den Lebensanschauungen einzelner Persönlichkeiten, in denen sich der Geist ihrer Zeit verdichtet. Neben Fragen der Erziehung gibt er biblische Kommentare, erzählt von seiner Freundschaft mit Franziskaner Mönchen aus Assisi; von seinen Beobachtungen an Kindern in Coniston. Autobiographische Mitteilungen wechseln mit Kunstbetrachtungen ab. Vor allem aber werden die Tagesfragen in jener leidenschaftlichen Weise erörtert, von der oben Beispiele gegeben sind. Bei der bloßen Kritik der bestehenden Verhältnisse

wollte er es aber nicht bewenden lassen. Von Anfang an zieht sich als Hoffnungsstrahl durch die Briefe, daß ein Ausweg sich auftue, um den sozialen Notständen zu entkommen.

An die maßgebenden Faktoren des politischen Lebens sollten sich seine Reformvorschläge nicht anlehnen. An die Wirksamkeit des Parlaments glaubte er so wenig wie Carlyle: „Worte, Worte, Worte." Rettung und Heil konnte nur von Einzelpersönlichkeiten ausgehen, wie dies von jeher der Fall gewesen war in Zeiten der Barbarei und des Anarchismus. Wenn jeder an seinem Platze und in seinen Verhältnissen die Grundzüge wahrer Gerechtigkeit durchführen möchte; wenn Menschen dieser Gesinnung sich zusammentäten, und statt im Wettbewerb nach äußerem Erfolg zu ringen, nach besseren Dingen trachteten, vielleicht würde ein gemeinsames Vorgehen Wandel schaffen.

Dies ist der Punkt, wo seine sozialen Bestrebungen mit der praktischen Seite seiner Kunstlehre zusammentreffen. „Denn die notwendigen Bedingungen der Kunst sind auch die zuträglichsten für des Menschen Leib und Seele."* Die ungesunden sozialen Zustände aber waren Folge des modernen Systems von Handel und Industrie, Wettbewerb, Eigennutz, Wucher, Ausbeutung der Arbeitskraft, Übergewicht der Kapitalmacht. In dies große Getriebe bessernd einzugreifen, schien unmöglich.

* *Fors Clavigera I.* p. 178.

Darum Umgestaltung des Systems in kleinem Maßstabe, und vor allem zurück aus den ungesunden Verhältnissen der Fabrikstädte aufs Land, auf die Scholle, zum Ackerbau. Und so komplex war die Kultur dieser Persönlichkeit, die aus zeitlich und räumlich entlegensten Quellen getrunken, daß der Puritaner in Ruskin sich mit mittelalterlichen Ordensideen erfüllte, und beides verschmelzend, in einer modernen Gilde oder Genossenschaft wieder aufleben ließ. So hat er denn die St. Georgengilde ins Leben gerufen, und in ihre Statuten alles hineingeheimnist, was sich an lebensfähigen organisatorischen Gedanken, an Lieblingswünschen, Sonderbarkeiten und Schrullen in ihm aufgesammelt hatte. Schon im ersten Brief spricht er von diesem Plane. Im fünften Brief nimmt er bereits Gestalt an. Er will den Zehnten seines Vermögens, soviel ihm noch davon geblieben, zu der Gründung geben, und hofft, daß Viele seinem Beispiel folgen werden. Carlyle war von der Idee aufs tiefste ergriffen. Er nennt diesen Brief „unvergleichlich; ein gewissermaßen heiliger Trost für mich, der mir die Tränen aus den Augen treibt! Jedes Wort scheint nicht allein aus meinem armen Herzen zu kommen, sondern aus den ewigen Himmeln. Worte, beflügelt mit empyreischer Weisheit, zündend wie Blitze — desgleichen ich noch nie vernommen habe. . . .“ Dies war aber die einzige Zustimmung, die Ruskin wurde. Die Zeitungen über-

boten sich in heftigen Angriffen, und die pekuniäre Unterstützung seines Unternehmens floß nur spärlich.

Seit vielen Jahren hatte Ruskin zwei große ökonomische Wahrheiten verkündet, „daß Nahrung nur aus dem Boden und Glück nur aus Ehrlichkeit quillt". Wie wir oben sahen, hatte die ackerbautreibende Bevölkerung ihr nutzbringendes, gesundes Leben auf dem Lande aufgegeben, und drängte sich in die vergiftete Atmosphäre der Fabrikstädte zum wilden, zügellosen, rücksichtslosen Kampf ums Dasein. Dieselbe Entwicklung, unter der wir heute in Deutschland leiden. Daß der Ackerbau die Grundlage des Volkstums sei, wurde Ruskin immer mehr zur heiligsten Überzeugung, je mehr die Strebungen der Zeit dagegen waren. Ursprünglich sollte die Georgengilde nur ein praktischer Protest gegen die Tendenz des Wettbewerbs sein. Ruskin wollte einen Fond gründen, um Land anzukaufen und es durch Arbeit der Hände bewirtschaften zu lassen, mit dem geringsten Bestand nur durch Wasserkraft betriebener Maschinen. Die rationell betriebene Bewirtschaftung sollte den Arbeitern ausreichenden Lohn gewähren, und ihnen Familienleben in eigenen kleinen Häusern ermöglichen. Die Gilde sollte ferner Stätten der Erholung und Belehrung für sie schaffen. Wie denn Ruskins Erziehungsreformen ursprünglich für die Georgengilde entworfen sind. Doch soll die Gilde keine

Niederlassung gescheiterter Existenzen bilden. Nur kraftvolle Menschen, die auf eigenen Füßen stehen, sollen sich in ihrem Bereich ansiedeln dürfen. Ruskin vergleicht später den Plan einem Kristall, der immer neue Formen aus sich herausbildet. Allmählich nahm der Plan in seiner Idee die Gestaltung des in *Time and Tide* ausgearbeiteten Staatengebildes an. Und noch später ging er dazu über, die Grundzüge der Gesellschaft wie Ordensregeln auszuarbeiten: „St. Georgs Aufgabe ist, das Werk eines weltweiten Klosters zu treiben. Es soll durch geduldiges Tun und furchtlose, aber nicht mehr heftige Rede gegen die Übel unserer Tage Protest einlegen.“ (*Fors Cl. IV.*) Die alten drei Mönchsregeln fanden freilich keinen Raum darin. Denn von Askese in irgend einer Form hat er nichts gehalten. Familienleben, Kinderzucht, Arbeit mit den Händen und Freude an der Schönheit alles Geschaffenen und Gewordenen vertreten ihre Stelle. Ruskin hat in *Fors Clavigera* ferner genau Rechenschaft abgelegt über die finanzielle Entwicklung des Unternehmens. Er selbst gab 200,000 Mark zur Gründung und hoffte, seine Freunde und Gesinnungsgenossen würden ihn instand setzen, die Sache praktisch zu verwirklichen. Aber niemand hatte Vertrauen zu dem Unternehmen. Bitter beklagt er sich über den Mangel an Unterstützung. „Nicht eine menschliche Kreatur ist darauf eingegangen, mit Ausnahme eines oder

zweier persönlicher Freunde, die es nur aus Liebe zu mir taten.“*

Nach drei Jahren „betteln um Geld“ hatte er etwas über 4000 Mark zusammen bekommen und schließt die charakteristische Bemerkung daran: „Wäre ich ein Schwindler, dann hätte das britische Publikum mir bereitwilligst 200,000 £ gegeben, statt 200, von denen ich ihm heute den vierten Teil in Dividenden hätte zurückzahlen können. 150,000 hätte ich vergnügt für mich selbst ausgeben können, zu dem Kurs von 50,000 jährlich; um dann in meinem Monatsbericht mit Bedauern das Mißlingen meines Projektes zu konstatieren, das gescheitert sei an dem unerhörten Zustand der Handelsaffären, die durch Streiks, Genossenschaften und andere illegitime Kombinationen der Arbeiter herbeigeführt seien.“**

Er mußte daher davon absehen, den Plan in seiner Gesamtheit zu verwirklichen. Da wurde er, als er mit den Stadtverordneten von Sheffield wegen Gründung des Museums dort verhandelte, mit Leuten in Verbindung gebracht, die sich Kommunisten nannten, und geneigt waren, Ruskins Ideen praktisch in Angriff zu nehmen. Obwohl sie nicht einmal Mitglieder der Georgengilde werden wollten, ließ Ruskin sich mit ihnen ein. Er übergab ihnen im Besitz der Gilde befindliches Land zur Bewirtschaftung, dessen Kaufwert sie später ohne Zinsen zurückzahlen sollten.

---

* *Fors Clavigera I.* p. 332. ** *Fors Clavigera II.* p. 261.

Die Leute aber verstanden weder etwas von Landwirtschaft noch vom Handel, und das Experiment schlug fehl. Die Gilde nahm das Land zurück und hatte Mühe, es wieder in ertragsfähigen Zustand zu setzen. Weiterer Landbesitz in kleinen Parzellen, der der Gilde durch Geschenke zufloß, war nicht geeignet zu landwirtschaftlichen Betrieben. Ruskin selbst wurde durch die Wiederkehr seiner Erkrankung der Fähigkeit beraubt, neue Pläne ins Werk zu setzen. Der Sozialist Hobson aber meint, wenn Ruskins einflußreiche Freunde Glauben an ihn gehabt und ihn praktisch unterstützt hätten, so wären bemerkenswerte Erfolge zu verzeichnen gewesen. Tatsächlich habe aber die ganze Arbeitslast allein auf seinen Schultern geruht, und mit seiner Gesundheit sei auch das Unternehmen zusammengebrochen.

Das einzige, was von all den großzügigen Plänen bleibende Gestalt und umfassende Bedeutung gewonnen hat, als Denkmal der lebendigen Einheit seiner künstlerischen und sozialen Bestrebungen, ist das Ruskin-Museum bei Sheffield. Ursprünglich war für jede St. Georgen-Niederlassung eine Schule und ein Museum geplant. Es erschien Ruskin ein dringendstes Bedürfnis, den Arbeitern, für deren höheren Lohn er eintrat, die Möglichkeit zu verschaffen, die dadurch gewonnene Muße nicht im Bierhaus zu verbringen, „sondern dem zu widmen, was die Geistlichen unter den Ob-

liegenheiten der unsterblichen Seele verstehen sollten; d. h. der Betrachtung und dem Studium der Werke Gottes und der Naturgeschichte, anhebend mit dem Leben und Vergehen des Ysop an der Mauer, aufsteigend zur geschichtlichen Erkenntnis der Geschlechter der Menschheit und der sichtbaren Dynastien der Sterne am Himmel."* Lange hatte Ruskin den Gedanken mit sich herumgetragen, das Beispiel eines „wahren Museums hinzustellen als Schatzhaus der Kunst und als Mittel, Freude und Belehrung durch Schönheit menschlicher Arbeit zu verbreiten." Er hat sich in Brief LIX von *Fors* darüber ausgelassen, warum er gerade Sheffield dafür erwählt hat, die rußgeschwärzteste und äußerlich verkommenste aller Städte mit Dampfbetrieb. Er schreibt: „Von den mit dem Ackerbau verbundenen Künsten erkennt St. Georg vor allem die Kunst an, die ihn mit der Pflugschar . . . und wenn nötig, mit gefährlicheren Instrumenten versorgt — mit Speer, Schwert und Waffen. . . . Deshalb muß die erste seiner für die Arbeiter und Werkleute Englands errichteten Schulen in Sheffield stehen. . . . Ein weiterer Grund dafür ist, daß heutzutage das beste in Eisenindustrie und Messerschmiedekunst von englischen Händen geschaffen wird. . . . Auch liegt Sheffield in Yorkshire, dessen Bewohner ihren Hauptzügen nach noch altenglisch sind, und damit den Vorstellungen

* *Fors Clavigera. II.* p. 207.

von Ehrlichkeit und Frömmigkeit zugänglich, kraft deren England groß geworden ist. Endlich aber liegt Sheffield in erreichbarer Nähe schöner Natur." Größte Mühe und Hingabe hat Ruskin darauf verwandt, seine Prinzipien hier voll zum Ausdruck zu bringen. „Ein Museum, das ebenso die Absicht ethischer wie wissenschaftlicher Bildung bezweckt, darf keine barbarischen, stümperhaften oder lasterhaften Kunstwerke enthalten so wenig wie kranke oder fehlerhafte Typen natürlicher Dinge. . . . Die wahre Obliegenheit jeden Museums ist die Offenbarung dessen, was im Leben der Natur schön, und herrlich im Leben des Menschen ist." Jahrelang hat er sich mit Vervollständigung der Sammlung beschäftigt. Das Museum liegt in dem öffentlichen Park von Mersbrook. Hier wird dem Eintretenden auf stillen, einsamen Wegen unter alten Bäumen die Sammlung, die die Vorbedingung der Kunstbetrachtung ist. Wenn man die Räume betritt, wird man nicht durch willkürlich zusammengetragenes Vielerlei aus allen Zonen und Zeiten verwirrt. Von den Wänden spricht der Schöpfer des Museums in seinen eigenen Worten zu uns. Er nimmt uns gleichsam bei der Hand, und läßt uns das mit Augen sehen, was wir aus seinen Büchern kennen. Ruskin hatte beobachtet, daß die Arbeiter bei den großen Gewerbeausstellungen, wo sie nur Maschinen und Werkzeuge, und Dinge des praktischen Lebens sehen, die mit ihrem Tagesberuf in

Verbindung stehen, keine Erholung gewinnen. Das Museum sollte sie daher in eine andere Atmosphäre versetzen. „Die Arbeiter müssen fühlen, daß die Notwendigkeit der Arbeit sie nicht von den Vorzügen der Erholung ausschließt. . . .“ Es muß aber auch für erläuternde Führung des Arbeiters gesorgt werden. Denn er will immer etwas über den dargestellten Gegenstand und dessen Eigenschaften wissen. . . . Neben den Vorträgen sollte den Leuten aber auch zeitweilige Möglichkeit zu ruhigem Selbststudium gegeben werden.

Die Einteilung des Ruskin-Museums kommt diesen Bedürfnissen voll entgegen. Da ist zuerst die Abteilung für Mineralien, davon er die meisten seiner eigenen Sammlung entnommen hat. Der Wert dieser Sammlung liegt besonders darin, daß der Arbeiter angeregt wird, die mannigfaltigen Metalle, Gesteine und Kristalle zu verschiedenen Zwecken zu verarbeiten. Die Abteilung für Skulpturen besteht meist aus Nachbildungen gotischer Originalwerke. Sie sind unter Ruskins persönlicher Aufsicht mit großem Kostenaufwand hergestellt. Es sind Stücke von vollendeter Ausführung darunter. Nachbildungen klassischer Skulpturen sind wenig vertreten. „Wir zeigen nur solche Werke der Bildhauerkunst, die am besten geeignet sind, dem gewöhnlichen Arbeiter den Gebrauch des Meißels und den geistigen Ausdruck zu lehren,

den er unter gleichen Bedingungen praktisch verwerten kann."

Die Bildergalerie enthält eine schöne Sammlung von Zeichnungen und Gemälden, die die Kunst der Architektur, Skulptur, Malerei, des Zeichnens, der Illustration, des Gravierens, Holzschneidens, Glasfärbens, der Glasmalerei und naturgeschichtliche Studien darstellen. Werke, die von einer Gruppe Künstler ausgeführt wurden, die Ruskin in Italien und Frankreich an sich heranzog und damit beschäftigte, sorgfältige Studien von Gebäuden und Skulpturen zu machen, die durch Verfall oder ungeschickte Wiederherstellungsversuche zu verderben drohten. In der Malerei herrschen Werke frühitalienischer Meister vor, und sind auch durch ein Original aus der Schule des Verrocchio vertreten. Auch Studien von Ruskin selbst sind darunter. Der Carpaccio-Saal enthält Kopien, Zeichnungen und Photographien dieses Meisters. Und der Turner-Saal veranschaulicht die Entwicklung dieses Künstlers. Der Kupferstichsaal enthält eine Sammlung herrlicher Stiche von Dürer und Holbein, alte Bibeln, Missalien und Gravierungen moderner Künstler, deren Aufstellung öfter wechselt.

In der Bibliothek finden sich Werke, die die dargestellten Kunstwerke erläutern. In den Hörsälen finden regelmäßig Vortragskurse statt. Der Besuch des Museums ist in Zunahme begriffen. Im Jahre

1902 belief er sich auf 58,325 Personen. Darunter ein Drittel Arbeiter. Mit dem Museum ist ein aus Arbeitern bestehender Ruskin-Klub verbunden, dessen Mitglieder sich zu Vorträgen im Museum zusammenfinden.*

Auch Muther hat den Zauber empfunden, den Ruskins Persönlichkeit diesen Räumen unverlierbar mitgeteilt hat. Und ebenso stark den Gegensatz, wenn man den Park verläßt und heraustritt in die gemeinen, häßlichen, überfüllten Straßen von Helley, der elenden neuen Vorstadt des großen Stadtungeheuers, das mit seinen schmierigen Fangarmen und seinem verpesteten Atem immer weitere Strecken des schönen Landes ringsumher umklammert. . . .

Der Gedanke, den elenden, gehetzten Bewohnern dieser Stadt hier ein stilles Refugium der Schönheit zu eröffnen, ist groß und wie alle großen Gedanken dieses Genies aus dem Herzen gekommen. Und das Museum ist nicht nur durch die zunehmende Frequenz von Erfolg begleitet. Es hat Nachahmung in allen europäischen Landen gefunden, und wir sehen auch in Westend bei Berlin einem nach Ruskins Ideen geschaffenen Museum für Arbeiter entgegen.

Die praktisch industriellen Reformen, die noch heute mit der Georgengilde in Beziehung stehen, sind ferner

* Das Ruskin-Museum von Gill Parker. „Die Museen als Volksbildungsstätte." Heymann. 1904.

die Wiederaufnahme der Handweberei, der Holzschnitzerei und anderer Heimindustrien. Es wurde fortan Mode in England, Kleider aus handgewebtem Leinen und handgewebten Wollstoffen zu tragen. Ebenso weist die Gesellschaft für Hauskunst und Industrie auf Ruskin zurück. Sie hat das Ziel im Auge, die alten Handwerke, die früher in England blühten und durch die Maschinen verdrängt waren, neu zu beleben, und die arbeitenden Klassen anzuregen, ihr Heim durch eigne Arbeiten zu verschönern. 1884 zählte die Gesellschaft 40 und 1902 schon über 500 Schulen. Der Unterricht wird von Mitgliedern der oberen Stände freiwillig erteilt. Es ist der Versuch einer kultivierten Gesellschaft, sich von der Herrschaft der Maschinenerzeugnisse zu befreien und individuellen Geschmack zur Geltung zu bringen.*

Man kann aber Ruskins Beziehung zu industriellen Unternehmungen nicht nennen, ohne der eigentümlichen Herstellungsart und des Vertriebes seiner Bücher zu gedenken. Tüchtiges Material und gute Ausführung waren ihm Vorbedingungen. In der Druckerei wurde auf Gesundheit und Annehmlichkeit der Setzer das größte Gewicht gelegt. Der Verlag befand sich in einem kleinen Dorfe in Kent, von wo aus die Bücher den Käufern direkt zugesandt wurden. Und zwar zu demselben Preis wie den Sortimentern. Obwohl sich der Preis der Bücher

* Hobson: Ruskin, *Social-Reformer.*

hoch stellte, obwohl Ruskin keinerlei Reklame gestattete, haben sie doch enormen Absatz erreicht. Als er sein Vermögen im Dienst seiner Mitmenschen bis auf einen kleinen Bruchteil verausgabt hatte, hat der Erlös ihm ein sorgenfreies Alter gewährt. Als Ruskin anfing, Verzinsung des Kapitals für unrecht zu halten, lag ihm vor allem daran, die ererbten Häuser in Marylebone, einem nur von den unteren Klassen bewohnten Stadtviertel Londons zu möglichst geringer Verzinsung zu vermieten. Wenn man weiß, daß reiche Leute gerade aus den Häusern, die an proletarische Massenbewohner vermietet sind, oft über 12—15 Prozent Miete herausschlagen; daß in diesen Häusern oft die furchtbarsten Dinge sich ereignen, in Berlin nicht weniger als in London — man denke nur an das Schicksal der kleinen Lucie Berlin, in einem Hause, dessen Eigentümerin einen vornehmen Namen trägt, dann ist Ruskins Verfahren auch hier vorbildlich geworden.

Miß Octavia Hill, Ruskins Zeichenschülerin, war von seinen sozialen Ideen erfüllt, und bot ihm 1864 an, die Häuser für ihn zu verwalten. Ruskin ließ die Häuser menschenwürdig herstellen, das umliegende Land zu Gärten anpflanzen, und sorgte soviel als möglich für die einzelnen Familien. Der Mietspreis wurde auf 5 Prozent herabgesetzt, und Octavia Hill vereinte sich mit anderen Damen, um die Miete der zwölf Häuser dort regelmäßig per-

sönlich einzuziehen. Ruskin hat ihr später den ganzen Besitz abgetreten, und sie verwaltet nicht allein diese Häuser in demselben Sinne weiter. Ihr Vorgehen hat auch überall Nachahmung gefunden, wie es auch in Berlin einen Octavia-Hill-Verein gibt, der das gleiche erstrebt. Ruskin dünkte der Erlös aus dem Verkauf der Häuser ungerecht, und er hat ihn möglichst bald an seine zahlreichen Schutzbefohlenen loszuwerden gewußt. Befragt, was er damit gemacht, hat er geantwortet: das übrige reichte gerade zu einem neuen Regenschirm. Ruskin hat ferner ein Geschäft in dieser Gegend eröffnet, in dem guter Tee zu billigem Preise verschenkt wird. Heute befinden sich in allen Teilen Londons Teehäuser, in denen auch der Ärmste für wenig Geld eine gute Tasse Tee erhält. Noch ein originelles Experiment hatte ihn zum Urheber. Er erlangte die Erlaubnis, Arbeitslose als Straßenfeger anzustellen, um die Straßen in der Umgebung des British Museum rein zu halten. Denn die Straßenreinigung in London läßt vieles zu wünschen übrig. Wie vielen talentvollen und talentlosen Menschen er im Leben vorwärts geholfen, wie viele sinkende Existenzen er gehalten, dafür ist das allmähliche Schwinden seines Vermögens ein beredtes Zeugnis. Oft betrogen, ließ er sich doch nicht verbittern, und trat immer wieder für andere ein. Nur das Scheitern der Georgengilde hat er nicht überwunden. Ihre großzügigen Pläne konnten sich frei-

lich nicht verwirklichen. Und doch hat Ruskin damit nicht viel anderes versucht, als Platons Staat modernen englischen Verhältnissen anzupassen. Platons großartige Gedanken von der erzieherischen Bedeutung der Künste, mit Ausschaltung ihrer verweichlichenden Elemente, von der Verpflichtung des Staates, die Erziehung zu leiten, das alles kehrt in neuen Formen wieder. Wirft man Ruskin deshalb Mangel an Welt- und Menschenkenntnis vor, so stellt man ihn damit nur in eine Linie mit Platon. Daß die Welt seitdem tausende von Jahren älter geworden ist, erweist nur die Unsterblichkeit Platonscher Ideale. Es ist vielleicht eher beneidenswert, daß Ruskin einen so starken Glauben an den Menschen hatte, an seinen guten Willen, seine Voraussicht, seine Einsicht in die ewigen Gesetze, daß er seinen Plan für ausführbar hielt, für möglich, die Reformation der Gesellschaft an Haupt und Gliedern in einer Weise durchzuführen, die ausgereifte sittliche Charaktere verlangt, wie eine Weisheit, die nur durch viel Erfahrung und auch dann nur in den seltensten Fällen erreicht werden kann. Setzt sie doch das Menschenmaterial schon voraus, das er in seinem Idealstaat erst züchten wollte. Auch übersah er, daß so fein ausgearbeitete Gesetze der Lebensführung man im einzelnen aufstellen mag, die verborgenen Fäden, an denen die Menschen gelenkt werden, mit denen sie durch Vererbung, Schicksalsverkettung,

und den unergründlichen Daseinsgeheimnissen selbst verknüpft sind, niemals vorauszusehen und zu leiten sind. Und doch, wie viel ärmer wäre die Welt ohne die Männer, die nie zu verwirklichende Träume träumen. Es war ein von Ruskin gern zitiertes Wort: „Im Himmel steht das Urbild jener Stadt. Wer sich danach sehnt, wird es schauen, und wer es schaut — sich danach richten. Denn ob es je Wirklichkeit wird, ist belanglos dagegen. Wird doch sein Tun allein von den Gesetzen jener Stadt bestimmt und von keinen anderen."

War nun auch Ruskins Traumgesicht nicht zu verwirklichen, so war es ihm doch beschieden, daß ein anderer daraus die Zuversicht gewann, auf seine Weise und für seine Person „sein Tun allein von den Gesetzen jener Stadt bestimmen zu lassen und von keinen anderen". Und er hat es noch erlebt, daß das Tun dieses Jüngers Widerhall in tausenden von jungen Seelen erweckt, und zündend und nacheifernd auf kommende Geschlechter gewirkt hat.

Wie William Morris Ruskins Gedanken über Kunst und Kunstgewerbe praktisch verwertet, und an der Entwicklung der modernen Kunst als lebenskräftig erwiesen hat, so hat Arnold Toynbee, das feurige Kreuz des Ruskin aufgenommen, als es Carlyles Hand entglitt, zu einer Leuchte entfacht, um die Finsternis ganzer Volksschichten zu zerstreuen und zu erhellen. In Toynbee waren alle Möglichkeiten zu

der Entwicklung seines bedeutungsvollen Lebens von Anfang an gegeben. Den altruistischen Zug hatte er von seinem Vater, der als Arzt den Arbeitern seines Distrikts naturwissenschaftliche Vorträge hielt. Seine Persönlichkeit war von jenem Zauber des Verständnisses, des warmherzigen Eingehens auf andere, die ihn zum Vertrauten seiner Kameraden machte; zugleich aber von einer Hoheit der Gesinnung und Lauterkeit der Empfindung, die den Charakter jeden Gesprächs adelte und seine Umgebung mit emporhob. Er studierte Geschichte und Nationalökonomie in Oxford, und war nicht nur Ruskins auserkorener Schüler. Auch der sarkastische Jowitt zog ihn zu sich heran. Am nächsten stand er aber dem Theologen Professor Green, den Mrs. Humphrey Ward in *Robert Elsmere* so lebensvoll als Mr. Gray gezeichnet hat. Professor Greens christliche Überzeugung war auf Kants Sittlichkeitsbegriff erbaut, und an ihm hat sich Toynbees religiöse Anschauung gebildet. Obwohl er für seine Person von dem transzendentalen Charakter der Religion überzeugt war, sah er Beglaubigung und Rechtfertigung seines Idealismus allein im sittlichen Tun, d. h. in voller Hingabe für die Menschheit. Der soziale Gedanke stand in Oxford damals im Vordergrund aller Interessen. Wie Toynbee sagt: „Es lag etwas darüber wie prophetische Glut, die glänzend in die Zukunft weist. . . .“ *

* *Arnold Toynbee by F. C. Montague.* p. 14.

Gegen Ende der siebziger Jahre fing der Same, den Ruskin ausgesät hatte, an aufzugehen. Die arbeitenden Klassen erwachten mehr und mehr zu Ansprüchen an die höheren Lebensgüter, und die Gebildeten wurden sich ihrer Verantwortung ihnen gegenüber bewußt. Die katholische Kirche hatte Ruskins Weckrufen längst Gehör gegeben. Kardinal Manning zog ihn beständig zu Rate, so daß man von Ruskins Übertritt zur katholischen Kirche sprach. Und dies zu einer Zeit, als die evangelikale Geistlichkeit sich noch ablehnend verhielt. Kardinal Manning war es auch, der bei dem großen Dockarbeiterstreik (1890) zugunsten der Arbeiter eintrat und dem die ganze öffentliche Meinung Englands zum erstenmal folgte. Die anglokatholische Bewegung folgte den Katholiken. Mit dem Heldenmut der Märtyrer ließen sich ihre jungen Geistlichen in die verwahrlosten Gemeinden der verrufensten Teile Londons, unter die unwissendste, roheste Bevölkerung der Dockarbeiter versetzen. Ihre Unerschrockenheit auch tätlichen Angriffen gegenüber, ihre Beharrlichkeit und Selbstlosigkeit gewann ihnen aber endlich das Vertrauen der Leute. Sie waren die ersten, die den Versuch machten, die elende Arbeiterschaft zu organisieren. Sie gründeten Arbeiter- und Knabenvereine, leiteten sozialpolitische Debatten und gewöhnten die Arbeiter an Selbstverwaltung.* Durch

* von Schulze-Gaevernitz: Zum sozialen Frieden I.

Toynbees Vorgehen wurde aber nun das gleiche Bestreben in die gebildete Jugend der Laienwelt getragen und zur Ausführung gebracht. Toynbee besaß alle Eigenschaften, um Ruskins Vorgehen zu ergänzen, und seine Ideen innerhalb erreichbarer Möglichkeiten praktisch zu verwirklichen. Nicht kühler an Eifer für die Sache, war sein Vorgehen von ruhiger Besonnenheit und nüchterner Erwägung des Erreichbaren getragen.* Ruskin hatte, wie aus dem Vorhergehenden erinnerlich sein wird, unausgesetzt betont, daß der Gebildete, sein Wissen, seine Erfahrung, seine geistige Überlegenheit den unteren Klassen mitteilen müsse; daß es Aufgabe der oberen Schicht sei, die unter ihm befindliche zu sich hinanzuziehen. Es sei aber unmöglich, sie moralisch und geistig zu heben, wenn man nicht ihr Leben aus eigner Anschauung kenne und teile. Toynbee war der erste unter seinen Zuhörern und Schülern, der den Versuch gemacht hat. Nach Beendigung seines Studiums ist er auf mehrere Monate in die ärmste und verkommenste Gegend Londons, nach Whitechapel, gezogen, hat dort sein Quartier genommen, und persönlichen Kontakt mit den Arbeitern gesucht. Er wandte sich zunächst an die vorhandenen Organisationen, stellte sich dem Geistlichen der Gemeinde zur Verfügung, arbeitete mit einer Wohltätigkeitsgesellschaft, und suchte auf alle Weise Einsicht

* *Arnold Toynbee by Alfred Milner.*

in die Verhältnisse jener Bevölkerungsschicht zu gewinnen. Ebenso wurde er Mitglied eines radikalen Arbeiterklubs, um in die politischen Ansichten der Arbeiter einzudringen. Es setzte die Mitglieder in Erstaunen, daß er, der studierte und wissenschaftlich gebildete Mann, für die Wahrheit religiöser Überzeugung eintrat und ihre Notwendigkeit verteidigte. Doch mußte er seiner zarten Gesundheit wegen seinen Wohnsitz hier, wo er von den Eindrücken des Elends überwältigt wurde, aufgeben. Eins war ihm aber klar geworden, daß nichts so notwendig sei zur Hebung der Arbeiter als ihre Organisation zu Gewerkschaftsverbänden. Zu diesem Zweck hat er Verbindung mit den fortgeschrittenen Arbeitern im Norden Englands gesucht und durch sozialpolitische und nationalökonomische Vorträge zur Bildung ihrer Genossenschaften und Gewerkvereine wesentlich beigetragen. Durch sein Vertrauen zu den Arbeitern hat er das ihre erweckt. Arbeitgeber und Arbeitnehmer verkehren im Norden Englands jetzt auf gleichem Fuß. In fraglichen Fällen unterwerfen sich beide dem von ihnen erwählten Schiedsgericht, weil sie erkannt haben, daß ihre beiderseitigen Interessen miteinander stehen und fallen.

Toynbee teilte Ruskins Auffassung, daß Bildung und Wissenschaft gleich dem Reichtum ihren Trägern die Verpflichtung auferlegen zum Besten der Allgemeinheit beizusteuern. Nur hierauf grün-

det sich ihre Daseinsberechtigung. Wo sie sich vornehm zurückziehen, müssen sie, wie jedes untätige Organ verkümmern, und ihren eigenen Untergang, vielleicht auch den der Gegner beschleunigen. Daß Ruskin gegen Ende seines Lebens für die Gewerkvereine eintrat, ist schon früher bemerkt worden. Doch ist Toynbee ein ausgesprochener Gegner des alten Abhängigkeitsverhältnisses des Arbeitnehmers, für das Ruskin immer etwas übrig behält. Auch befürwortet Toynbee die Bedeutung der Arbeiterorganisationen als politische Mächte. Dagegen hat er das gleiche Bestreben wie Ruskin, die oberen Stände zu dem sozialen Verantwortungsgefühl für die unteren Stände zu erziehen. Während aber Ruskin den Unterschied der Stände, weil auf angeborenen Zügen beruhend, für unauslöschlich hält, wird Toynbee ein entschiedener Anhänger des demokratischen Prinzips, das die Standesunterschiede aufheben, und die Arbeiter namentlich zur Teilnahme am politischen Leben heranziehen will. Auch darin unterscheidet er sich von Ruskin, daß er kein abgesagter Feind der Konkurrenz war. Für Toynbee ist sie ein Mittel des Fortschritts, unter der Voraussetzung, daß sie den Gesetzen der Sittlichkeit unterstellt werde. Auch verdammt er die klassische Nationalökonomie nicht ohne weiteres. Nur will er so wenig wie Ruskin ihre Gesetze als Naturgesetze gelten lassen.

Sein Hauptverdienst liegt aber in dem Vorschlag, die Gebildeten, die Besitzenden, die Wohlhabenden, die den Willen haben, dem herrschenden Elend nach Kräften zu steuern, zu organisieren und ihre latenten Kräfte wirksam in die Tat umzusetzen. Und Toynbee begann bei dem, was ihm am nächsten lag. Die Universität hatte ihm das Amt übertragen, junge Leute für die Regierung in Indien auszubilden. Zu den freundschaftlichen Beziehungen mit Gleichalterigen trat nun der Verkehr mit jüngeren. Und der Einfluß seiner Persönlichkeit war so zündend, daß es ihm nicht schwer ward, immer weitere Kreise der männlichen Jugend für die Idee zu begeistern, dem Bedürfnis der unteren Klassen nach Wissen und Bildung, mit Einsetzen ihrer persönlichen Kraft und ihrer Zeit nachzukommen. Denn nur so sei es möglich, die Kluft, die sich innerhalb der Nation aufgetan, und die sich täglich erweitere, zu überbrücken. Toynbee hat sich im Dienst dieser Ideen und ihrer praktischen Verwirklichung buchstäblich verzehrt. Mit dreißig Jahren schon nahm ihn der Tod hinweg. Aber was er angefangen, haben andere weitergeführt. *Toynbee-Hall* im Zentrum Londons und *Oxford-House* sind im Anschluß an sein Vorgehen gegründet. Es war Ruskin nicht beschieden, die Strömungen der Zeit aufzuhalten. Er hatte die Massen nicht aus der Stadt aufs Land zurückverpflanzen können. Toynbee und seine

Nachfolger gingen in die Städte, mitten hinein in das Elend, und versuchten in ihrer Wüste Brunnen zu graben. Dies Vorgehen bezeichnet man als *The New Oxford Movement.* Oxford-Haus ist der Mittelpunkt für junge Leute, die sich nach dem Universitätsstudium hier zusammenfinden, um ihr Wissen und Können für die unteren Klassen fruchtbar zu machen. Mit ihnen zu leiden, sich zu freuen und zu genießen wie sie. Denn neben Vorträgen, Diskussionsabenden finden auch Spiele, Sport und Tanz hier ihre Pflege. Oxford-Haus ist zugleich der Mittelpunkt für zahllose Arbeiterklubs. *Toynbee-Hall* ist Toynbee zum Denkmal gesetzt. Sie ist die größte Universitätsniederlassung in Ost-London. Sie steht hauptsächlich mit den oberen, gebildeten Schichten der Arbeiterschaft in Verbindung, und ist ein Mittelpunkt für Einzelbestrebungen aller Art. Hier finden Bilderausstellungen statt, die reiche Leute auf einige Wochen der Anstalt leihen. Hier haben die jungen Leute, die sich in den Dienst der Sache stellen, ihr Heim, und andre, die in London tagsüber ihrem Berufe nachgehen, wie Rechtsanwälte, Ärzte, Kaufleute, aber einen Abend der Woche hier zubringen, finden Unterkunft für die Nacht. So ist denn Ruskin eins gelungen, in den oberen Ständen seines Volkes das Gefühl der Verantwortung für die unteren Stände zu erwecken, wie es noch in keinem anderen Volke lebendig geworden ist. Man stelle

sich vor, daß junge Leute der Gesellschaftsschicht, wie sie in Deutschland durch Dozenten, Referendare, Ärzte, Techniker repräsentiert wird, es als Ehrenpflicht erkennten, ihre Abende statt im Theater, in Gesellschaft oder im Bierhaus, in Berlin O. und N. zuzubringen, um mit Arbeitern über Politik zu debattieren, ihre Diskussionen zu leiten, ihre Tanzvergnügungen in anständigen Grenzen zu halten, und das alles ohne Herablassung — so gewinnt man ungefähr eine Vorstellung, wie weit Englands gesunde soziale Entwicklung uns voraus ist. Ein Anfang ist freilich gemacht. Z. B. in Hamburg, und der Zentralverein für Wohlfahrtspflege in Berlin verfolgt ähnliche Zwecke. Er baut gesunde und schöne Arbeiterwohnungen, in denen seine Leiter ihr Heim haben. Er veranstaltet Führungen durch die Museen, und Vorträge. Seine Volkskonzerte in der Philharmonie erbringen den Beweis, wie aufnahmefähig unser Volk für die höchsten musikalischen Genüsse ist. Sagen doch die Künstler, die sich eine Ehre daraus machen, dort zu spielen, daß man ihnen nirgend sonst so ungeteilt Aufmerksamkeit entgegenbringe.

Selbst einige Gedanken der St. Georgengilde haben auf irgendwelche Weise Eingang in Deutschland gefunden. Der Besitzer der großen künstlerischen Schreiner-Industrie bei Dresden, Schmidt, beabsichtigt, seine Werkstätten auf das Land zu verlegen, in ein für seine Arbeiter erbautes Dorf, in dem

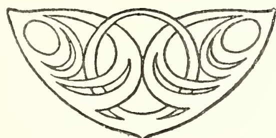
je zwei Familien ein gemeinsames Haus und Garten bewohnen sollen. Ruskins Gedanken, daß nur der Arbeiter schöne Dinge machen werde, der von schönen Dingen umgeben sei, hat er dahin praktisch ausgebildet, daß seine Arbeiter sich ihre eigenen Möbel in seiner Werkstatt und aus seinem Holz, in möglichster Vollendung herstellen dürfen. Auch hat sein Versprechen, ihnen höhere Löhne zu zahlen, sich nur als vorteilhaft für seinen eigenen Geschäftsbetrieb erwiesen.

Doch zurück zu England. Neben den zahllosen *Settlements* und *University-Extensions* in anderen großen Städten, namentlich den Fabrikorten, zum Teil auch von Frauen geleitet, haben diese Niederlassungen auch in den Vereinigten Staaten Amerikas Nachfolge gefunden. Das originellste darunter ist eine in Tenessee nur von Sozialisten bewohnte Stadt, die „Ruskin“ getauft ist. Der Ort ist Mittelpunkt einer Gesellschaft zur Verbreitung sozialer Schriften aller Nationen, und nennt sich die „Ruskin kooperative Assoziation“.

Mrs. Humphrey Ward führt in *Lady Rose's daughter* einen jungen Aristokraten nach dem Herzen Ruskins mit den Worten ein: Wie die vorige Generation unter Carlyles Einfluß gestanden, so steht die heutige unter dem Zeichen Ruskins. Und sie entwickelt an der Gesinnung und dem Tun Jakob Delafields, der unter der Last der sozialen Verantwortung, die ihm das große ihm zufallende Ver-

mögen auferlegt, fast zusammenbricht, — Ruskins Ideal von den Aufgaben der heutigen Aristokratie. Es wird erzählt, General Booth, der Gründer der Heilsarmee, habe Stuart Mill gebeten, ihm ein Werk namhaft zu machen, das ihn am besten in die nationalökonomischen Probleme einführe. Stuart Mill, den Ruskin bekanntlich am heftigsten angegriffen hat, habe ihm erwidert, er könne ihm kein besseres Buch zu dem Zweck empfehlen, als Ruskins „Diesem Letzten". Mag dies nun nur gut erfunden sein, — es ist ein Zeugnis mehr dafür, „daß Ruskin sich mit dem Denken seiner Nation verschmolzen hat; daß sein hohes sittliches Ideal sich dem Gewissen der Engländer eingeprägt und es durchleuchtet hat", wie der Sozialist Robert Blatchford nach seinem Tode schrieb. Nach Ruskins eigenen Worten: „Das ist ein Werk des Lichtes, das Licht sucht, aber nicht um seinetwillen, sondern um alle Menschen zu erleuchten." *

* *Fors Clavigera III.* p. 277.



DAS ENDE

Ruskins Einfluß und die Macht der von ihm ausgegangenen Wirkungen auf die Gedankenwelt Englands erstrecken sich auf das ganze Gebiet der modernen Kultur. Haben sich seine Ideale auch nicht in dem Umfang und der Weise seiner Träume erfüllt, so haben sie doch das Geistesleben seiner Nation nach allen Richtungen hin befruchtet, obwohl er fast alle Zeittendenzen bekämpft hat. Der Reichtum seiner Kunsttheorien war so unerschöpflich, daß wir ihnen in den entgegengesetztesten Lagern, auch bei denen, die sich hüten, seinen Namen auszusprechen, begegnen. Seine Auffassung der Kunst als einer der Wissenschaft ebenbürtig gegenüberstehenden Geistesmacht, hat in England auch Kreise für seine Lehren empfänglich gemacht, die in Deutschland noch nie gehört haben, „daß es einen heiligen Geist der Kunst“ gibt, und noch nie von seinem Hauch berührt worden sind. In England betrachtet der Landadel, die Marine, die höhere Beamtenschaft es als ein Privilegium ihres Standes, wenigstens zu einer Kunst in Beziehung zu stehen und sie womöglich auszuüben. Man begegnet Leuten unter ihnen, die so unterrichtet sind über die verschiedenen Techniken des Holzschnittes, des Kupferstichs, vom Aquarellieren zu schweigen, wie bei uns nur Leute von Fach. Von allgemeiner

Kunstgeschichte wissen sie weniger als die Deutschen. Aber ihr Verhältnis zur Kunst und zu einzelnen Künstlern ist ein unmittelbares und persönliches. Eine Folge von Ruskins Bestreben, die Menschen in Beziehung zu den Dingen selbst zu bringen, statt über sie Bescheid zu wissen. Die Leidenschaftlichkeit seiner Natur war das zündende, und er hat sich stets an das Bereich der Empfindungen gewandt und weder durch systematische Dialektik noch vernunftgemäße Schlußfolgerungen wirken wollen. Verstandesmäßige Abrundung hat er nie gesucht, und seine Gedanken nur einmal in ein logisches System gespannt. Er wollte gesunde und echte Leidenschaft und Begeisterung wecken, und damit eine neue Bewertung des Lebens gewinnen. So glaubte er eine beglückendere Lebenskunst zu erbringen, als alle Philosophie zu gewähren vermag. Und ohne diese zündende Macht wäre es ihm schwerlich geglückt, das schwerflüssige Gefühlsleben der Angelsachsen so von Grund aus aufzuwühlen und die Wirkungen zu erzielen, die mit seinem Namen auf immer verknüpft sind. Aber dasselbe Element sollte auch zur Tragik seines Lebens werden. Worauf seine Wirkungen beruhen und was ihn so früh verbraucht hat, ist desselben Ursprungs. Das emotionelle Element ist das Element der Jugend. Wen es über ihre Schwelle begleitet, der bleibt länger jung, und wer sich die Fähigkeit der Begeisterung bis ins Alter erhält,

dessen Herz altert nicht. Aber es ist eine Gefahr damit verbunden. Goethe, dessen Jugend und Jugenddichtung auch unter dem Zeichen leidenschaftlicher Empfindsamkeit stand, hat sie rechtzeitig erkannt. Damals, als er die Worte fand: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." In dieser Selbstbeschränkung auf das Mögliche, auf das Erreichbare, lag die Weisheit seiner Lebenskunst. Sie ermöglichte es ihm, die Reife und Abgeklärtheit des Lebens zu finden, die seine köstlichste Frucht ist, ohne doch an Begeisterungskraft einzubüßen. Woran lag es, daß Ruskin trotz rastloser, gewissenhafter, ununterbrochener Arbeit, trotz seines reinen, auf die höchsten Ziele gerichteten Lebens diese Abklärung des Wesens und der Anschauungen nie gewonnen hat? War es, weil seine Ideale unerreichbar hoch lagen, so hoch wie die Vorstellungen der Griechen vom Heroismus? War es, „weil er sein Leben einsetzte für einen Kuß den er nie erhalten hat?"* Wohl hat das jahrelange Hangen und Bangen seiner unerfüllt gebliebenen Liebe, die mit seinem Leben verwachsen war, an seinem Mark gezehrt und ist zur eigentlichen Ursache seiner unheilbaren Erkrankung geworden. Denn wenn er später schreibt, die Enttäuschung, die ihm die Gleichgültigkeit oder gar die Ablehnung seiner Freunde dem St. Georgen-Unternehmen gegenüber bereitet, trage die Hauptschuld an seinen erneuten

* *Fors Clavigera I.* p. 482.

Krankheitsanfällen, so mögen diese Enttäuschungen schmerzlich und bitter gewesen sein, aber sie verletzten doch nicht innerste Lebensfibern.

Die erläuternden Worte, die Norton den Briefen mitgibt, die Ruskin zwischen 1855—87 an ihn gerichtet hat, wirken aufklärend auch auf dies Problem.* Sie erhellen die Ursachen, weshalb Ruskin weder zur Abklärung seines Wesens, noch zu einer, das Leben gleichwohl mit Liebe umfassenden Resignation kommen konnte. Das eigentümliche, echt puritanische Erziehungsprinzip der Eltern, den Knaben von andern Menschen zu isolieren, ihm „nie die Scheuklappen und Zügel abzunehmen, und es auf das ungesattelte Pferd seines eigenen Willens zu setzen, um es durch eigene Kraft zu bändigen" — dies bezeichnet Ruskin selbst als unheilvollsten Irrtum. Kein Kind habe mehr der Erziehung zur Selbstzucht bedurft wie er. Die Gewöhnung, unbedingten Gehorsam der elterlichen Autorität gegenüber als einzige sittliche Norm anzusehen, erwies sich als verhängnisvoll, sobald sich Zweifel an der Berechtigung dieser Autorität einstellten. Sobald der Knabe nach Genie und Erkenntnis über die Eltern hinauswuchs. Bei schwächeren Naturen zeitigt ein Erziehungsverfahren, das die Autonomie des Willens unentwickelt läßt, Haltlosigkeit. Bei Ruskin nur Ratlosigkeit, die sich als rastlose

* *Letters of John Ruskin to Charles Eliot Norton. 2 vols. Boston & New York. Hougton, Mifflin & Co. 1904.*

Hingabe an immer neue Dinge der Außenwelt kund tat, und ihn verhinderte, seine Individualität auf feste, persönliche Normen einzustellen. Denn als Individuum waren ihm die Dinge lebendig als etwas, das sein Leben in sich hat, und es nicht von des Menschen Gnade, von seiner Auffassung erst zu empfangen braucht. Aber in dieser Hingabe an das außer ihm pulsierende Leben, blieb das persönlichste wie unfertig, unausgegoren, unreif. Als suchte er vergebens zu sich selbst zu kommen, und in sich die Normen zu finden, die ihm nur als von außen stammendes Gesetz gezeigt worden waren. Da seine Impulse sich nur auf hohe und edle Objekte gerichtet hatten, war er nie in die Notwendigkeit gekommen, mit ihnen zu kämpfen, sie seinem Willen unterzuordnen. Und dieser Mangel rächte sich. Er lernte weder Selbstbeschränkung noch Selbstdisziplin. Norton erkannte dies schon zu Beginn der Freundschaft, die uns Ruskin in *Praeterita* so anmutig geschildert hat. Ihr Zusammentreffen auf dem Genfer See, ihre Begegnung in gleichen Interessen; — (denn Norton ist Kunstgelehrter und lebt in geistiger Frische in Cambridge-Boston). Und — läßt Ruskin einfließen — er erkannte bald, daß Norton, obwohl erheblich jünger, durch Reife des Urteils ein Übergewicht über ihn besaß, dem er sich freudig unterordnete. Norton durfte ihm Dinge sagen, die sich kein anderer erlaubte. Und Norton sah, obwohl Ruskin damals

im Zenith seines Ruhmes stand, welche Öde innerer Einsamkeit mit all dem Reichtum an Geist und Gaben und der äußeren Anerkennung verbunden war: „Ruskin schien eher heiter als glücklich. Seine tiefsten Lebensströme waren unsichtbar, aber es war klar, daß sie nicht ruhig dahinflossen, und ihr getrübter Lauf wurde dann und wann in extravaganten Handlungen und paradoxen Meinungen offenbar. . . . Ruskin fehlte Freundschaft — und keiner bedurfte ihrer mehr. Statt der Freunde hatte er Bewunderer und Anhänger.“ Norton tritt in die Lücke. Leider teilt er seine eigenen Briefe nicht mit. Aber aus Ruskins Antworten geht hervor, daß ihm diese Freundschaft wirklich das wurde, was sie nach Schleiermacher ihrem Wesen nach ist: „Ergänzung zum Werkbilden oder zum Selbstbilden.“ „Zum Werkbilden.“ Norton ist Kunstgelehrter und Danteforscher. Und der gleiche Beruf führte zum intensiven Austausch über beider lebendigste Interessen. „Zum Selbstbilden.“ Norton war auch der erste unter denen, die seine Interessen teilten, von dem Ruskin sich persönlich verstanden fühlte. Norton erkannte von Anfang an Ruskins Gefahr, „daß Erfahrung ihn nicht das gelehrt hatte, was sie jedem Durchschnittsmenschen aufzwingt: ihn nicht gelehrt, die im Widerspruche stehenden Züge seiner Veranlagung zu allgemeiner, wenn auch unvollkommener Harmonie zu versöhnen.“* Weil die Auffassung

* *Letters to Norton I.* p. 15.

in der er erzogen worden, alle Dinge seien entweder absolut gut, absolut wahr, oder absolut schlecht und falsch — ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, weil der Puritaner in ihm überhaupt nach dem Absoluten strebte, konnte er die Relativität der Dinge nie begreifen, so oft er es auch versucht hat — und noch weniger zugeben. Denn die Züge seiner vielgestaltigen Natur und Anlage strebten einzeln nach dem Unbedingten, und verwickelten ihn in Widersprüche, über die er sich selbst zwar im Humor erheben konnte, die ihm aber viel Kummer und Mißverstehen eingetragen haben.

Diese Briefe sind eine wundervolle Ergänzung zu Ruskins Werken. Sie gewähren vollen Einblick in die Motive seines Handelns und die heißen Kämpfe seines Innenlebens. Bedeutung haben sie aber nur für den, der Ruskin schon aus seinen Werken, und namentllich aus seinen reiferen Werken kennt. Denn die Briefe geben nur Stimmungsäußerungen. Er gab sich viel zu sehr selbst in seinen Werken, um das Bedürfnis zu haben, die ihn bewegenden Interessen hier eingehend zu erörtern. Aber gerade das Stimmungsmoment, von dem seine subjektiven Äußerungen in seinen Werken auch jederzeit erfüllt sind, tritt hier persönlicher hervor, als irgendwo sonst; persönlicher und — ohne jenen lehrhaften Beigeschmack, der vielen noch so unüberwindlich ist. Um aber diesen aphoristischen, sprühenden Lebensäußerungen, diesen Klagen, und den darin oft in

zuckendem Schmerz, oder aber in leichter Ironie hingeworfenen Äußerungen gerecht zu werden, muß man im Auge behalten, daß der in seinen Werken verarbeitete Stoff hier noch im Ferment ist. Man erkennt daraus, „daß“ — wie Herder sagt — „je tiefere Leidenschaft, desto mehr Energie. Die Leidenschaften ums Herz gelagert, schlagen Wurzeln im feinsten Bau unserer beseelten Fibern: im Abgrund solcher dunkeln Kräfte liegt der Same zu allem Großen. Nur in harten Kämpfen wächst die starke Seele auf, in beständigem Kampf mit sich selbst. Der wahre Mann Gottes stößt sich oft wund an der Decke, die ihn umgibt: je unendlicher die Weltseite ist, für die er Sinn hat, desto häufiger fühlt er Kraftlosigkeit und lechzt nach neuem Aufschwung. Das Licht kann nur aus überwundenen Schatten werden. Die Leidenschaft für das Gute nur aus überwundenen Leidenschaften der Sinnlichkeit. Heiligkeit der Engel, unwandelbares Fortschreiten ist nicht Menschenlos: das Gesetz des Widerspruchs ist es, worauf Christus zum Himmel stieg und wir alle ihm nachklimmen müssen.“ Hier sieht man auch, aus welch überwundenen Dunkelheiten das Licht hervorgebrochen ist, das er seiner Zeit gebracht hat. Ein jedoch stets aufs neue befremdender Widerspruch liegt in Ruskins persönlichem Verhalten seinen schriftlichen Äußerungen gegenüber. Alle, die ihm persönlich nahe getreten sind, können nicht genug

den Zauber und die Anmut seines Wesens rühmen. Er war zu sehr erfüllt von dem Leben der Dinge, die in seinem Leben vibrierten, um sich des Ruhmes, der ihm so früh zuteil geworden, bewußt zu sein. Sein Auftreten war anspruchslos und immer von zarter Rücksicht auf die Gefühle anderer bestimmt. Von dem dogmatischen Ton und willkürlichen Behauptungen, die seinen Werken einen oft unangenehmen Beigeschmack geben, war in seiner Unterhaltung nichts zu spüren. Trotz allem, was er durchgemacht und gelitten, trotz seiner Arbeitslast, konnte er von einer fast knabenhaften Ausgelassenheit und sprühendem Humor sein. Er ließ sich nie auf Diskussionen bei Meinungsverschiedenheiten ein, und war eher geneigt, anderer Ansichten zu großes Gewicht einzuräumen. Max Müller bezeichnet ihn als „einen der tolerantesten Gesellschafter . . . .“ „Er erblickte Schönheit, wo sie kein anderer wahrnahm. Er übersah Dinge, die andere nicht entschuldigten. . . . Selbst in künstlerischen Fragen nahm er beinahe ehrerbietig anderer Kunstdogmen entgegen.“* Harrison schildert sein Wesen als „das einfach nicht einzudämmende Aufquellen eines Temperaments, das bis zum Rande überschäumte von Begeisterung, Ritterlichkeit und Güte. . . . Was er dachte, was er bewunderte oder fürchtete, schien heraus zu sprühen und seiner Gewalt entzogen zu sein. Was

* *Auld Lang Lyne, Reminiscences.*

aber sein Interesse erregte, war immer das, was er liebte, nicht was er haßte. Besonders merkwürdig bei einem Menschen, der beim Schreiben alles, was er haßte und verachtete, mit so maßloser Heftigkeit angriff, der selbst in Briefen an seine besten Freunde so bittere Worte fand, und den man danach ungewöhnlicher Arroganz und Eingebildetheit beschuldigt . . . . — Es bleibt ein psychologisches Problem, wie jemand, der mit einer Leidenschaft, einem Hohn schreiben konnte, wie Carlyle und Byron ihn nie gefunden, dessen Gedrucktes so oft *Athanasius contra mundum* war, der jede Behauptung mit „Ich weiß" eröffnete, im Privatleben einer der sanftmütigsten, heitersten, demütigsten Menschen war." Harrison erklärt sich die Heftigkeit und Anmaßung aus einer Art literarischer Besessenheit *(œstrus)*, die er nie zu bekämpfen gesucht hat. „Er ließ sich gehen, wie kein Schriftsteller seit Rabelais es getan hat. Und diese Heftigkeit, wie die Ausbrüche einer delphischen Priesterin auf dem Dreifuß, stachelte ihn auch zu so harten Worten in seinen Freundesbriefen auf, mitten hinein in die liebevollsten Versicherungen. Die Leidenschaftlichkeit der Ausdrucksweise war eher literarische Schwäche als ein moralischer Defekt. . . ." * Ist es doch die Art des Genies, so in der Sache zu leben, daß

---

* *John Ruskin by Frederic Harrison. London, Macmillan & Co.,* p. 93 ff.

es die Wirkung seiner Äußerungen gar nicht zu berechnen pflegt, die dem lediglich klugen Menschen stets gegenwärtig bleibt. Im persönlichen Verkehr empfand Ruskin das, was von der Persönlichkeit, die ihm gegenüberstand, ausstrahlte, zu stark, um bei der wirklichen Herzensgüte, die ihm eigen, auch bei abweichender Meinung, nicht schonend mit ihr zu verfahren. Bei räumlicher Trennung, wo der seelische Kontakt fortfiel, hinderte ihn nichts der Eruption seiner Stimmungen in der elementaren Gewalt, in der sie in ihm aufstiegen, wie flüssiger Lava freien Lauf zu lassen. Einerlei, was sie auf ihrem Wege verheerten. Hat er doch selbst zu Norton gesagt, wenn er ihn nicht mehr sähe, oder ihn in erreichbarer Nähe wisse, könne er sich ihn gar nicht recht vorstellen, und ihm auch nicht ordentlich schreiben (I, p. 179). Und seine Interessen waren von Kind auf fast immer auf die nächstliegenden Dinge gerichtet.

Und doch sind diese Briefe reich an Äußerungen eines festen Vertrauens in des anderen Freundschaft und einer Beseligung des Verständnisses, die er sonst nirgend gefunden. „Laß mich nur dich nicht verlieren und bleibe mir, damit ich Deiner Wärme gewiß werde, wenn ich ihrer bedarf.“ Und später: „Jetzt brauche ich Dich, früher genoß ich Dich nur. . . . Ich bin so unehrlich und verlange, daß Du mich für das hältst, was ich Dir nach Deiner eigenen Empfindung bin —

nicht für das, was ich in meiner wirklichen Hohlheit bin. . . . Ich bin aber nicht ganz sicher, ob Du mich wirklich lieb hast, oder nur das Ideal, das Du Dir von mir gemacht hast.“ Später wiederum: „Es will mir scheinen, als wenn Du mir volle Sympathie erzeigtest, und ich Dir gar keine. In keinem anderen Verhältnis bin ich so selbstsüchtig wie Dir gegenüber. . . . Ach wie wenig zeige ich Dir je von der Dankbarkeit und Liebe, die mich Dir gegenüber beseelt.“ „Ich möchte wohl, daß Du einmal empfändest, wie mir einsam auf weitem Meer zumut ist, wenn mich von weit her Deine Stimme erreicht, die mir so überaus praktische und wichtige Dinge zu berichten hat. . . Du mußt immer eingedenk sein, daß es für Dich unmöglich ist, den Seelenzustand eines Menschen zu begreifen, der so viel Schmerz erlitten hat wie ich. Ich spüre diese Unfähigkeit beständig — in all Deinen Gedanken und Worten über mich. Besonders in Deiner Annahme, es sei möglich für mich, oder richtig, leidenschaftslos zu schreiben.“ Und auf Nortons Bitten, im öffentlichen Leben mit seiner Meinung mehr zurückzuhalten, schreibt er: „Ich habe mein Lebelang so entsetzlich gelitten unter dem Verschweigenmüssen, daß ich glaube, mit allem herauszuplatzen ist besser, als schweigen.“ — „Ich möchte wohl wissen,“ hieß es ein andermal — „wenn Dante noch lebte, ob Du ihm gesagt hättest, daß alles, was ihn aufregte, ihm schäd-

lich wäre? Man könnte denken, Du hieltest mich für einen Stadtverordneten. . . .“

Die äußeren Ereignisse in Ruskins Leben werden hier nur gestreift. Wir erfahren von seinen vielen Reisen nach Italien, der Schweiz und nach Frankreich. Von seinem oftmaligen Zusammentreffen mit Norton. Wir sehen wie Norton in Beziehung zu Rossetti und Burne Jones tritt. Wir erfahren, wie Norton Ruskin in geistigen Austausch mit Lowell, in persönliche Berührung mit Longfellow bringt. Auch Darwin führt er ihm zu, und beide Männer sind überrascht über die vielen Berührungspunkte, die sich zwischen ihnen auftun. Wir erfahren Ruskins Urteil über den deutsch-französischen Krieg von 1870: „Dieser Krieg wird von der einen Seite vom reinsten und intensivsten Republikanertum geführt (das sich einen Herrn zum Führer erwählt hat, und ihn nach Gefallen mit einem Fußtritt hinausexpediert), vereint mit Eitelkeit, Lust und Lüge. Und von der anderen Seite — von einer persönlichen, erblichen Regierung, so strenge wie Barbarossas, deren Volk ein gewisses menschliches Maß Bescheidenheit, Anstand und Wahrhaftigkeit besitzt.“

Und doch kam auch in dieser Freundschaft der Moment, wo Ruskin allein stand. Denn er, dessen Persönlichkeit sich im Unpersönlichen wiederfand, verlangte von der Freundschaft volle Übereinstimmung auch „im Werkbilden“. Wo dies fehlte,

hatte auch die wärmste persönliche Zuneigung und das zarteste persönliche Verständnis keine Bedeutung, keinen Wert und keinen Trost für ihn. Ein ganzes Jahr lang antwortet er Norton auf keinen seiner Briefe, weil ihm der amerikanische Befreiungskrieg als unüberwindliche Ungeheuerlichkeit erscheint, die ihre Rechtfertigung gerade darin zu finden scheint, daß Männer wie Norton und Lowell dafür eintreten. Angeblich für die Sklavenemanzipation kämpfend, hätten die Nordstaaten nur Gebietserweiterung gesucht. „Es ist mir so, als sähe ich Dich Deine Hände in Blut waschen und dazu pfeifen und — sentimental werden.“ — Später zieht sich das gelockerte Band wieder zusammen. Aber nun tritt auch Norton in die Reihe derer, die ihn von seinen sozialen Bestrebungen zurückhalten möchten. So konnte er in *Fors Clavigera* in die Klage ausbrechen: „Sie alle, von denen ich am bestimmtesten Hilfe erwartet hatte, enttäuschen mich in dieser meiner Hauptaufgabe. Einige spotteten, einige bemitleideten mich, andere machten mir Vorwürfe. Aber alle verstopften ihre Ohren, um den Hilferuf nicht zu hören. Zuletzt wurde meine Einsamkeit größer, als ich ertragen konnte.“* Was ihm diese Klage erpreßte, war zunächst die Erfahrung mit Froude, Carlyles Biographen, mit dessen Auffassung englischer Geschichte er warm sympathisierte. Er hielt ihn auch für einen treuen

* *Fors Clavigera IV.* p. 344.

Gesinnungsgenossen in dem St. Georgenunternehmen. Zu erfahren, daß er sich darin gegen ihn gewandt und auch andere abgehalten, der Sache beizutreten, war ein nie zu verwindender Schmerz, der an seiner Gesundheit gefährlich rüttelte. Und an Norton, der ihn trotz abweichender Ansicht seiner Freundschaft versichert hat, schreibt er: „Niemand tut mir wohl, wenn er mich nur lieb hat. Ich besitze tausendfach mehr Liebe, als ich bedarf, oder damit anzufangen weiß. Aber die Menschen tun mir wohl, die es mir möglich machen, sie zu lieben — was nicht leicht ist. Ich kann Dich aber nicht ordentlich lieben, so lange Du mich stillschweigend so weit für einen Narren hältst, daß ich meine beste Kraft vergeude, um über Dinge zu schreiben, die ich nicht verstehe." Ruskin erging es hierin aber wie allen schöpferischen Menschen. Wo ihre Überzeugung mit der Freundschaft in Konflikt gerät, stehen sie einsam da. Und seine sozialen Überzeugungen waren so sehr Ausdruck seiner Lebenserrungenschaften, ja seiner Weltanschauung, daß, wer sie antastete, ihn in seinem Heiligtum antastete. So erzählt Mr. Myers, daß nach seiner Genesung 1878 sich eine Anzahl Freunde und Verehrer zusammentaten, um ein kostbares Gemälde Turners, das Ruskin früher besessen und für soziale Zwecke verkauft hatte, für ihn zurückzugewinnen, zu einem Preis, der ungefähr der Summe entsprach, die er selbst

für die Georgengilde gegeben hatte. Die Geber aber erhielten zum Dank einen Brief voll des tiefsten Herzeleides bei dem Gedanken, daß die Freunde, die so viel für ihn täten, und fast alles tun würden, um ihm Freude zu machen, nicht willens wären, sich mit ihm zu der St. Georgengilde zusammenzuschließen mit der kleinen Schar, die an Reinheit und Wahrheit glaubte.

Gewöhnliche Menschen empfinden und handeln anders. Gewöhnliche Menschen teilen aber auch nicht Ruskins volle Leidenschaft für Gerechtigkeit und Wahrheit. Er selbst hat seinen Standpunkt in rührenden Worten motiviert: „Meine eigene Befriedigung hätte ich darin gefunden, jedes nur irgend erschwingliche Blatt von Turner zu kaufen, und meine Tage ruhig in Brantwood in meinem Garten und unter meinen Bildern zu verbringen. Alle Welt hätte mich gepriesen, weil ich mir selbst Gutes getan hätte. Ich zweifle nicht, hätte Gott mich zu dieser Selbstsucht verdammt, so hätte er auch den Fluch über mich verhängt, glücklich dabei zu sein. Er hat mich aber andere Wege geführt. Und eines Tages werden meine Freunde, wenn sie weise und gütig sind, obwohl sie mich jetzt dafür noch nicht loben — freilich auch nicht verdammen können — sich darüber freuen, als Zeugnis eines höheren Lebensausganges." *

Von Londoner Ästheten befragt, weshalb er sein

* *Fors Clavigera IV.* p. 91.

Haus in Brantwood so wenig nach den Gesetzen moderner Innenkunst ausgestaltet habe, erwidert er, daß die Harmonie der Farben und Formen, die er bedürfe, ihm die Aussicht auf Himmel und See gewähre. Wenn aber ein einziger Fabrikschornstein herüberschaute, würde ihm der ganze Genuß verdorben sein. Und nun wendet er sich gegen die eigentümliche Form „modernen Mönchtums, die sich das Leben in der eignen Zelle behaglich gestalte, statt es öde zu lassen, und zu weiterer Extravaganz verführt werde aus Hochmut auf seinen guten Geschmack. Dies zeitige auch bei den besten Menschen die größte Selbstsucht. Denn es lasse sie das Elend der sie umgebenden Welt vergessen. . . .“ „Mich aber kann venezianisches Glas nicht für die Zerstörung Venedigs entschädigen, noch die Bequemlichkeit meines Armstuhls für die Armut in den Londoner Vorstädten.“* Hatte er so unrecht mit dem Scherz, daß sein Wesen gewürzt sei aus einer Mischung des heiligen Hieronymus und John Knox? „Das beste, was Du für mich tun kannst“, schreibt er an Norton, „wäre, die wesentlichen Unterschiede festzustellen und zu bemeistern zwischen den Staatsökonomen und mir. Wenn ich unrecht habe, zeige mir worin — es ist hohe Zeit. Haben sie unrecht, dann überlege, wohin das führen muß; und was Deine Pflicht ist mir und ihnen gegenüber. . . . So lange Du es

* *Modern Painters II, Preface (1883).* § 8 und 9.

nicht tust, bist Du mir nur das, was mir auch andere Freunde gewesen sind: — Du suchst mein Bestes auf Deine und nicht auf meine Art. . . .“ In der sich in diesem allen kundgebenden Hypersensitivität sahen nicht nur Norton und die Ärzte die Ursache zu Ruskins Erkrankung. Auch Max Müller äußert sich ähnlich: „Wenn je einer aktive, mächtige Geisteskraft besaß, so war es Ruskin. Zweifellos hat er angestrengt gearbeitet. Aber ich bezweifle, daß angestrengte Arbeit ein gesundes Gehirn versehren kann. . . . Dagegen führt überreizte Sensitivität viel eher Unheil herbei als stetige geistige Anstrengung“ (a. a. O.).

Über den Zusammenbruch seiner Geisteskraft im Jahr 1878 ist schon oben (Letzte Liebe) berichtet worden. Wenn er sich danach auch wieder erholt hat, wenn er auch wieder, allen Ermahnungen zum Trotz, in derselben Weise rastlos tätig war wie zuvor, so hat seine Geisteskraft damals doch einen Stoß erlitten, den er nie mehr völlig verwunden hat. Scheinbar zwar wurde er wieder der Alte. Er machte Reisen, mit anstrengenden Untersuchungen der Kunstwerke; er zeichnete und malte, er vertiefte sich in zoologische und botanische Studien, und schrieb die dahin einschlägigen Bücher. Ganze Monate verlebte er still in Coniston. Liebevollste Pflege wurde ihm zuteil, wenn er ihrer bedurfte. In dem Familienkreis seiner Nichte fühlte er sich geborgen; Besuche von weit-

her erquickten und erfreuten ihn, und wer ihn nur kurz sah, gewann den Eindruck eines viel beschäftigten, aber in seiner Arbeit und durch seine Umgebung beglückten Menschen. Aus seinen Briefen geht hervor, daß seine Regsamkeit nicht nachgelassen hatte. Auf Nortons Warnung, sein Licht nicht an beiden Seiten zugleich anzuzünden, meint er, das sei an den vielen dunklen Orten, an denen er lebe, die einzig richtige Art, sein Leben zu nützen. Die Vielseitigkeit seiner Interessen verminderte sich nicht; Ruhe gönnte er sich nicht, und die Anfeindungen seiner sozialen Unternehmungen führten immer neue Erregungen herbei. „Wenn ich darüber nachdenke", sagte er zu Hall Caine, „bin ich in acht Tagen wieder verrückt."
1881 kam ein erneuter Anfall, der sich bald darauf noch schlimmer wiederholte und dem ein völliger Zusammenbruch folgte. Doch machten sich zunächst keine üblen Folgen geltend, und Ruskins Vertrauen in seine Fähigkeiten war nicht zu erschüttern. 1883 folgte er der Wiederwahl zum Slade-Professor und konnte nicht nur in Oxford, sondern auch anderwärts in gewohnter Weise Vorträge halten.
1883 sah Norton ihn nach zehn Jahren zuerst wieder. Die Veränderung war groß. Er hatte ihn in der Erinnerung als kräftigen Mann, „jugendlich für seine Jahre, lebhaft in seinem Gebaren, hoch von Gestalt, mit bartlosem Antlitz und lebhaftem

Blick. Nun war er ein alter Mann geworden, älter aussehend als er war, die Gestalt gebeugt, mit einem Patriarchenbart und dem Ausdruck beständiger Müdigkeit. Doch dazwischen kehrte die alte Frische zurück, das entzückende Lächeln verklärte sein Wesen zu voller Herzlichkeit. Gelegentlich brach auch die unbesiegliche Jugendlichkeit seines Temperaments hervor und behauptete sich aufs neue mit vollständiger Beherrschung der Manieren und des Ausdrucks, und es kamen Stunden, in denen die alte, fröhliche Laune ihn mit unwiderstehlichem Zauber erfüllte.“ *

Allmählich aber schwanden die Kräfte. Wohl war ihm ein hohes Alter beschieden. Die Zähigkeit seiner Natur überwand immer aufs neue die Leiden, die ihn wiederholt aufzureiben drohten. Doch der Leib widerstand. Mit völliger Offenheit spricht er von den Delirien seiner Krankheit. Seine Visionen waren Visionen kosmischer Vorgänge. Die Sterne eilen zueinander. Die Laternen der Stadt gleiten durch die Nacht wie zu einem Weltenzusammenstoß. Eine Drehorgel klingt wie Sphärenmusik, und alles ist von rauschenden Farbenwundern erfüllt. Im Vergleich zu der prosaischen Gegenwart kann er nicht umhin, der Gesichte mit fast sehnsüchtigem Bedauern zu gedenken. Aus diesen Visionen, so krankhaft sie waren, aber doch aus dem Unterbewußtsein aufsteigend, ist er-

* *Letters to Norton II.* p. 166.

sichtlich, in wie großen Zügen sich die kosmischen Eindrücke flammend in seine Seele geschrieben hatten. Dann ließen die Erregungen nach und die Reaktion allmählicher Erschöpfung trat ein. In den achtziger Jahren konnte er wohl noch Reisen machen, sich an der Jugend, die er gern um sich versammelte, erfrischen, und in geistige Arbeit vertiefen. Stammt doch *Praeterita* aus dieser Zeit. Freilich mit Unterbrechung geschrieben, und am Schluß (1888) nicht frei von Anzeichen geistigen Erlahmens. Und als die Nacht gekommen (1888), in der niemand wirken kann, versank der Geist in einen Zustand des Schlummerns, aus dem er ungern erweckt wurde. Die Landbewohner betrachteten ihn voll Ehrfurcht, wie ihre Vorfahren zu den Einsiedlern aufgesehen hatten. Den Kindern, die zu erfreuen er immer neue Spiele erfand, erschien er als Wundertäter. Stundenlang konnte sein Auge auf dem Duft der Berge weilen, dem Spiel der Wellen zuschauen. Und an dem Ausdruck seiner Züge war ersichtlich, daß aus der reichen, immer mehr in Schlummer versinkenden Welt seines Innern Träume aufstiegen, die ihn erquickten. Den Ehrungen, Deputationen, Adressen, Schreiben und Blumen ohne Zahl, die zum achtzigsten Geburtstage die Stille dieses jenseit dieser Welt weilenden Geistes durchbrachen, hat er noch gelauscht wie fernem Glockenläuten, das ihn aus Vergangenheiten grüßte. Aber dann kam die Zeit,

die ihn fest ans Zimmer bannte, und in der kein Ton der Außenwelt ihn innerlich mehr erreichte. Und der Erlöser Tod kam sanft und schmerzlos. (20. Februar 1900.) Da schien ganz England zu erwachen in der Trauer um den letzten ihrer großen Männer. Hätte ihn nur bei vollem Bewußtsein noch ein Teil dieser Bewunderung, Verehrung, Liebe und Dankbarkeit erreicht, die hier aus allen Teilen der Welt, wo man englisch spricht, zusammenströmte, wie anders hätte er auf sein Leben, das ihn verloren, und sein Streben, das ihm vergeblich gedünkt, zurückblicken können. Unter den vielen Ausdrücken, die die Liebe in diesen Tagen gewann, trug der rührendsten einer der Kranz des Dorfschneiders. Er hatte die Inschrift: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes.“ Das Anerbieten der Nation, dem großen Toten die höchste Ehre zu erweisen, die sie zu vergeben hat, und ihn in Westminster Abbey beizusetzen, wurde in Ruskins Sinne abgelehnt. Er hat immer da zu ruhen gewünscht, wo er sterben würde. Und wie wäre es möglich gewesen, seine sterblichen Reste auf Schienen und durch lärmende Straßen zur Ruhe zu geleiten? So wurde er unter Blumen gebettet, über seinen Sarg ein Leintuch gebreitet, das Eigengespinst der von ihm ins Leben gerufenen alten Industrie von Keswick, von hochroter Seide umsäumt, mit den Initialen „Diesem Letzten“ bestickt, und über das graue Leinen

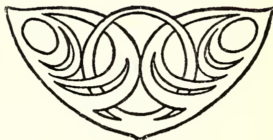
seine Lieblingsblumen, die wilden Heckenrosen verstreut, so, wie sie auf Botticellis „Frühling“ prangen. Nirgends aber war Schwarz zu sehen, das er nicht mochte; hatte er doch seiner Mutter Sarg blau anstreichen lassen.

Auf dem Kirchhof in Coniston haben sie ihn beigesetzt, unter den dichten Zweigen einer alten Tanne. Und hinter der Kirche, abgeschlossen von dunklen Eiben, erheben sich die Klippen von Coniston, nach denen ihn in der Jugend verlangte, und unter denen ruhen zu dürfen er in schwerer Krankheit von Gott erfleht hat.

No carping littlenesses lift their head
Where he is, mid the great unjealous dead.

He thirsted — as a thirsty land for rain —
For Beauty, and for God as men for gain;
Now may he drink of the immortal tide,
Ever athirst, and ever satisfied.

(F. W. Bourdillon)



INHALT

